This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

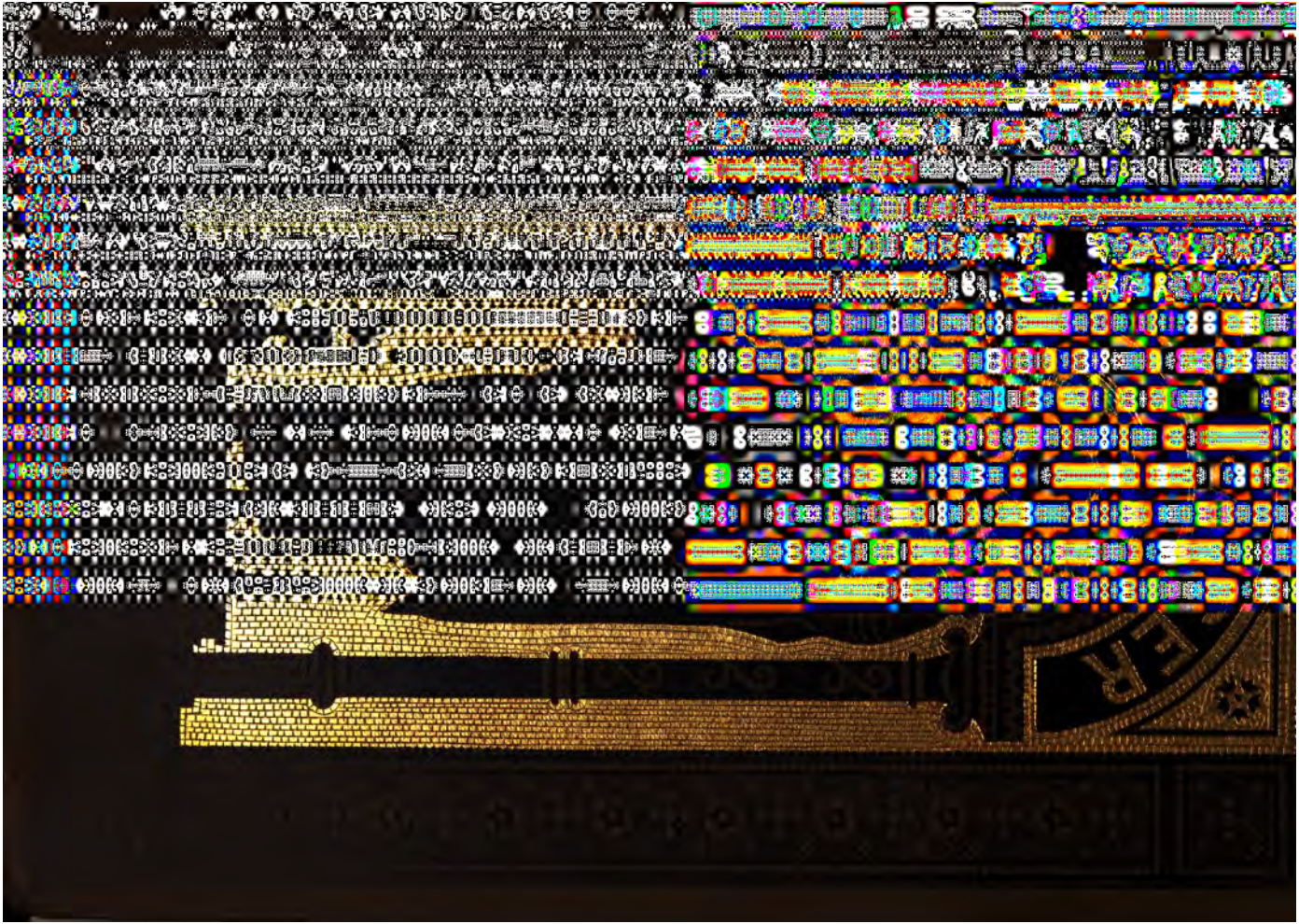
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

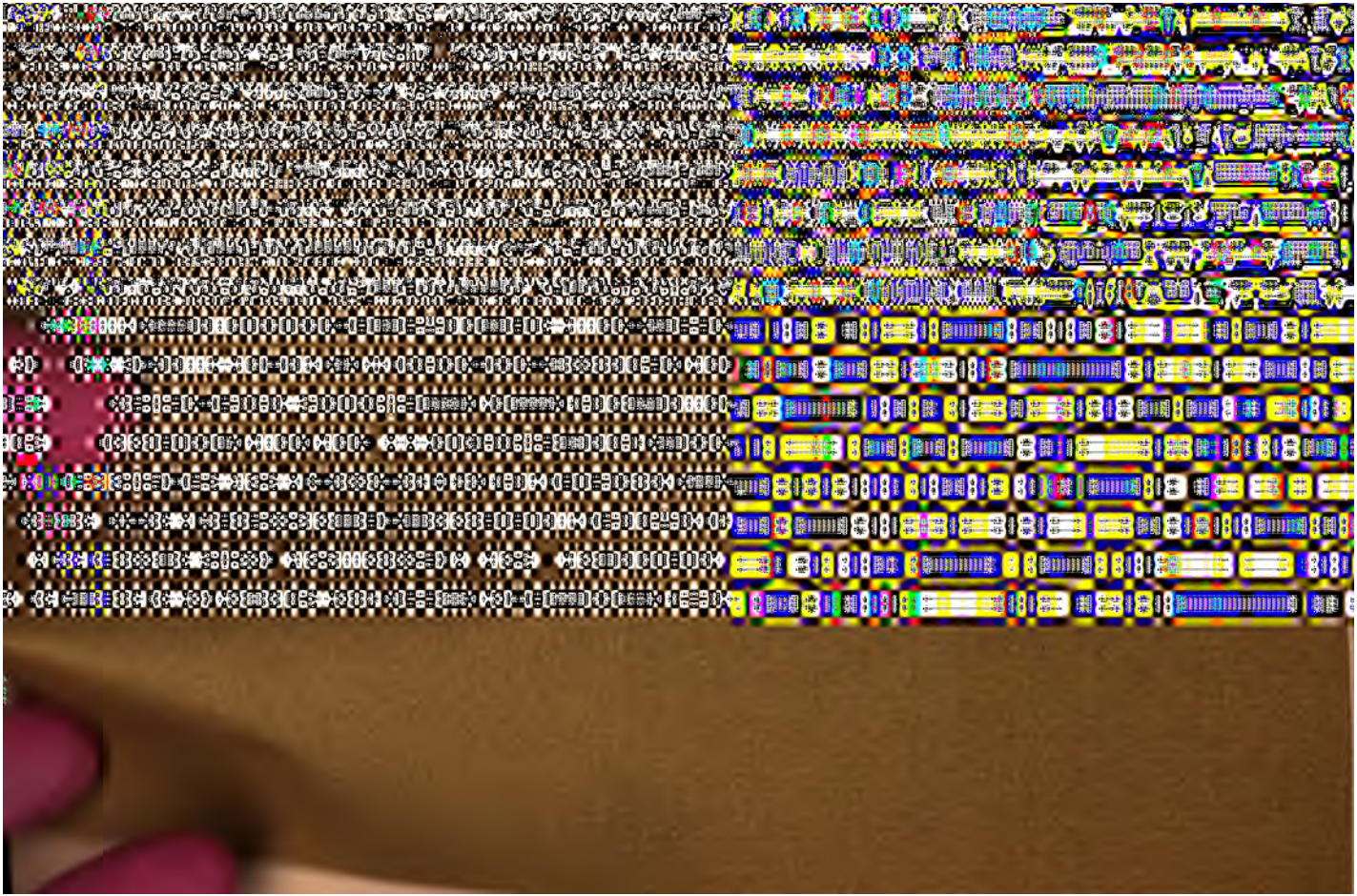
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.





Der Kaiſer.

Zweiter Band.

Der Kaiſer.

Roman

von

Georg Ebers.

Zwölfte Auflage.

Zweiter Band.

Stuttgart und Leipzig.
Deutſche Verlags-Anſtalt.
1902.

Alle Rechte,
insbesondere das Recht der Ueberſetzung in andere Sprachen und der Dramatiſirung, vorbehalten. Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.

PT
1851
E5K2
1902
v.2

Papier und Druck der Deutſchen Verlags-Anſtalt in Stuttgart.

Erſtes Kapitel.

Frau Hanna hatte bis zum Aufgang der Sonne bei Selene gewacht und ihr den kranken Fuß ſowie die Kopfwunde ununterbrochen gekühlt.

Der alte Arzt zeigte ſich nicht unzufrieden mit dem Befinden der Patientin, befahl aber der Witwe, ſich ein wenig niederzulegen und ihrer jungen Freundin die Pflege auf einige Stunden zu überlaſſen.

Als Maria mit der Kranken allein war und ihr den erſten Umſchlag aufgelegt hatte, wandte ihr Selene das Antlitz zu und ſagte: „Du warſt alſo geſtern auf der Lochias. Erzähle mir, wie Du dort alles fandeſt. Wer führte Dich in unſere Wohnung, und haſt Du auch meine kleinen Geſchwiſter geſehen?“

„Du biſt noch immer nicht ganz fieberfrei, und ich weiß nicht, ob ich viel mit Dir reden darf; aber ich thät' es ſo gern!“

Dieſe Verſicherung klang ſehr freundlich, und die Augen des mißgeſtalteten Mädchens gewannen einen innigen, lieblichen Glanz, während ſie ſprach.

Selene flößte ihr nicht nur Teilnahme und Mitleid, ſondern auch Bewunderung ein; denn ſie war ſo ſchön,

ſo ganz, ganz anders als ſie ſelbſt, und bei jeder Handreichung, die ſie ihr leiſtete, war es ihr zu Mute wie einem verachteten Armen, dem ein Fürſt bewilligte, ihn zu pflegen.

Ihr Rücken war ihr noch nie ſo krumm, ihr braunes Geſicht ihr zu keiner andern Zeit und nirgends ſo häßlich vorgekommen wie heute neben dieſer ſo ebenmäßig, in ſo zarter, lieblicher Rundung gebildeten Mädchengeſtalt.

Aber Maria empfand auch nicht die leiſeſte Regung des Neides. Sie fühlte ſich nur glücklich, Selene helfen, ihr dienen, ſie anſchauen zu dürfen, obgleich ſie eine Heidin war.

In der Nacht hatte ſie auch innig gebetet, der Herr möge ſich dieſes ſchönen, guten Geſchöpfes annehmen, die Kranke geneſen laſſen und ihre Seele mit jener Liebe zu dem Heiland erfüllen, die ſie ſelbſt beglückte.

Mehr als einmal hatte es ſie gedrängt, ſie zu küſſen, aber ſie wagte es nicht; denn es war ihr, als wäre die Kranke aus einem feineren Stoffe gebildet als ſie.

Selene fühlte ſich matt, ſehr matt, und wenn der Schmerz nachließ, empfand ſie in ihrer ſtillen, liebreichen Umgebung ein wohliges Gefühl des Friedens und des Ausruhens, das ihr neu und ſehr angenehm war, obgleich es fortwährend von der Sorge um die Ihren unterbrochen wurde. Die Nähe Frau Hannas that ihr wohl; denn nun glaubte ſie auch in ihrer Stimme etwas zu finden, das ihrer Mutter eigen geweſen war, wenn ſie mit ihr geſpielt und ſie beſonders zärtlich ans Herz gezogen hatte.

An dem Klebetiſch in der Papyrusfabrik war der Anblick der Verwachſenen Selene zuwider geweſen; hier

bemerkte ſie, wie gute Augen und eine wie freundliche Stimme ſie habe, und die Sorgfalt, mit der Maria ſo leiſe, als empfänden ihre Hände die Schmerzen mit, die ſie ſelber duldete, ihr den Umſchlag vom Fuße genommen und wieder auf den kranken Knöchel gelegt hatte, erweckte ihre Dankbarkeit.

Ihre Schweſter Arſinoe war ein eitles alexandriniſches Kind und hatte der Armen nach dem häßlichſten unter den vor Ilion lagernden Hellenen den Spitznamen „Jungfrau Therſites“ gegeben, und Selene ihr manchmal nachgeſprochen.

Jetzt dachte ſie nicht mehr an dies garſtige Wort und begegnete dem Bedenken der Pflegerin, indem ſie ſagte:

„Das Fieber kann nicht ſtark ſein. Wenn Du mir etwas erzählſt, brauch' ich nicht immer an dieſe heilloſen Schmerzen zu denken. Ich ſehne mich nach Hauſe. Haſt Du die Kinder nicht geſehen?“

„Nein, Selene, ich bin nicht weiter als vor eure Wohnung gekommen. Die freundliche Thorhüterin hatte mir gleich geſagt, ich würde weder Deinen Vater noch Deine Schweſter finden und eure Sklavin wäre ausgegangen, um Kuchen für die Kleinen zu kaufen.“

„Kaufen?“ frug Selene erſtaunt.

„Die Alte ſagte auch, der Weg zu euch führe durch viele Räume, in denen Sklaven arbeiteten, und ihr Sohn, der gerade bei ihr war, ſollte mich begleiten. Er that es auch, aber eure Thür war verſchloſſen und da ſagte er, ich möge ſeiner Mutter anvertrauen, was es zu beſtellen gebe. Das that ich, denn ſie ſah aus, als ſei ſie klug und freundlich geſinnt.“

„Das iſt ſie.“

„Und sie hat Dich sehr lieb; denn als ich ihr von Deinem Leiden erzählte, flossen ihr helle Thränen über die Wangen, und sie lobte Dich so innig und war so betrübt, als wärest Du ihre eigene Tochter.“

„Du hast doch nicht von unserer Arbeit in der Fabrik geredet?“ frug Selene ängstlich.

„Gewiß nicht, Du hattest mich ja gebeten zu schweigen. Ich soll Dir im Namen der alten Frau viel Freundliches sagen.“

Mehrere Minuten schwiegen beide Mädchen, dann fragte Selene:

„Hat auch der Sohn des Thorhüters, der Dich begleitete, gehört, wie übel es mir erging?“

„Ja. Auf dem Wege in eure Wohnung war er voll von Scherzen; als ich aber erzählte, daß Du mit dem verletzten Fuße ausgegangen wärest und nun nicht heimkehren dürftest und der Arzt besorgt sei, da wurde er zornig und führte gotteslästerliche Reden.“

„Erinnerst Du Dich noch, was er sagte?“

„Nicht recht; nur Eins weiß ich doch noch. Er klagte seine Götter an, daß sie schöne Werke schüfen, um sie zu beschädigen, ja er schalt auf sie . . .“

Maria schlug bei dieser Mitteilung die Augen nieder, als ob sie etwas Unziemliches erzähle; Selene aber errötete leise vor Vergnügen und sagte eifrig und als wollte sie die Lästerung des Bildhauers überbieten:

„Er hat ganz recht! — Die da oben treiben's darnach . . .“

„Das ist nicht gut!“ rief die Verwachsene vorwurfsvoll.

„Was?“ fragte die Leidende. „Ihr lebt hier still

für euch in lauter Frieden und Liebe. Manches Wort, das Frau Hanna bei unserer Arbeit sagte, hab' ich behalten, und nun seh' ich, daß sie auch nach ihren freundlichen Reden handelt. Für euch können die Götter wohl gut sein."

„Gott ist es für jeden."

„Auch für die," rief Selene mit flammenden Augen, „denen sie jedes Glück zerstören? Auch für das Haus mit acht Kindern, dem sie die Mutter raubten? Auch für die Armen, denen sie täglich drohen, ihnen den Ernährer zu nehmen?"

„Auch für sie gibt es einen gütigen Gott," unterbrach Frau Hanna, die in das Zimmer getreten war, die Kranke. „Ich zeige Dir einmal den freundlichen Vater im Himmel, der für uns alle sorgt, als wären wir seine Kinder; aber nicht jetzt. — Du sollst ruhen und nichts reden und hören, was Dein fieberndes Blut erregen könnte. Jetzt leg' ich Dir das Polster unter dem Haupte neu zurecht, Maria macht Dir einen frischen, kühlen Umschlag und dann versuchst Du zu schlafen."

„Ich kann nicht," entgegnete Selene, während Hanna ihr die Kopfkissen lockerte und behutsam umwandte. „Erzähle mir von Deinem freundlichen Gotte."

„Später, liebes Mädchen. Suche ihn nur, und er wird Dich finden; denn von all seinen Kindern hat er die, die schweres Leid ertragen, am liebsten."

„Die Leiden ertragen?" fragte Selene erstaunt. „Was hat ein Gott bei seinen olympischen Freuden mit denen zu thun, die Schmerzen erdulden?"

„Still, still, Kind," fiel Hanna der Kranken mit einer beruhigenden Handbewegung ins Wort, „Du wirst

bald erfahren, wie Gott für Dich ſorgt und wie lieb auch ein anderer Dich hat."

„Ein anderer?" murmelte Selene vor ſich hin, und die Wangen färbten ſich röter.

Sie dachte an Pollux und fragte ſich, ob ihn die Nachricht von ihren Leiden ſo ſehr erregt hätte, wenn er ihr nicht gut ſei.

Für das Geſpräch, das ſie vernommen, als ſie an ſeinen Schranken vorbeikam, begann ſie nach beſchönigenden Gründen zu ſuchen.

Er hatte ihr nie deutlich geſagt, daß er ſie liebe. Warum ſollte er, der Künſtler, der friſche, übermütige Geſell, nicht mit einem ſchönen Mädchen ſcherzen dürfen, auch wenn ſein Herz einer andern gehörte?

Nein, gleichgiltig war ſie ihm nicht; das hatte ſie in jener Nacht, als ſie ihm Modell ſtand, empfunden, das lehrte ſie Marias Erzählung, das meinte ſie zu ahnen; zu empfinden, zu wiſſen.

Je länger ſie an ihn dachte, deſto mehr begann ſie ſich nach ihm, den ſie ſchon als Kind ſo gern gehabt hatte, zu ſehnen.

Ihr Herz hatte noch nie für einen andern Mann geſchlagen; ſeitdem ihr aber Pollux in der Muſenhalle wieder begegnet war, erfüllte ſein Bild ihr die ganze Seele, und das, was ſie nun empfand, mußte Liebe, konnte nichts anderes ſein.

Halb wachend, halb träumend ſtellte ſie ſich vor, daß er in dies ſtille Gemach trete, ſich an das Hauptende ihres Lagers ſetze und mit den guten Augen in die ihren ſchaue. Ach, und nun konnte ſie nicht anders! Sie mußte ſich aufrichten und ihm die Hände entgegenſtrecken.

„Ruhig, Kind, ruhig," warnte Hanna, „es thut Dir nicht gut, Dich ſo viel zu bewegen."

Da öffnete Selene die Augen, um ſie gleich wieder zu ſchließen, und träumte lange Zeit weiter, bis ſie von lauten Stimmen im Garten aus der Ruhe geſchreckt wurde.

Frau Hanna verließ das Gemach, ihre Stimme miſchte ſich in die der anderen Leute vor dem Hauſe, und als ſie zu der Leidenden zurückkehrte, waren ihre Wangen gerötet, und ſie fand nicht ſogleich paſſende Worte, um der Kranken mitzuteilen, was ſie ihr doch wohl erzählen durfte.

„Ein ſehr großer Menſch im übermütigſten Anzuge," ſagte ſie endlich, „verlangte Einlaß zu uns, und als der Thorhüter ihn abwies, erzwang er ſich ihn. Er fragte nach Dir."

„Nach mir?" frug Selene errötend.

„Ja, mein Kind. Er brachte einen großen, ſelten ſchönen Blumenſtrauß und ſagte dazu, der Freund von der Lochias laſſe Dich grüßen."

„Der Freund von der Lochias?" murmelte Selene nachdenklich vor ſich hin. Dann leuchteten ihr die Augen freudig auf, und ſie fragte ſchnell: „Du ſagteſt, der Mann, der den Strauß brachte, ſei ſehr groß geweſen?"

„Das war er."

„O bitte, Frau Hanna," rief Selene und verſuchte ſich aufzurichten, „laß mich die Blumen ſehen!"

„Haſt Du einen Bräutigam, Kind?" frug die Witwe.

„Einen Bräutigam? Nein! Aber da iſt ein junger Mann, mit dem wir immer ſpielen durften, als wir noch klein waren, ein Künſtler, ein guter Menſch, und von dem wird der Strauß ſein."

Hanna sah die Leidende teilnehmend an, winkte Maria und sagte:

„Der Strauß ist sehr groß. Du magst ihn Dir ansehen, hier bleiben darf er aber nicht; der Duft von so vielen Blumen könnte Dir schaden.“

Maria stand von dem Sessel neben dem Haupte der Kranken auf und flüsterte ihr fragend zu:

„Der große Thorhütersohn?“

Selene nickte lächelnd mit dem Kopfe, und als die Frauen sich entfernten, änderte sie die nach der Seite gewandte Lage, streckte sich gerade auf den Rücken aus, preßte die linke Hand aufs Herz, und schaute tief atmend in die Höhe. Dabei sang und klang es ihr vor den Ohren und ihre umschleierten Augen erblickten bunt flimmernde Lichtkörper von schönem Glanz. Es wurde ihr schwer zu atmen, und doch war es ihr, als sei die Luft, die sie einzog, von Blumendüften durchweht.

Hanna und Maria brachten den gewaltig großen Strauß.

Die Augen Selenens leuchteten heller, und voller Bewunderung schlug sie die Hände zusammen. Dann ließ sie sich das herrliche, farbenbunte, duftende Geschenk bald von dieser, bald von jener Seite zeigen, drückte das Antlitz in die Blüten und küßte dabei heimlich den zarten Rand einer schönen, halberschlossenen Rosenknospe. Sie fühlte sich wie berauscht, und in langsamer Folge floß ihre eine helle Thräne nach der andern über die Wangen.

Maria war die erste, die die in das Band an den Stielen des Straußes gesteckte Nadel bemerkte. Sie löste sie los und zeigte sie Selene, die sie ihr schnell aus der Hand nahm. Ueber und über errötend heftete

sie die Augen auf das in den Stein geschnittene Bild des seine Pfeile schleifenden Eros. Sie empfand keinen Schmerz mehr, sie fühlte sich ganz gesund und dabei so froh, so stolz, so überglücklich.

Frau Hanna sah mit Besorgnis ihre große Erregung, winkte Maria und sagte:

„Nun ist's genug, meine Tochter; wir stellen den Strauß vor das Fenster, damit Du ihn sehen kannst."

„Schon?" fragte Selene voller Bedauern und brach dabei einige Veilchen und Rosen aus dem übervollen Gewinde.

Als sie wieder allein war, legte sie die Blumen hin und betrachtete dann liebevoll die Figuren auf der schönen Spange.

Die hatte gewiß Teuker, der Bruder ihres Pollux, der Steinschneider, gefertigt.

Wie fein war der Bildstich, wie sinnig gewählt der Gegenstand, den er zur Darstellung brachte! Nur die schwere goldene Einfassung beunruhigte sie, die seit manchem Jahr mit dem Gelde haushalten und immer haushalten mußte.

Sie sagte sich, daß es von dem armen Jungen, der auch die Schwester zu erhalten hatte, doch unrecht sei, sich für sie in so große Unkosten zu stürzen. Aber sein Geschenk machte sie darum nicht weniger froh; es wäre ihr ja auch von ihrem eigenen kleinen Besitz für ihn nichts zu kostbar erschienen. Später wollte sie ihn schon Sparsamkeit lehren.

Die Frauen kamen zu ihr zurück, nachdem sie mit vieler Mühe den Strauß vor dem Fenster aufgestellt hatten, und erneuerten die Umschläge, ohne mit ihr zu

reden. Sie mochte auch gar nicht sprechen; denn sie hörte so gern den schönen Verheißungen zu, die das Herz ihr machte, und ihre Augen trafen, wohin sie auch schauten, auf etwas Liebes. Die Blumen auf ihrem Bett, der Strauß vor dem Fenster, die Spange in ihrer Hand, Frau Hannas gütiges Gesicht, selbst Marias unschöne Züge sah sie gern; denn die Verwachsene kam ihr vor wie eine Freundin, eine Vertraute. Pollux war ja Maria nicht fremd, und sie konnte mit ihr von ihm reden.

Selene erkannte sich selbst nicht wieder. Es war Winter in ihr gewesen, jetzt war es Frühling; es war Nacht in ihr gewesen, nun war es Tag; ihr Herz war wie verdorrt gewesen, nun glich es einem Garten, der sich anschickt, in der vollen Pracht des Frühlings zu grünen und Blüten zu treiben. Früher war es ihr schwer gefallen, die ausgelassene Heiterkeit Arsinoes oder der Kinder zu verstehen, ja, sie hatte sich über sie geärgert und sie zurechtgewiesen, wenn ihr fröhliches Lachen gar kein Ende nehmen wollte; heute hätte sie sich gern mit gleicher Hingabe gefreut.

Da lag das arme, schöne Geschöpf und blickte so glückselig nach dem Strauße vor dem Fenster und ahnte nicht, daß ein anderer als der, den sie liebte, ihn ihr übersandt haben könnte, ein anderer, nach dem sie noch weniger fragte als nach den Christen, die im Garten der Witwe des Pudens vor ihrem Fenster auf und nieder wandelten.

Da ruhte sie, erfüllt von Wonne und einer Liebe gewiß, die ihr niemals gegolten, sicher das Herz eines Mannes zu besitzen, der nicht an sie dachte und noch

vor wenigen Stunden mit ihrer Schweſter, berauſcht von Glück und Freude, dahingeraſt war.

Arme Selene!

Diesmal träumte ſie einen Traum von ungetrübter Seligkeit; doch den Minuten folgten Minuten, und eine jede brachte ſie dem Erwachen näher, und welchem Erwachen!

Ihr Vater war nicht, wie er gewollt hatte, vor dem Gang in die Präfektur mit Arſinoe bei ihr geweſen.

Der Wunſch, ſein Kind in einem ſeiner Herkunft würdigen Gewande zu Frau Julia zu führen, hatte ihn lange aufgehalten, und es war ihm doch nicht gelungen ſeinen Zweck zu erreichen.

Alle Webereien und Magazine waren geſchloſſen; denn die Arbeiter, Sklaven und Kaufleute nahmen teil an dem Feſte, und als die vom Präfekten beſtimmte Stunde nahte, ſaß ſeine Tochter noch immer in dem einfachen weißen Kleide und in dem ſchlichten, mit blauem Bande beſetzten Peplos, der bei Tage noch weit unſcheinbarer ausſah als am Abend, in der Sänfte.

Der Strauß, den Arſinoe von Verus empfangen hatte, bereitete ihr Vergnügen; denn Mädchen freuen ſich immer über ſchöne Blumen; es haben ja beide auch etwas Verwandtes.

Als Vater und Tochter vor der Präfektur anlangten, wurde Arſinoe ängſtlich, und Keraunus verſtand es nicht, den Verdruß zu verbergen, ſie in ſo einfacher Kleidung zu Frau Julia führen zu müſſen. Seine finſtere Stimmung hellte ſich keineswegs auf, als man ihn im Vorzimmer warten ließ, während Frau Julia mit der Gattin des Verus und Balbilla für ſeine Tochter wundervoll

gefärbte, kostbare Stoffe von der feinsten Wolle, von Seide und zartem Bombyxgewebe aussuchte. Diese Art von Arbeit hat die Eigentümlichkeit an sich, daß sie desto längere Zeit in Anspruch nimmt, je mehr Mithelferinnen sich an ihr beteiligen, und so mußte es sich der Verwalter gefallen lassen, wohl zwei Stunden in dem mehr und mehr mit Klienten und Besuchern sich füllenden Vorgemach des Präfekten zu warten. — Endlich kam Arsinoe zurück, ganz glühend, ganz voll von den glänzenden Dingen, die für sie vorbereitet wurden.

Ihr Vater erhob sich langsam von dem Polster, und während sie auf ihn zueilte, öffnete sich die Thür, und der reiche Besitzer der Papyrusfabriken, Plutarch, wurde wieder bekränzt, wieder mit kostbaren Blumen geschmückt, die aus den Brustfalten seines Palliums hervorleuchteten, von den beiden lebendigen Stützen in das Zimmer geschoben.

Jedermann erhob sich bei seinem Nahen, und als Keraunus sah, daß sich der erste Sachwalter der Stadt, ein Mann aus altem Geschlecht, vor ihm verneigte, that er es gleichfalls.

Die Augen Plutarchs waren weit stärker als die Beine, und da, wo es schöne Frauen zu sehen gab, erwiesen sie sich immer am stärksten.

Schon auf der Schwelle bemerkte er Arsinoe und winkte ihr mit beiden Händen zu, als wäre sie eine liebe alte Bekannte.

Das reizende Kind hatte es ihm angethan. In jüngeren Jahren hätte er alles aufgeboten, um ihre Gunst zu erringen; jetzt genügte es ihm, sie die seine angenehm fühlen zu lassen.

Nach seiner Gewohnheit ließ er sich ganz dicht an sie heranführen, berührte ihren Oberarm mehrmals mit der Hand und sagte heiter:

„Nun, holde Roxane, hat es Frau Julia recht gemacht mit den Kleidern?"

„O, sie wählten so schöne, so wunderschöne Stoffe!" entgegnete das Mädchen.

„Haben sie?" frug Plutarch wieder, um durch ein Wort zu verbergen, daß er etwas bei sich erwäge. „Haben sie? Wie sollten sie nicht?"

Das ausgewaschene Gewand Arsinoes war dem Alten ins Auge gefallen, und weil der Kunsthändler Gabinius heute morgen zu ihm gekommen war, um ihn auszuforschen, ob Arsinoe nicht doch zu seinen Arbeiterinnen gehöre, und ihm zu wiederholen, daß ihr Vater ein armer, hochnäsiger Schlucker sei, dessen Raritätenkram, von dem er einiges höhnisch hervorhob, nichts wert sei, so fragte er sich schnell, in welcher Weise er seinen hübschen Liebling vor den neidischen Zungen der Nebenbuhlerinnen bewahren könnte; denn es war ihm schon manche gehässige Aeußerung zu Ohren gekommen.

„Was die würdige Julia in die Hand nimmt, das muß ja trefflich geraten," begann er laut und fuhr dann flüsternd fort: „Uebermorgen, wenn die Goldschmiede die Werkstätten wieder öffnen, will ich sehen, was ich für Dich finde. — Ich falle zusammen. Richtet mich höher auf, Antäus und Atlas! So. — Ja, mein Kind, hier oben sieht er noch besser aus als da unten. Ist der starke Herr, der da hinter Dir steht, Dein Vater?"

„Ja."

„Hast Du keine Mutter mehr?"

„Sie ist gestorben.“

„O,“ entgegnete Plutarch im Tone des Bedauerns. Dann wandte er sich an den Verwalter und sagte: „Nimm meinen Glückwunsch zu solcher Tochter, Keraunus. Ich höre, Du mußt auch die Mutter bei ihr vertreten.“

„Leider, Herr! Mein armes Weib sah ihr ähnlich. Seit ihrem Tode führ' ich ein freudloses Leben.“

„Aber ich höre, daß Du Dich mit dem Sammeln von schönen Seltenheiten ergötzest. Wir teilen diese Neigung. Würdest Du Dich von dem Becher meines Namensvetters Plutarch trennen? Es soll ein gutes Stück sein, sagt der Kunsthändler Gabinius.“

„Das ist es,“ entgegnete der Verwalter mit Stolz. „Ein Geschenk des Kaisers Trajan an den Philosophen. Schön geschnitztes Elfenbein. Ich trenne mich schwer von dieser Perle; aber —“ und bei dieser Versicherung senkte er die Stimme — „aber ich bin Dir verpflichtet, Du nimmst Dich meiner Tochter an, und um Dir ein Gegengeschenk anzubieten, ver—“

„Davon kann keine Rede sein,“ unterbrach ihn Plutarch, der die Menschen kannte und den die geschwollene Art des Verwalters lehrte, daß der Kunsthändler ihn nicht mit Unrecht für einen hochmütigen Mann erklärt hatte. „Du erweisest mir eine Ehre, indem Du mir gestattest, das Meine für den Putz unserer Roxane beizutragen. Ich bitte Dich, mir den Becher zu senden. Jeden Preis, den Du stellst, billige ich natürlich von vorn herein.“

Keraunus kämpfte einen Augenblick mit sich selbst.

Hätte er nicht so dringend Geld gebraucht, wäre der Wunsch, einen neuen, ansehnlichen Sklaven hinter sich

herſchreiten zu ſehen, nicht gar ſo lebendig in ihm geweſen, hätte er darauf beſtanden, Plutarch ſeinen Becher zu ſchenken; ſo aber räuſperte er ſich, ſchaute zu Boden und ſagte verlegen und ohne jede Spur der früheren Sicherheit: „Ich bleibe Dein Schuldner, aber Du wünſcheſt, wie es ſcheint, daß wir dies Geſchäft nicht mit anderen Dingen vermengen. Wohl denn! Ich bekam für ein Schwert des Antonius, das ich beſaß, zweitauſend Drachmen . . .“

„Dann hat,“ fiel ihm der alte Herr ins Wort, „der Becher Plutarchs, das Geſchenk des Trajan, den doppelten Wert, zumal für mich, der ich mit dem großen Manne verwandt war. Darf ich Dir viertauſend Drachmen für Deinen Schatz bieten?“

„Ich wünſche Dir gefällig zu ſein, und ſo ſage ich Ja,“ entgegnete der Verwalter würdevoll und drückte Arſinoe, die dicht neben ihm ſtand, den kleinen Finger. Ihre Hand hatte ſchon lange die ſeine berührt, um ihn zu ermahnen, doch bei ſeiner erſten Abſicht zu verbleiben und Plutarch den Becher zu ſchenken.

Als das ungleiche Paar das Vorgemach verließ, ſchaute Plutarch ihm ſchmunzelnd nach und dachte bei ſich:

„So war's recht. Wie wenig hab' ich im ganzen von meinem Reichtum, wie oft möcht' ich, wenn ich einen rüſtigen Laſtträger ſehe, mit ihm tauſchen; aber heute war es doch gut, daß ich habe, ſo viel ich nur mag. Das reizende Kind! Für die Leute braucht es notwendigerweiſe ein neues Kleid, ſeiner Schönheit aber that das verwaſchene Fähnchen wahrlich keinerlei Eintrag. Sie gehört ja zu mir; denn ich habe ſie in der Fabrik unter den Kleberinnen geſehen, — das weiß ich.“

Keraunus war mit der Tochter ins Freie gelangt.

Vor der Präfektur konnte er nicht umhin, laut vor sich hin zu kichern, seinem Kinde die Schulter zu streicheln und ihm zuzuraunen:

„Ich sagte Dir's ja, Mädchen. Wir werden noch reich, wir kommen wieder empor und brauchen in nichts hinter den anderen Bürgern zurückzustehen."

„Ja, Vater, aber gerade weil Du das glaubst, hättest Du doch eigentlich dem alten Herrn den Becher schenken können."

„Nein," entgegnete Keraunus. „Geschäft ist Geschäft; aber später zahle ich alles, was er für Dich thut, zehnfältig heim — durch mein Bild des Apelles. Frau Julia erhält den mit den beiden geschnittenen Steinen besetzten Schuhriemen, der von einer Sandale Kleopatras stammt."

Da schlug Arsinoe die Augen nieder; denn sie wußte, wie viel diese Schätze wert waren, und sagte:

„Das können wir ja später bedenken."

Dann stiegen sie und der Vater in die auf sie wartenden Sänften, ohne die Keraunus schon nicht mehr bestehen zu können meinte, und ließen sich zu dem Garten der Witwe des Pudens tragen.

Die glückselige Träumerei Selenes wurde durch diesen Besuch unterbrochen.

Keraunus benahm sich gegen Frau Hanna mit eisiger Kälte; denn es gereichte ihm zur Befriedigung, ihr seine Verachtung gegen alles, was Christ hieß, fühlbar zu machen.

Als er ihr sein Bedauern aussprach, daß Selene gezwungen worden sei, bei ihr zu bleiben, sagte die Witwe:

„Es geht ihr doch beſſer hier als auf der Straße.“

Auf die Verſicherung des Verwalters er nehme nichts geſchenkt und werde die Pflege ſeiner Tochter bezahlen, entgegnete Hanna:

„Wir thun gern für Dein Kind, was wir können, und ein Anderer lohnt uns dafür.“

„Das wollt' ich mir verbitten!“ rief Keraunus entrüſtet.

„Wir verſtehen uns nicht,“ verſetzte die Chriſtin freundlich. „Ich meine keinen ſterblichen Menſchen, und der Lohn, den wir erſtreben, iſt kein Geld und Gut, ſondern das frohe Bewußtſein, den Schmerz eines Leidenden gelindert zu haben.“

Keraunus zuckte die Achſeln und entfernte ſich, nachdem er Selene befohlen hatte, den Arzt zu fragen, wann ſie wieder nach Haus gebracht werden dürfe.

„Ich laſſe Dich keinen Augenblick länger hier als es not thut,“ ſagte er ſo dringend, als gälte es, ſie aus einem verpeſteten Hauſe zu entfernen, küßte ihr die Stirn, grüßte Frau Hanna ſo herablaſſend, als habe er ihr eben ein Almoſen gereicht, und entfernte ſich, ohne Selenes Verſicherung, ſie befinde ſich ſehr wohl bei der Witwe, zu Ende zu hören.

Der Boden hatte ihm längſt unter den Füßen und das Geld in der Taſche gebrannt; beſaß er doch Mittel in Fülle, ſich einen vortrefflichen neuen Sklaven zu kaufen. Vielleicht reichten ſie ſogar, wenn er den alten Sebek mit in den Kauf gab, für die Erwerbung eines gut ausſehenden Griechen, der ſeine Kinder im Leſen und Schreiben unterrichten konnte. Auf das Aeußere des neuen Hausgenoſſen wollte er den Hauptaugenmerk richten; wenn

er auch geſchult war, ließ ſich damit der hohe Kaufpreis, den er für ihn zu zahlen gedachte, entſchuldigen.

Als ſich Keraunus dem Sklavenmarkte näherte, ſagte er ſich nicht ohne Rührung über ſein väterlich geſinntes Herz:

„Alles zu Ehren des Hauſes, alles nur für die Kinder!“

Arſinoe blieb ſeiner Beſtimmung gemäß bei Selene. Ihr Vater wollte ſie auf dem Heimwege abholen.

Nachdem ſich der Verwalter entfernt hatte, verließ Frau Hanna mit Maria die Schweſtern; denn ſie vermuteten, daß ſie den Wunſch hegen müßten, mancherlei ohne Zeugen mit einander zu beſprechen.

Sobald beide Mädchen allein waren, ſagte Arſinoe:

„Du haſt rote Wangen, Selene, und ſiehſt heiter aus, ach, und auch ich, ich bin ſo glücklich — ſo glücklich.“

„Weil Du die Roxane darſtellſt?“

„Auch das iſt ja ſchön, und wer hätte noch geſtern morgen gedacht, daß wir heute ſo reich ſein würden! Wir wiſſen gar nicht mehr, wohin mit dem Gelde.“

„Wir?“

„Ja, denn der Vater verkaufte zwei Sachen aus ſeinem Kram für ſechstauſend Drachmen.“

„O!“ rief Selene und klatſchte leis in die Hände. „Dann laſſen ſich doch die dringendſten Schulden bezahlen.“

„Gewiß; aber das iſt noch lange nicht alles.“

„Nun?“

„Wo ſoll ich anfangen? Ach, Selene, das Herz iſt mir ſo voll. Ich bin müde, und doch könnt' ich tanzen und ſingen und toben heute und die Nacht durch und

morgen. Wenn ich an mein Glück denke, brauſt mir der Kopf, und es wird mir, als müßt' ich mich feſthalten, um nicht zu taumeln. Du weißt noch nicht, wie es jemand zu Mut iſt, den der Pfeil des Eros getroffen. Ach, ich liebe Pollux ſo ſehr, und er liebt mich wieder!"

Alles Blut wich bei dieſem Bekenntnis aus den Wangen Selenes, und von ihren bleichen Lippen fielen die leiſe fragenden Worte:

„Pollux, des Euphorion Sohn, der Bildhauer Pollux?"

„Ja, unſer lieber, guter, langer Pollux!" rief Arſinoe. „Spitze nur die Ohren und laß Dir erzählen, wie das alles gekommen. — In dieſer Nacht, auf dem Wege zu Dir, geſtand er mir, wie ſehr er mich liebt, und nun ſollſt Du raten, wie wir den Vater für uns gewinnen, recht bald gewinnen. Später ſagt er ſchon Ja; denn Pollux kann alles, was er nur will, und wird einmal groß werden, ſo groß wie Papias und Ariſteas und Nealkes zuſammengenommen. Den Jungenſtreich mit der albernen Fratze ... aber wie bleich Du ausſiehſt, Selene."

„Es iſt nichts, gar nichts. Ich habe Schmerzen. — Rede nur weiter," bat Selene.

„Frau Hanna gebot mir, Dich nicht viel ſprechen zu laſſen."

„Erzähle nur alles — ich bleibe ſtill!"

„Du ſahſt ja auch den ſchönen Kopf der Mutter, den er gemacht hat," hob Arſinoe an. „Ihm gegenüber ſahen und ſprachen wir uns ſeit langer Zeit zum erſtenmal wieder, und da fühlte ich gleich, daß es einen lieberen Menſchen als ihn auf der ganzen Erde, ſo weit und

breit sie ist, gar nicht gebe. Dort vergaffte er sich auch in mich dummes Ding. Gestern abend begleitete er mich zu Dir. Als ich nun an seinem Arme in der Nacht durch die Straßen ging, da — da — o Selene, wie das war, wie wunderherrlich; Du kannst es nicht glauben! — Thut Dir der Fuß sehr weh, Aermste, Du hast ganz feuchte Augen?"

„Weiter — erzähle nur weiter."

Und Arsinoe that wie ihr geheißen, und ersparte der Unglücklichen nichts, was die Wunde in ihrem Herzen erweitern und vertiefen konnte.

In süßen Erinnerungen schwelgend, beschrieb sie die Stelle auf der Straße, an der Pollux sie zum erstenmale geküßt, die Büsche im Garten, in deren Schatten sie ihm in die Arme gesunken war, ihren beseligenden Gang durch die Mondnacht und die sich zum Feste sammelnden Menschen, und endlich auch, wie sie mit ihm, voll des Gottes, dem Zuge gefolgt und durch die Straßen gerast war. Sie schilderte auch mit Thränen im Auge, wie schwer ihr der Abschied geworden und erzählte lachend, daß ein Epheublatt in ihrem Haar dem Vater beinahe alles verraten.

Sie sprach und sprach, und es lag für sie etwas Berauschendes in der eigenen Rede.

Wie diese auf Selene wirkte, bemerkte sie nicht.

Konnte sie denn wissen, daß ihre Worte und kein anderer Schmerz es waren, die das wehe Zucken um den Mund der Schwester hervorriefen?

Als Arsinoe sodann von den herrlichen Kleidern erzählte, die Frau Julia für sie anfertigen ließ, hörte ihr die Leidende nur mit halbem Ohre zu; doch sie merkte

wieder auf, als sie vernahm, wie viel der reiche Plutarch für den Elfenbeinbecher geboten hatte, und daß ihr Vater den alten Sklaven gegen einen anderen, rüstigeren vertauschen wollte.

„Unser guter, schwarzer, mausernder Storch sieht wohl recht struppig aus," bemerkte Arsinoe; „aber es thut mir doch leid, daß er fort soll. Wärest Du zu Hause gewesen, hätte sich der Vater doch vielleicht noch besonnen."

Selene lachte trocken auf, und die Lippen zogen sich ihr höhnisch zur Seite, während sie ausrief:

„Nur zu, nur so weiter! Dann kommt ihr noch, zwei Tage bevor man euch auf die Straße setzt, zu Wagen und Pferden."

„Du glaubst immer das Schlimmste," entgegnete Arsinoe unwillig. „Ich sage Dir, es wird alles weit schöner und besser und freundlicher kommen, als wir es erwarten. Sobald wir es reichlicher haben, kaufen wir auch den Alten zurück und füttern ihn, bis er tot ist."

Die Leidende zuckte die Achseln, ihre Schwester aber sprang mit Thränen im Auge von ihrem Sitze auf.

Sie hatte sich so sehr gefreut, Selenen mitzuteilen, wie glücklich sie sei und fest geglaubt, ihre Erzählung werde wie Sonnenschein nach einer finstern Nacht die Seele der Kranken erheitern. Und nun bot sie ihr nichts als bitteren Hohn.

Weigert sich ein Freund, unser Glück mit zu genießen, so verletzt das nicht weniger schwer, als wenn er uns im Unglück verläßt.

„Kannst Du mir nur eine Freude versalzen!" rief Arsinoe. „Ich weiß ja, daß Dir nichts recht ist, was ich thue; aber wir sind doch Schwestern, und Du brauchtest

nicht die Zähne zuſammenzubeißen, die Worte zu ſparen und die Achſeln zu zucken, wenn ich Dir Dinge erzähle, über die ſich auch fremde Mädchen, wenn ich ſie ihnen anvertraute, mit mir freuen würden. Du biſt ſo kalt und ſo herzlos! Vielleicht verrätſt Du mich gar an den Vater!“

Arſinoe vollendete den Satz nicht; denn Selene ſchaute ſchmerzlich und ängſtlich auf ſie hin, als ſie zugleich entgegnete:

„Ich kann mich nicht freuen; es thut gar zu weh.“

Bei dieſer Klage rannen ihr Thränen über die Wangen, und ſobald Arſinoe das ſah, empfand ſie neues Mitleid mit der Kranken, beugte ſich über ſie und küßte ihr erſt einmal und dann auch ein zweites- und drittesmal die Wange; Selene aber drängte ſie von ſich und wimmerte leiſe:

„Laß mich, ich bitte Dich, laß mich! — Geh hinaus, ich kann es nicht länger ertragen.“

Aufſchluchzend wandte ſie das Antlitz der Wand zu; Arſinoe verſuchte noch einmal, ihr mit Liebesbezeigungen zu nahen; diesmal aber wies die Leidende ſie noch heftiger zurück und rief wie verzweifelnd:

„Ich ſterbe, wenn Du mich nicht allein läßt.“

Da wandte ſich die Glückliche, deren beſte Gabe von der einzigen Freundin verſchmäht ward, weinend der Thür zu, um vor dem Hauſe der Witwe auf den Vater zu warten.

Hanna ſah, als ſie neue Umſchläge auflegte, Selene an, daß ſie geweint hatte; doch ſie fragte ſie nicht nach dem Grund ihrer Thränen.

Gegen Abend erklärte die Witwe der Pflegebefohlenen,

daß ſie ſie nun auf eine halbe Stunde allein laſſen werde; denn ſie und Maria wollten fortgehen, um mit den Brüdern und Schweſtern auch für ſie zu ihrem Gotte zu beten.

„Laßt nur, laßt,“ ſagte Selene, „wie es iſt, ſo iſt es; es gibt keine Götter.“

„Götter?“ entgegnete Hanna. „Nein; aber es gibt einen guten, liebreichen Vater im Himmel, und Du lernſt ihn ſchon kennen.“

„Ich kenne ihn,“ murmelte die Kranke mit ſchneidendem Spott.

Sobald ſie allein war, richtete ſie ſich in dem Bette auf und warf die Blumen, die vor ihr gelegen hatten, weit in das Zimmer hinein, drehte an der für die Befeſtigung der Spange beſtimmten Nadel ſo lange bis ſie zerbrach, und rührte keine Hand, als der goldene Reif mit dem geſchnittenen Steine zwiſchen die Wand des Zimmers und das Bett fiel.

Dann ſtarrte ſie an die Decke des Gemachs und regte ſich nicht.

Es wurde Nacht.

Die Lilien und Geißblattblüten in dem großen Strauß am Fenſter begannen kräftiger zu duften, und der Wohlgeruch, den ſie ausſtrömten, drängte ſich unerbittlich ihren von fieberhafter Erregung geſchärften Sinnen auf. Bei jedem Atemzug empfand ſie ihn, und keine Minute verging, in der er ſie nicht an ihr zertrümmertes Glück und an das Elend ihres Herzens erinnert hätte. So ward ihr der ſüße Odem der Blumen unerträglicher als beißender Rauch, und ſie zog die Decke über den Kopf, um dieſer neuen Qual zu entgehen. Aber bald befreite

sie sich wieder von ihrer Hülle, weil sie unter ihr zu ersticken meinte.

Eine Unruhe ohnegleichen bemächtigte sich ihrer, und dabei hämmerte der Schmerz in ihrem kranken Fuße, die Wunde brannte, und peinigendes Kopfweh pochte an ihre Stirn und kniff die Muskeln über ihrem Auge zusammen.

Jeder Nerv in ihr, jeder Gedanke, den sie hegte, bereitete ihr Qual, und sie fühlte sich dabei ganz haltlos, ganz verwahrlost und völlig preisgegeben lauter grausamen Mächten, die ihr die Seele hin und her rissen wie der Sturm die Kronen der Palmen.

Ohne Thränen, unfähig an derselben Stelle liegen zu bleiben, und doch für jede Bewegung durch neue Schmerzen bestraft, aus den Fugen gestoßen, nicht stark genug, um in ihrer Zerfahrenheit einen zusammenhängenden Gedanken zu fassen, und doch fest überzeugt, daß der Blumenduft, den sie fort und fort einatmen mußte, sie vergiften, zu Grunde richten, um den Verstand bringen würde, hob sie den kranken Fuß aus dem Bette, ließ den andern folgen und setzte sich auf dem Lager nieder, ohne auf ihre Schmerzen und die Warnung des Arztes zu achten.

Das lange Haar floß ihr aufgelöst über das Angesicht, über die Arme und Hände, mit denen sie das Haupt stützte.

In dieser Stellung gewann die Thätigkeit ihres Geistes und Herzens eine neue Richtung.

Versteinernd war der Blick, mit dem sie auf den Estrich starrte, und bittere Feindseligkeit gegen die Schwester, Haß gegen Pollux, Verachtung vor der elenden Schwäche

des Vaters und ihrer eigenen Verblendung trieben mit einander ein wüstes Wechselspiel in ihrer Seele.

Draußen lag alles in stillem Frieden, und von dem Hause der Witwe des Pudens her trug ihr der Abendwind dann und wann die reinen Klänge eines frommen Liedes an das Ohr. Selene beachtete sie nicht; als ihr aber derselbe Hauch den Blumenduft stärker als vorher ins Antlitz wehte, grub sie die Finger fest in das Haar und zog es so kräftig herunter, daß sie über den Schmerz, den sie sich selbst verursachte, laut aufstöhnen mußte.

Die Frage, ob denn ihr Hauptschmuck weniger reich und schön sei als der Arsinoes, drängte sich ihr auf, und wie ein Blitz die Nacht, durchzuckte ihre verdüsterte Seele der Wunsch, mit der Hand, die jetzt ihr selber Schmerzen bereitete, die Schwester an den Haaren zu Boden zu ziehen.

Dieser Duft, dieser entsetzliche Duft!

Sie konnte ihn nicht länger ertragen!

Außer sich stellte sie sich auf den verletzten Fuß und mit kleinen, ganz kleinen Schritten schob sie sich wimmernd dem Fenster entgegen und stürzte den Strauß mitsamt dem großen Kruge von gebranntem Thon, in dem er stand, zu Boden. Das Gefäß zerbrach. Es hatte der armen Hanna vor kurzem mühsam ersparte Geldstücke gekostet.

Auf einem Fuße lehnte Selene, um sich zu erholen, an dem rechten Pfosten der Zimmeröffnung und vernahm hier lauter als auf dem Lager die Stimme der Meereswogen, die sich an dem steinernen Uferbau hinter dem Häuschen ihrer Pflegerin brachen.

Mit diesen Tönen war das Kind der Lochias wohl vertraut; so wie heute hatte indes das Gespüle und

der Anſchlag des an die Steine klatſchenden feuchten und kühlen Elementes noch nie auf ſie gewirkt.

Ihr fieberndes Blut glühte, der Fuß brannte, der Kopf war heiß, wie in langſamem Feuer verzehrte der Haß ihr die Seele, und es war ihr, als riefe jede neue Welle, die ſich an dem Uferbau brach, ihr zu: „Ich bin kalt, ich bin feucht, ich kann die Flammen löſchen, die Dich verzehren, ich kann Dich erquicken und kühlen.“

Was vermochte die Erde ihr zu bieten als neue Qual und neues Elend! Aber das Meer — das blaue, dunkle Meer war groß, kalt und tief, und ſeine Wogen verſprachen ihr mit ſchmeichelnden Tönen, die Glut des Fiebers und die Laſt des Lebens mit einemmal von ihr zu nehmen.

Selene bedachte nichts, überlegte nichts, erinnerte ſich weder an die Kinder, für die ſie ſo lange wie eine Mutter geſorgt hatte, noch an den Vater, deſſen Hüterin und Stütze ſie geweſen war; aber dumpfe Stimmen in ihrer Seele raunten ihr zu, daß die Welt ſchlecht und grauſam und eine Stätte der Qual und der Sorgen ſei, die das Herz zernagten.

Es war ihr zu Sinne, als wäre ſie bis an die Schläfen in einen Feuerpfuhl verſunken, und wie eine Unglückliche, deren Gewänder in Flammen gerieten, trieb es ſie in das Waſſer, auf deſſen Grunde ſie hoffen durfte, ihr höchſtes Sehnſuchtsziel zu erreichen, den ſchönen, kalten Tod, in dem alles vorbei war.

Schwankend und ſtöhnend ſchob ſie ſich durch die Thür in den Garten und hinkte, bei jedem Schritt vorwärts, dem Erliegen nahe, dem Meere entgegen.

Zweites Kapitel.

Die Alexandriner hatten steife Nacken.

Nur eine weit über das Maß des Alltäglichen hinausgehende Erscheinung konnte sie veranlassen, den Kopf zu wenden und ihr nachzuschauen; gab es doch Ungewöhnliches genug zu jeder Stunde und in allen Straßen ihrer Stadt zu sehen.

Heute dachte jeder ohnehin nur an sich selbst und seine eigene Lust.

Eine besonders schöne, stattliche oder gut aufgeputzte Gestalt veranlaßte hier ein schnell verschwindendes Lächeln, dort einen Ruf des Beifalls; bevor aber ein Anblick voll ausgenossen war, suchte das nach neuem begierige Auge schon nach einem andern.

So gab auch niemand sonderlich auf Hadrian und seine beiden Begleiter acht, die sich widerstandslos von dem Strom der Menge durch die Straßen fortführen ließen, und doch bot jeder von ihnen einen in seiner Weise merkwürdigen Anblick. Hadrian war als Silen aufgeputzt, Pollux als Faun.

Beide trugen Masken, und dem schlanken, beweglichen

Jünglinge ſtand die Verkleidung nicht weniger gut als der mächtigen Kraftgeſtalt des gereiften Mannes neben ihm.

Antinous folgte dem Gebieter als Eros.

Er trug einen rötlichen Umwurf und war mit Roſen bekränzt, und der ſilberne Köcher auf ſeinem Rücken, ſowie der Bogen in ſeiner Hand deuteten ſinnbildlich an, welchen Gott er zur Darſtellung bringe.

Auch er trug eine Maske; doch ſeine Geſtalt zog viele Blicke auf ſich und manches: „Es lebe die Liebe!“ oder „Sei mir günſtig, ſchöner Sohn Aphrodites!“ tönte ihm nach.

Pollux hatte die für dieſe Verkleidung nötigen Sachen der Gewandkammer ſeines Meiſters entnommen.

Dieſer war nicht zu Hauſe geweſen; eine Frage um ſeine Einwilligung ſchien dem jungen Manne indes unnötig; — denn ſowohl er als die anderen Gehilfen hatten ſich oft und mit Wiſſen des Papias dieſer Sachen zu ähnlichen Zwecken bedient.

Nur als Pollux den für Antinous beſtimmten Köcher an ſich nahm, zauderte er ein wenig; denn er beſtand aus echtem Silber und war dem Meiſter von einer reichen Kornhändlersfrau geſchenkt worden, die er als jagende Artemis in Marmor ausgehauen hatte.

„Der ſchöne Gefährte des Römers,“ dachte der Künſtler, als er das wertvolle Gerät zu den anderen Gegenſtänden in den Korb legte, den ihm ſein ſchielender Lehrburſch nachtragen ſollte, „der Gefährte des Römers muß einen prächtigen Eros abgeben. Der braucht einen Köcher und bevor die Sonne aufgeht, hängt das unnütze Ding wieder an dem alten Haken.“

Pollux fand übrigens wenig Zeit, ſich an der herr-

lichen Geſtalt des ſo reich von ihm aufgeputzten Liebesgottes zu freuen; denn der Baumeiſter aus Rom, den er führte, war von ſolchem Wiſſensdurſt und ſolcher bis ins Einzelne gehenden Neugier beſeelt, daß der in Alexandrien geborene, mit offenen Augen herangewachſene junge Mann dem unermüdlichen Frager manchmal die Antwort ſchuldig bleiben mußte.

Der graubärtige Herr wollte alles ſehen, über alles unterrichtet ſein.

Nicht zufrieden, die Hauptſtraßen und Plätze, die öffentlichen Anlagen und Gebäude kennen zu lernen, ſchaute er auch in die ſchöneren Privathäuſer und fragte nach dem Namen, dem Stand und Vermögen ihrer Beſitzer.

Die entſchiedene Art, mit der er vorſchrieb, welchen Weg er geführt zu werden wünſchte, bewies Pollux, daß er mit der Anlage der Stadt gut vertraut ſei.

Wenn der weiſe, hochangeſehene Mann den Beifall, ja die Bewunderung über die breiten, ſauberen Straßen des Ortes, die freundlichen Plätze und überaus ſtattlichen Bauwerke, an denen es nirgends fehlte, lebhaft zu erkennen gab, freute ſich der junge Alexandriner, der ſeine Vaterſtadt liebte.

Zuerſt ließ ſich Hadrian, dem Meere entlang, durch das Bruchium zu dem Tempel des Poſeidon führen, vor dem er eine Andacht verrichtete. Dann ſchaute er in die Gärten der Königspaläſte und in die Höfe des benachbarten Muſeums.

Das Cäſareum mit ſeinem ägyptiſchen Thor erregte ſeine Bewunderung nicht weniger als das mit mehrſtöckigen Säulenarkaden umkleidete, rings mit Statuen geſchmückte Theater des Dionyſus.

Von dort aus wandte er sich mit einer Schwenkung nach links wieder dem Meere zu, um das Emporium, den Mastenwald im Hafen des Eunostus und die schöngemauerten Quais zu betrachten.

Der Brückenbau des Heptastadiums wurde rechts liegen gelassen. Der Hafen Kibotus, der von kleinen Kauffahrern wimmelte, hielt die Wanderer nur kurze Zeit auf.

Hier wandten sie der See den Rücken, betraten die landeinwärts führende, dem Dracofluſſe folgende Straße und durchschritten das Viertel Rhakotis, in dem lauter Aegypter wohnten und es viel Bemerkenswertes zu sehen gab. Zuerst begegnete ihnen ein Festzug der den Göttern des Nilthals dienenden Priester, die Reliquienkisten, heilige Geräte, Götter und Tierbilder trugen und dem Serapeum zustrebten, das im Süden alles ringsum hoch überragte. Hadrian besuchte es nicht, sah aber den Wagen zu, die auf einem Fahrwege den Hügel, auf dem das Heiligtum stand, hinauffuhren, und beobachtete die zu Fuß gehenden Beter, die die für sie bestimmte gewaltige Treppe erstiegen. Diese verbreiterte sich nach oben hin und endete bei einer Plattform, auf der vier gewaltige Säulen eine kühn gewölbte Kuppel trugen. Unübersehbar war das Tempelgebäude, das sich mit seinen Sälen, Hallen und Kammern hinter diesem Riesenbaldachin erhob.

Die Priester mit den weißen Gewändern, die hageren, halbnackten Aegypter mit den gefalteten Schürzen und Kopftüchern, die Tierbilder und wunderlich bemalten Häuser in diesem Quartiere nahmen die Aufmerksamkeit Hadrians besonders in Anspruch und veranlaßten ihn zu vielen Fragen, auf die Pollux die Antwort schuldig bleiben mußte.

Bis zu dem im äußerſten Süden der Stadt gelegenen mareotiſchen See erſtreckte ſich die immer weiter vom Meer fortführende Wanderung. Nilſchiffe und Boote von jeder Form und Größe lagen in dieſem geräumigen Binnengewäſſer vor Anker. Hier zeigte der Bildhauer dem Kaiſer den Agathodämon-Kanal, durch den man die auf dem Fluß nach Alexandria gebrachten Waren den Meerſchiffen zuführte. Auch auf die glänzenden Landhäuſer und wohlgepflegten Weinberge am Ufer des Sees machte er den Römer aufmerkſam, der nachdenklich ſagte:

„Der Körper dieſer Stadt muß wohl gedeihen; denn er hat zwei Mägen und zwei Mäuler, durch die er ſeine Nahrung erhält: ich meine das Meer und dieſen See.“

„Und die Häfen in beiden,“ fügte Pollux hinzu.

„Ganz recht; aber nun wird es Zeit zur Umkehr,“ entgegnete Hadrian, und die Wanderer folgten bald der neben dem Kanal hin gen Norden führenden Straße, bis ſie jenſeits des Thores der Sonne am öſtlichen Ende der kanopiſchen Straße in das Judenviertel gelangten. Im Innern dieſes Quartiers waren viele Häuſer geſchloſſen. Es gab hier auch nichts von dem feſtlichen Treiben, das ſich in den Vierteln der Heiden den Sinnen aufdrängte, zu ſehen; denn die Strenggläubigen unter den Israeliten hielten ſich völlig fern von der Feier des frohen Tages, an der die meiſten ihrer Glaubensgenoſſen, die unter den Hellenen wohnten, teilnahmen.

Endlich kehrten die Wanderer zum Thore der Sonne zurück und folgten der kanopiſchen Straße, die die Stadt, deren größte Verkehrsader ſie war, in eine nördliche und ſüdliche Hälfte zerlegte; denn Hadrian wünſchte von dem

Hügel des Paneums aus die geſehenen Einzeldinge in ihrer Geſamtheit zu überblicken. Ein kurzer Gang nach Süden führte ſie zu dieſer Anhöhe.

Der ſie umgebende, ſorgfältig gepflegte Garten wimmelte von Menſchen, und der Schneckenweg, der ſich zu ihrer Spitze hinaufwand, war überfüllt mit Frauen und Kindern, die von hier aus das glänzendſte, dem Dionyſus geweihte Schauſpiel des Tages, dem am Abend Aufführungen in allen Theatern folgen ſollten, zu ſehen begehrten.

Bevor der Kaiſer mit den Begleitern das Paneum erreicht hatte, drängte die Menge ſich dichter zuſammen und einer rief dem andern zu: „Sie kommen!“ „Heute fängt es früh an!“ „Da ſind ſie!“

Lictoren mit Rutenbündeln auf der Schulter ſäuberten die breite Straße, die vom Theater des Dionyſus aus an das Paneum führte, mit rückſichtsloſem Eifer und achteten nicht auf die ſpottenden und witzelnden Worte, die ihnen zugerufen wurden, wo ſie ſich zeigten.

Eine Frau, die ein römiſcher Sicherheitswächter mit den Fasces zurückdrängte, ſagte höhniſch:

„Schenk mir Deine Ruten für die Kinder und brauche ſie nicht gegen ruhige Bürger.“

„Es ſteckt ein Beil zwiſchen den Reiſern,“ fügte ein ägyptiſcher Schreiber warnend hinzu.

„Her damit,“ rief ein Fleiſcher. „Ich kann es brauchen, um meine Ochſen zu ſchlachten.“

Den Römern ſtieg bei dieſem Hohn das Blut ins Geſicht; doch der Präfekt, der ſeine Alexandriner kannte, hatte ihnen geboten, taub zu ſein, alles zu ſehen und nichts zu hören.

Jetzt zeigte sich eine Cohorte der zwölften, in Aegypten lagernden Legion im reichsten Waffen- und Festschmuck. Hinter ihr her schritten zwei Reihen von besonders stattlichen, bekränzten Lictoren. Ihnen folgten, von dunkelfarbigen Aegyptern geführt, mehrere hundert Tiere der Wildnis, Leoparden und Panther, Giraffen, Gazellen, Antilopen und Hirsche. Dann erschien unter Tamburin- und Leier-, Doppelflöten- und Triangelklang ein reich gekleideter und bunt bekränzter dionysischer Chor, und endlich, von zehn Elefanten und zwanzig weißen Pferden gezogen, ein großes, auf Rädern stehendes, über und über vergoldetes Schiff, das das Fahrzeug darstellte, auf dem tyrrhenische Seeräuber den jungen Dionysus entführt haben sollten, nachdem sie den schönen, schwarzlockigen Jüngling in seinem Purpurgewande am Ufer gesehen. — Aber den Uebelthätern, so erzählte die Mythe weiter, war es nicht lange gestattet gewesen, sich ihres Raubes zu freuen; denn kaum hatten sie das offene Meer erreicht, als die Fesseln des Gottes zu Boden sanken, Weinlaub in schnell aufsprießendem üppigem Wuchs die Segel umrankte, Reben die Raa und Ruder umschlangen, Trauben die Taue beschwerten, und Epheu den Mast, die Bänke und Wände des Schiffes umwucherte. Auf Land und Meer ist Dionysus gleich mächtig. Im Schiff der Seeräuber nahm er die Gestalt eines Löwen an. Die Piraten stürzten sich von Entsetzen ergriffen, in die See und folgten, in Delphine verwandelt, dem verlorenen Fahrzeug.

Dies hatte Titianus, so wie die homerischen Hymnen es schilderten, aus leichten Stoffen herstellen und schön und reich ausschmücken lassen, um den Alexandrinern einen

Augenſchmaus zu bereiten und ſich in ihm mit ſeiner Gattin und den vornehmſten Römern, die die Kaiſerin begleiteten, des feſtlichen Treibens in den Hauptſtraßen der Stadt zu freuen.

Jung und Alt, Groß und Klein, Mann und Weib, Griechen, Römer, Juden, Aegypter, Fremde mit heller und dunkler Hautfarbe, ſchlichtem und wolligem Haar, drängten ſich mit gleichem Eifer an den Rand der Straße, um das glänzende Schiff zu ſehen.

Hadrian, weit ſchauluſtiger als ſein junger, ſchwer erregbarer Liebling, drängte ſich in die vorderſte Reihe; als aber Antinous ſich ihm zu folgen bemühte, riß ihm ein griechiſcher Bube, den er beiſeite geſchoben hatte, die Maske vom Geſichte, warf ſich zu Boden und entſchlüpfte behend mit der Beute.

Als Hadrian ſich nach dem Bithynier umſchaute, war das Schiff, auf dem der Präfekt zwiſchen den Bildern des Kaiſers und der Kaiſerin ſtand, und Frau Julia, Balbilla mit der Gefährtin und anderen Römerinnen und Römern ſaßen, ganz nahe zu ihm herangekommen. Sein ſcharfes Auge hatte ſie erkannt, und weil er fürchtete, daß ihn das unbedeckte Antlitz des Lieblings verraten würde, rief er ihm zu:

„Wende Dich um und tritt in die Menge zurück!“

Der Günſtling folgte ſogleich dieſem Gebot und ſetzte ſich, froh dem Gedränge entgangen zu ſein, das ihm höchſt widerwärtig war, auf eine Bank neben dem Paneum nieder, ſchaute träumend zu Boden, dachte an Selene und an den Strauß, den er ihr geſandt hatte, und ſah und hörte nichts von allem, was um ihn her vorging.

Als das geſchmückte Schiff des Dionyſus den Paneumsgarten verließ und in die kanopiſche Straße einbog, folgte ihm die Menge ſchreiend und in dichtem Gedränge.

Wie ein bei einem Wolkenbruch hoch anſchwellender Bach riß ſie tobend und immer wachſend ſelbſt das Widerſtrebende mit ſich fort.

Auch Hadrian und Pollux ſahen ſich gezwungen, ihr zu folgen.

Erſt in der breiten kanopiſchen Straße gelang es ihnen, ihrem Andrang zu widerſtehen.

Eine unabſehbare, lange Kolonnade begrenzte zur Rechten und Linken den Fahrdamm der breiten berühmten Straße, die von einem Ende der Stadt zum andern führte. Nach Hunderten zählten die korinthiſchen Säulen, die die Decken dieſer Wandelgänge trugen. Bei einer von ihnen gelang es dem Kaiſer und Pollux, feſten Fuß zu faſſen und Atem zu ſchöpfen.

Die erſte Sorge Hadrians galt dem Lieblinge, und weil er ſich ſelbſt ſcheute, ſich von neuem unter die Menge zu miſchen, gebot er dem Bildhauer, ihn zu ſuchen und ihn zu ihm zurückzuführen.

„Willſt Du mich hier erwarten?“ frug Pollux.

„Ich kenne behaglichere Aufenthaltsorte,“ ſeufzte Hadrian.

„Ich auch,“ entgegnete der Künſtler. „Aber die hohe, mit Pappel- und Epheulaub umkränzte Thür da drüben führt in das Haus eines Garkochs, bei dem ſich's die Götter ſelbſt wohl ſein laſſen können.“

„So bleibe ich dort.“

„Aber ich warne Dich, viel zu verzehren; denn die ‚olympiſche Tafel‘ des Korinthers Lykortas iſt das teuerſte

Wirtshaus in der ganzen Stadt. Nur die großen Geldsäcke sind seine Gäste."

„Schon gut," lachte Hadrian. „Schaff nur meinem Gehilfen eine neue Maske und bring ihn mir wieder. Es macht mich dann wohl nicht arm, wenn ich für uns drei eine Mahlzeit bezahle. Am Fest des Dionysus darf schon etwas draufgehen."

„Wenn's Dich nur nicht reut," entgegnete der Bildhauer. „So ein Langer wie ich stellt seinen Mann beim Mischkrug und hinter den Schüsseln."

„Zeige nur, was Du vermagst," rief der Kaiser dem Forteilenden nach. „Ich schulde Dir ohnehin noch eine Mahlzeit für das Kohlgericht Deiner Mutter."

Während Pollux den Bithynier in der Nähe des Paneums suchte, trat der Kaiser in das vornehmste Wirtshaus der wegen der Kunst ihrer Köche berühmten Stadt.

Der Raum, in dem die meisten Besucher dieses Hauses speisten, bestand aus einem weiten, offenen Hofe, der auf drei seiner Seiten von bedeckten und an den Hinterseiten verschlossenen Säulenhallen umgeben war. In diesen standen Ruhebetten, auf denen die Gäste einzeln, paarweis oder in größeren Gruppen lagen und den Gerichten und Getränken zusprachen, die die bedienenden Sklaven, hübsche Knaben mit lockigem Haar und schönen Gewändern, auf kleine, niedrige Tischchen stellten.

Hier ging es laut und lustig her, da gab sich ein Feinschmecker schweigend dem Genuß von sorgsam bereiteten Leckerbissen hin; dort drüben der große Kreis von tafelnden Männern schien weit eifriger zu reden als zu essen oder zu trinken, und aus manchem an die

Hinterwände der Säulenhallen grenzenden Nebenzimmer tönte Musik und Gesang und das ausgelassene Gelächter von Männern und Frauen.

Der Kaiser verlangte ein eigenes Zimmer, doch waren alle bereits vergeben, und man bat ihn ein wenig zu warten; denn eines der Nebengemächer sollte bald frei werden.

Er hatte die Maske abgenommen, und obgleich er kaum ernstlich zu fürchten brauchte, in seiner Verkleidung erkannt zu werden, wählte er doch ein von einem breiten Pfeiler geschütztes Lager in der an der Hinterseite des Hofes gelegenen Halle, die der hereinbrechende Abend bereits zu verdunkeln begann.

Dort ließ er sich zunächst Wein und einige Austern als Imbiß reichen. Während er sie verzehrte, rief er einen der oberen Aufwärter zu sich heran und verhandelte mit ihm über die Mahlzeit, die für ihn und seine beiden Gäste in kurzer Zeit aufgetragen werden sollte.

Während dieses Gespräches machte der geschäftige Wirt dem neuen Gaste seine Aufwartung, und als er sah, daß er es mit einem in allen Genüssen der Tafel wohlbewanderten Herrn zu thun habe, blieb er bei ihm und ging auf die vielen Erkundigungen Hadrians mit höflicher Beflissenheit ein.

In dem von Hallen umgebenen Hofe gab es auch mancherlei zu sehen, das die Frageluſt des neugierigsten und wissensdurstigsten Mannes seiner Zeit anregen mußte.

Vor den Augen der Gäste wurden in dem weiten Raume auf Rosten und Herden, an Spießen und in Backöfen die Speisen hergestellt, die man bei den dienenden Sklaven bestellte.

Auf großen, sauberen Tischen bereiteten die Köche ihre Werke vor, und der durch Seile abgegrenzte, allen Blicken offenstehende Schauplatz ihrer Thätigkeit war rings von einem kleinen, aber nur mit den auserlesensten Waren besetzten Markte umgeben.

In zierlicher Anordnung waren hier alle Gemüsearten, die der ägyptische und griechische Boden erzeugte, dort tadellose Früchte von jeder Farbe und Größe, an einer andern Stelle fertig gebackene, goldgelb schimmernde Pastetchen aufgestellt. Die mit Fleisch, Fischen und kanopischen Muscheln gefüllten waren in Alexandria selbst verfertigt worden, andere, die Früchte und Blumenblätter enthielten, stammten aus Arsinoe am Mörissee, in dessen Umgebung mit dem besten Erfolg Obstzucht und Kunstgärtnerei betrieben wurde. Fleischwaren jeder Art lagen und hingen an einer besonderen Stelle. Da gab es saftige Schinken aus Kyrene, italienische Würste und rohe Teile von geschlachteten Tieren zu sehen. Daneben lag und hing Wild und Geflügel in reicher Auswahl, und einen besonders großen Raum des Hofes nahmen die Wasserbehälter ein, in denen die edelsten geschuppten Bewohner des Nils und der Landseen im nördlichen Aegypten, sowie kostbare Muränen und andere Fische von italienischer Zucht umherschwammen. Alexandrinische Krebse, Muscheln, Austern und Languſten von Kanopus und Klysma wurden in besonderen Becken frisch erhalten. Die geräucherte Ware von Mendes und der Mörisseegegend hing an metallenen Stäben, und in einem bedeckten, aber luftigen Raume lagen, vor der Sonne geschützt, frisch gefangene Fische aus dem mittelländischen und roten Meere.

Jedem Gaſt der „olympiſchen Tafel“ war es geſtattet, hier das Fleiſch, das Obſt, die Spargeln, Fiſche oder Paſtetchen, die er zubereitet zu haben wünſchte, ſelbſt auszuſuchen.

Der Wirt Lykortas zeigte dem Kaiſer einen ältern Herrn, der in dem mit manchem hübſch geordneten Stillleben geſchmückten Hofe die Rohſtoffe zu dem Gaſtmahl ausſuchte, das er den Freunden am Abend dieſes Tages zu geben wünſchte.

„Alles ſchön, alles vortrefflich,“ ſagte Hadrian, „aber die Mücken und Fliegen, die die Herrlichkeiten da unten anziehen, ſind unerträglich. Auch der ſtarke Speiſegeruch verdirbt mir die Freude am Eſſen.“

„In den Seitengemächern,“ ſagte der Wirt, „iſt es beſſer. In dem für Dich beſtimmten rüſtet man ſich bereits zum Aufbruch. Hier hinten bewirten die Sophiſten Demetrius und Pankrates von hier einige große Herren aus Rom, Rhetoren, Philoſophen oder dergleichen. Nun bringen ſie ſchon die erſten Lampen, und ſie tafeln und ſtreiten ſich da drin ſeit dem Frühſtück. Da treten die Gäſte aus dem Nebengemache. — Willſt Du es haben?“

„Ja,“ entgegnete der Kaiſer. „Wenn ein großer junger Mann nach dem Architekten Claudius Venator aus Rom fragt, führe ihn zu mir.“

„Alſo ein Baumeiſter und kein Sophiſt oder Rhetor,“ ſagte der Aufwärter, indem er den Kaiſer aufmerkſam anſah.

„Silen, — ein Philoſoph!“

„O die beiden ſchreienden Freunde da vorn gehen auch an anderen Tagen nackt und mit zeriſſenen Mänteln auf den mageren Schultern einher. Heute laſſen ſie ſich von dem reichen Joſephus füttern.“

„Joſephus? Das muß ein Jude ſein, und da ſchneidet er tapfer in den Schinken.“

„Es gäbe mehr Schweine in Kryene, wenn die Israeliten nicht wären! Sie ſind griechiſch wie wir und eſſen, was gut ſchmeckt.“

Hadrian trat in das frei gewordene Gemach, legte ſich auf das an der Wand des Nebenzimmers ſtehende Polſter und trieb die Sklaven, die das von den Vorgängern benützte und von Fliegen umſchwärmte Speiſegerät abräumten, zur Eile an. Sobald er allein war, lauſchte er auf das Geſpräch, das Favorinus, Florus und ihre griechiſchen Gaſtfreunde mit einander führten.

Er kannte die beiden erſteren gut, und ſeinem ſcharfen Ohre ging kein Wort ihrer lebhaften Unterhaltung verloren.

Favorinus lobte mit hoher Stimme, aber in ſchön fließendem, geſchmackvoll betontem Griechiſch die Alexandriner.

Er war aus Arelas in Gallien gebürtig; doch keinem Hellenen konnte die Sprache des Demoſthenes reiner von den Lippen fließen.

Die auf ſich ſelbſt geſtellten, ſcharfen und betriebſamen Bewohner der afrikaniſchen Weltſtadt waren ihm um vieles lieber als die Athener. Dieſe lebten nur noch von der Vergangenheit, die Alexandriner aber durften ſich ihrer Gegenwart freuen. Hier lebte noch unabhängiger Sinn; am Iliſſus aber gab es nur Knechte, die mit dem Wiſſen Handel trieben, wie die Alexandriner mit den Waren Afrikas und den indiſchen Schätzen. Als er einmal bei Hadrian in Ungnade gefallen war, hatten die Athener ſeine Bildſäule umgeſtürzt. Die Gunſt und Ungunſt der Mächtigen ſtand ihm höher als geiſtige Größe, ſchwerwiegende Leiſtungen und hohes Verdienſt.

Florus ſtimmte dem Favorinus im ganzen bei und erklärte, daß Rom ſich von dem geiſtigen Einfluß Athens befreien müſſe; Favorinus aber gab dies nicht zu, erklärte, daß es jedem, der die erſte Mannesreife überſchritten habe, ſchwer werde, neues zu lernen, und deutete damit ſpöttiſch auf das berühmteſte Werk des Tafelgenoſſen, in dem Florus die Geſchichte Roms nach den vier Hauptabſchnitten des Menſchenlebens einzuteilen verſucht, das Greiſenalter vergeſſen und nur die Kindheit, Jugend und Mannesreife behandelt hatte. Favorinus warf ihm vor, wie ſein Freund Fronto die Biegſamkeit des römiſchen Genius zu hoch anzuſchlagen und die des helleniſchen Geiſtes zu unterſchätzen.

Florus antwortete dem galliſchen Redner mit tiefer Stimme derb und mit ſo ſchwungvollen Worten, daß der lauſchende Kaiſer ihm gern ſeinen Beifall bezeigt hätte und ſich ſtill die Frage vorlegen mußte, wie viele Becher ſein ſchwer erregbarer Landsmann ſeit dem Frühſtück getrunken haben möchte.

Als Florus zu erweiſen verſuchte, daß Rom unter der Regierung Hadrians auf dem Gipfel der Manneskraft ſtehe, unterbrach ihn ſein Gaſtfreund Demetrius von Alexandria und bat ihn, ihm einiges über die Perſon des Kaiſers zu erzählen.

Florus kam dieſer Bitte willig nach und entwarf ein glänzendes Bild von der Regentenweisheit, dem Wiſſen und Können des Kaiſers.

„Nur eins," rief er lebhaft, „kann ich nicht billigen! Er iſt zu wenig in Rom, das nun einmal das Herz der Welt iſt. Alles muß er ſelbſt ſchauen, und darum zieht er ruhelos durch die Provinzen. Ich möchte nicht mit ihm tauſchen."

„Diesem Gedanken hast Du schon in Versen Ausdruck gegeben," unterbrach ihn Favorinus.

„Ein Scherz beim Gastmahl. Ich ließ es mir an der ‚olympischen Tafel' dieses vortrefflichen Garkochs täglich gut sein, so lange ich in Alexandria bin und auf den Kaiser warte."

„Wie lautet die Dichtung?" frug Pankrates.

„Ich vergaß sie, und sie verdient kein besseres Los," erwiderte Florus.

„Ich aber," lachte der Gallier, „behielt wenigstens den Anfang. Die ersten Verse lauten, denk' ich, also:

‚Cäsar sein, das laß ich andern:
Um Britannien zu durchwandern
Und in Scythien einzuschnein,
Möcht' ich nimmer Cäsar sein.'"

Hadrian schlug bei diesen Versen mit der Faust in die Linke, und während die Schmausenden Vermutungen austauschten, warum er so lange von Alexandria fern bleibe, nahm er das doppelte Schreibtäfelchen, das er stets mit sich führte, und ritzte die folgenden Verse rasch in das Wachs:

„Florus sein, das laß ich andern:
Denn die Kneipen zu durchwandern,
Sich beim Garkoch in Baracken,
Wo uns fette Mücken zwacken,
Festzupflanzen, zu begraben,
Florus liebt's; ich mag's nicht haben." *)

Kaum hatte er diese Entgegnung, still vor sich hin-

*) Durch Spartian aufbewahrte Verse des Florus und Hadrian. Die Uebersetzung des Verfassers schließt sich eng an die freilich nicht gereimten Originale.

ſchmunzelnd, vollendet, als ihm der Aufwärter den Bildhauer Pollux zuführte.

Der Künſtler hatte Antinous nicht gefunden, ſprach die Vermutung aus, daß der junge Mann wohl nach Hauſe gegangen ſei, und bat dann den Kaiſer, ihn nicht lange bei der Mahlzeit zurückzuhalten; denn er ſei ſeinem Meiſter Papias begegnet, und dieſer habe ſich über ſein langes Ausbleiben ſehr unwillig gezeigt.

Hadrian machte ſich nichts mehr aus der Geſellſchaft des Künſtlers. Die Unterhaltung im Nebenzimmer erſchien ihm weit feſſelnder als die des braven Burſchen. Er wollte auch ſelbſt früh aufbrechen; denn er fühlte ſich beunruhigt. Antinous konnte wohl leicht den Weg auf die Lochias finden; doch Erinnerungen an die ſchlimmen Zeichen, die er in dieſer Nacht am Himmel geſehen hatte, flogen wie Fledermäuſe durch einen Feſtſaal, mitten in die Luft hinein, der er ſich, um die freien Stunden, die er ſich gönnte, auszugenießen, wieder und wieder hinzugeben verſuchte.

Auch Pollux war nicht ſo unbefangen heiter wie ſonſt. Die lange Wanderung hatte ihn ſehr hungrig gemacht, und er ſprach den vortrefflichen Gerichten, die auf Befehl ſeines Wirtes ſchnell hinter einander aufgetragen wurden, ſo kräftig zu und leerte die Becher ſo fleißig, daß der Kaiſer erſtaunte; aber je mehr es für ihn zu bedenken gab, deſto weniger kam er zum Reden.

Den Vorwürfen des Meiſters war er, Pollux, vorhin damit entgegengetreten, daß er ihm kurz und rund und ohne zu erwägen, wie leicht es für ihn geweſen wäre, ſich in Güte von ihm zu trennen, den Dienſt gekündigt hatte.

Nun ſtand er auf eigenen Füßen, und es drängte ihn, Arſinoe und den Eltern mitzuteilen, was er gethan.

Während des Speiſens kam ihm der Rat der Mutter in den Sinn, ſich um die Gunſt und Fürſprache des Baumeiſters, deſſen Gaſt er war, zu bemühen; aber er unterließ es, denn er war gewöhnt, alles ſich ſelbſt zu verdanken, und wenn er auch die geiſtige Ueberlegenheit des gewaltigen Mannes ihm gegenüber immer noch fühlte, hatte ihn ſein Gang durch die Stadt dem Römer doch nicht näher gebracht. Zwiſchen ihm und dem raſtloſen, neugierigen Graubart, der ſo viele Antworten verlangte, daß kein anderer zum Fragen Zeit behielt, und der, wenn er ſchwieg, ſo unnahbar tiefſinnig ausſah, daß man ihn nicht zu ſtören wagte, erhob ſich eine unüberſteigbare Schranke. Der kecke Künſtler hatte es dennoch zuweilen verſucht, ſie zu durchbrechen, aber ſich jedesmal gleich darauf der üblen Empfindung, etwas Unſchickliches gethan zu haben, nicht zu entziehen vermocht. Er kam ſich im Verkehr mit dem Baumeiſter vor wie ein recht ſtattlicher Hund, der mit einem Löwen ſpielt, und dies Spiel konnte zu nichts Gutem führen. So waren denn Gaſt und Wirt aus mancherlei Gründen zufrieden, als die letzte Schüſſel abgetragen wurde.

Bevor Pollux das Gemach verließ, übergab ihm der Kaiſer das Täfelchen mit den von ihm gedichteten Verſen, und bat ihn ſchmunzelnd, es dem Thorhüter des Cäſareums für den Römer Annäus Florus zu übergeben. Er trug dem Bildhauer noch einmal dringend auf, ſich nach ſeinem jungen Freunde umzuſehen und ihm, wenn er ihn auf der Lochias finden ſollte, zu ſagen, daß er, Claudius Venator, bald heimkehren würde.

Der Künſtler ging ſeiner Wege.

Hadrian horchte noch eine Zeit lang auf das Geſpräch in der Nebenkammer. Nachdem er eine Stunde lang vergebens auf eine neue Erwähnung ſeiner Perſon gewartet hatte, zahlte er die Zeche und trat in die feſtlich beleuchtete kanopiſche Straße. Dort miſchte er ſich unter die jubelnde Menge und ſuchte, langſam vorwärts ſchreitend, mißmutig und beunruhigt den verſchwundenen Liebling.

Drittes Kapitel.

Antinous irrte, um den Gebieter zu suchen, unter der Menge umher.

Wo er zwei besonders große Männergestalten sah, ging er ihnen nach; aber immer nur, um bald zu finden, daß er einer falschen Fährte gefolgt sei.

Ernste und andauernde Anstrengungen waren nicht seine Sache, und so gab er denn, sobald er zu ermüden begann, das Suchen auf und setzte sich auf eine steinerne Bank im Paneumgarten nieder.

Zwei cynische Philosophen mit zerzausten Haaren, struppigem Bart und zerrissenen Mänteln auf dem frierenden Leibe, setzten sich neben ihn und ergingen sich in lauten Schmähworten über die Huldigung, die heute den äußeren Dingen und gemeinen Genüssen widerfuhr, sowie über die elenden Sinnenknechte, die statt der Tugend Lust und Glanz für den Endzweck des Daseins erklärten.

Um von den Umstehenden gehört zu werden, sprachen sie mit lauter Stimme, und der Aeltere schwang dabei den knorrigen Stock so heftig, als hätte er sich gegen den Angriff eines wütenden Feindes zu verteidigen.

Antinous fühlte sich von dem häßlichen Aussehen,

der rohen Art und den kreiſchenden Stimmen dieſer Leute verletzt.

Als er, auf den die Rede der Cyniker beſonders gemünzt zu ſein ſchien, ſich erhob, ſchmähten ſie ihm nach und verſpotteten ſeinen Aufzug und ſein geſalbtes Haar.

Der Bithynier entgegnete nichts auf ihre Scheltreden. Sie waren ihm widerwärtig; doch dachte er, daß ſie den Kaiſer vielleicht ergötzt hätten.

Gedankenlos ſchlenderte er weiter.

Die Straße, in der er ſich befand, mußte zum Meere führen, und hatte er dies einmal erreicht, konnte er die Lochias auch nicht mehr verfehlen.

Als es dunkelte, kam er denn auch an das Thorhüterhäuschen und erfuhr hier von Frau Doris, daß der Römer und Pollux noch nicht zurückgekehrt wären.

Was ſollte er allein in dem weiten, öden Palaſt?

Waren denn heute nicht ſogar die Sklaven frei?

Warum konnte er nicht auch einmal ungebunden und auf ſich ſelbſt geſtellt das Leben genießen?

Ganz erfüllt von dem Wohlgefühl, ſein eigener Herr zu ſein und auf ſelbſtgewählten Wegen zu wandern, ſchritt er vorwärts. Als er an der Bude eines Kranzhändlers vorbei kam, begann er wieder lebhafter an die ſchöne, bleiche Selene und an den Strauß zu denken, der ſich nun längſt in ihren Händen befinden mußte.

Heute morgen hatte er von Pollux gehört, daß die Tochter des Verwalters in einem kleinen Hauſe unweit des Meeres im Garten der Witwe des Pudens von Chriſten gepflegt würde. Ja, der Bildhauer war ſehr lebhaft geworden, als er ihm erzählt hatte, daß er in das erleuchtete Zimmer geſchaut und ſie geſehen hätte.

Sie ſei ein herrliches Geſchöpf, hatte er gerufen, und ſchöner wäre ſie ihm niemals vorgekommen, als in der ruhenden Stellung auf dem weißen Lager.

Antinous erinnerte ſich jetzt dieſes Berichtes und wollte den Verſuch wagen, die Jungfrau, deren Bild ihm Herz und Sinn erfüllte, wiederzuſehen.

Es war dunkel geworden, und das gleiche Licht, das dem Bildhauer geſtattet hatte, in Selenes Züge zu ſchauen, konnte ſie an dieſem Abend auch ihm zeigen.

Sehnſuchtsvoll erregt ſtieg er in die erſte Sänfte, die ihm begegnete.

Ihre ſchwarzen Träger waren ihm viel zu langſam, und mehr als einmal warf er ihnen ſo viel Geld zu, wie ſie ſonſt kaum in einer Woche verdienten, um ſie zu raſcherem Laufe anzutreiben. Endlich erreichte er ſein Ziel; als er aber ſah, daß mehrere weißgekleidete Männer und Frauen in den Garten traten, befahl er den Schwarzen, ihn weiter zu tragen.

Bei einer ſchmalen dunklen Gaſſe, die die Oſtſeite des großen Grundſtücks der Witwe des Pudens nach Oſten hin begrenzte und zum Meere hinführte, ließ er halten, ſtieg aus der Sänfte und befahl den Trägern, auf ihn zu warten.

Vor dem Gartenthor fand er wieder zwei weißgekleidete Männer und einen der cyniſchen Philoſophen, die mit ihm auf der Bank beim Paneum geſeſſen.

Ungeduldig ſchritt er auf und nieder, um das Verſchwinden dieſer Leute abzuwarten und durchſchritt dabei häufig das Licht der an der Pforte befeſtigten Fackeln.

Die weit hervortretenden Augen des dürren Cynikers waren überall, und ſobald er den auf und nieder

ſchreitenden Bithynier bemerkt hatte, warf er den knochigen Arm in die Luft und rief, indem er mit dem lang ausgeſtreckten Zeigefinger auf ihn hinwies, halb den Chriſten, mit denen er geredet hatte, halb dem Jüngling zu:

„Was will der Geck, der aufgeputzte Hansnarr? Ich kenne den Burſchen! Mit der glatten Larve und dem ſilbernen Köcher auf der Schulter meint er, er ſei die Liebe in eigener Perſon. Fort da, Du Ratte! Die Frauen und Jungfrauen hier drinnen wiſſen ſich vor Straßenläufern in roſenfarbigen Lappen zu hüten. Fort da, ſonſt machſt Du mit den Sklaven und Hunden der edlen Paulina Bekanntſchaft. He, Thorhüter, he! Gib ein wenig acht auf den Burſchen.“

Antinous entgegnete nichts auf dieſe Drohung, ſondern zog ſich langſam zu der Sänfte zurück.

„Vielleicht morgen, wenn es heute nicht geht,“ dachte er beim Vorwärtsſchreiten und ſann auf kein neues Mittel, das Ziel, nach dem er ſich ſo innig ſehnte, zu erreichen.

Das Hindernis, das ſich ihm in den Weg ſtellte, war kein Hindernis mehr, ſobald er ihm aus dem Weg ging und wie ſchon häufig, ſo handelte er auch heute nach dieſer Erwägung.

Die Sänfte ſtand nicht mehr da, wo er ſie verlaſſen. Ihre Träger waren mit ihr in die zum Meer führende Gaſſe getreten; denn das einzige an ihrer öſtlichen Seite gelegene Häuschen gehörte einem Fiſcher, deſſen Frau dünnes peluſiniſches Bier ausſchenkte.

Antinous ging auf den mit gebogenen Feigenäſten bedeckten Spaliergang zu, unter dem die Schwarzen beim matten Licht einer dampfenden Oellampe ſaßen, um ſie zu rufen.

Es war finſter in der Gaſſe; doch an ihrem Ende ſchimmerte hell das vom Mondlicht beglänzte Meer. Das Geplätſcher der Wogen lockte ihn an, und ſo ſchlenderte er bis an das ſteinige Ufer vorwärts. Als er dort einen Kahn bemerkte, der ſich zwiſchen zwei Pfählen ſchaukelte, kam es ihm in den Sinn, es könne vielleicht möglich ſein, das Haus in dem Selene weilte, von der Seeſeite her zu erblicken.

Die Seile, die das Boot feſthielten, ließen ſich ohne Schwierigkeit löſen.

Er that es, ſetzte ſich in den Nachen, legte Köcher und Bogen hinein, ſtieß ihn mit einem der Remen, die auf dem Boden des Fahrzeugs lagen, vom Lande ab und fuhr mit gleichmäßigen Ruderſchlägen dem langen Lichtſtreifen entgegen, mit dem der Mondſchein die Spitzen der leicht bewegten Wellen wie mit ruhelos zitternden Silberflittern verbrämte.

Dort lag der Garten der Witwe des Pudens!

In dem weißen Häuschen da drüben mußte wohl die ſchöne, bleiche Selene ruhen; aber obgleich er hier hin und dort hin, vorwärts und rückwärts ruderte, wollte es ihm doch nicht gelingen das Fenſter zu erſpähen, von dem ihm Pollux erzählt.

War es nicht möglich, eine Stelle zu finden, bei der er anlegen und von der aus er in den Garten gelangen konnte?

Da lagen zwei Kähne; der vermauerte kleine Kanal, in dem ſie ruhten, war indes durch ein eiſernes Gitterthor verſchloſſen.

Die in das Meer vorgebaute und mit einem Geländer von zierlichen Säulchen umgebene Plattform dort hatte

hohe, glatte, ſteil in das Waſſer abfallende Wände. Aber das, was unter den beiden, aus der gleichen Wurzel ſchlank hervorgeſproſſenen Palmen glänzte, war das nicht eine in die See hinabführende Treppe von hellem Marmor?

Antinous ſenkte das rechte Ruder in die Wellen, um mit geübter Hand ſeinem Fahrzeug eine neue Richtung zu geben. Dabei verkleinerte er den Winkel des gebogenen Armes, um die Handhabe des Ruders, das das Waſſer zurückdrängte, an ſich zu ziehen. Aber er führte dieſe Bewegung nicht zu Ende, ja, er hob durch einen nach der entgegengeſetzten Richtung hin geführten Ruderſchlag ihre Wirkung auf; denn eine ſeltſame Erſcheinung feſſelte ſeine Aufmerkſamkeit.

Auf der vom Monde hell beleuchteten Plattform zeigte ſich eine weißgekleidete Geſtalt mit langen, wallenden Haaren. Wie ſonderbar ſie ſich bewegte!

Bald ſchwankte ſie hier hin, bald dort hin, bald blieb ſie ſtehen und hob die Hände bis zum Haupte empor.

Antinous ſchauderte; denn er mußte an die Dämonen denken, von denen der Kaiſer oftmals redete. Sie ſollten halb zum Geſchlechte der Menſchen, halb zu dem der Götter gehören und ſich zuweilen den Sterblichen zeigen.

Oder war Selene geſtorben und die weiße Geſtalt da oben ihr ſchwankender Schatten?

Antinous ſchmiegte die Finger feſter um die Handhaben der beiden nun über dem Waſſer ſchwebenden Remen und ſtarrte, weit vorgebeugt, mit tiefen Atemzügen auf das geheimnisvolle Weſen, das jetzt das Säulengeländer der Plattform erreichte, jetzt — er ſah es deutlich — beide Hände auf das Angeſicht preßte, jetzt ſich tief über die Brüſtung beugte und nun —

Wie in hellen Nächten ein Stern vom Himmel, wie im Herbst eine Frucht vom Baume fällt, so sank jetzt die weiße Frauengestalt von der Plattform nieder. Ein weher Angstschrei durchschnitt die Ruhe der stillen, die Welt mit ihrem Schleier bedeckenden Nacht, und beinahe im gleichen Augenblick klatschte und dröhnte das feuchte Element laut auf, und in tausend gen Himmel spritzenden Wassertropfen spiegelten sich, kühl und glänzend wie immer, die Strahlen des Mondes.

War das der schläfrige Träumer Antinous, der jetzt im Nu die Remen ins Wasser stieß, sie kraftvoll an sich zog, und als die Gestalt der Ertrinkenden wenige Sekunden nach dem Sturze dicht neben dem Nachen auftauchte, die ihn hindernden Ruder von sich warf?

Weit über den Bord des Kahnes gebeugt, erfaßte er das Gewand der Ertrinkenden, die eine Frau war, kein Dämon oder Schatten, und zog sie zu sich heran.

Es gelang ihm, sie hoch über dem Wasser zu halten; als er sie aber dem feuchten Bett zu entreißen und in den Kahn zu heben versuchte, wurde das Gewicht auf der einen Seite des Nachens zu schwer, das Fahrzeug schlug um und Antinous glitt in die See.

Ihm nach stürzte der silberne Köcher und Bogen.

Der Bithynier war ein guter Schwimmer.

Bevor die weiße Gestalt von neuem zu sinken vermochte, hatte er sie wiederum mit der Rechten ergriffen und trieb sie, indem er Sorge trug, daß ihr Haupt den Spiegel des Wassers nicht mehr berührte, und indem er mit dem linken Arme und den Füßen die Wellen zerteilte, nach derjenigen Stelle hin, an der er ein Treppchen zu sehen vermeinte.

Sobald ſeine Füße feſten Grund fanden, nahm er die Gerettete in beide Arme.

Ein freudiges „Ah!“ tönte von den Lippen, als die marmornen Stufen dicht vor ihm lagen.

Ungeſäumt erſtieg er ſie und ſchritt dann mit der naſſen, lebloſen Bürde ſchnell und elaſtiſch der Plattform entgegen, auf der er Ruhebänke bemerkte.

Die breite, mit glatten Marmorflieſen belegte Oberfläche des ſtattlichen, in das Meer hineingebauten Altanes war hell beleuchtet, und das Weiß des Geſteines verſtärkte das Licht der Strahlen des Mondes mit der eigenen Leuchtkraft.

Da ſtanden die Ruhebänke, die Antinous ſchon von fern erblickt hatte.

Auf die erſte ließ er ſeine Laſt nieder, und ein Gefühl von dankbarer Freude durchbebte warm ſeinen frierenden Körper, als die aus dem Waſſer Gezogene einen leiſen, ſchmerzlichen Laut ausſtieß, der ihn lehrte, daß er nicht vergebens gehandelt.

Behutſam ſchob er den Arm zwiſchen die harte Seitenlehne der marmornen Bank und ihr Haupt, um dies weicher zu betten.

Volles Haar bedeckte in naſſen Strähnen ihr Antlitz wie ein dichter, zerriſſener Schleier.

Da ſtrich er es erſt nach der rechten, dann nach der linken Seite hin langſam zurück, und jetzt — jetzt ſank er, als habe ihn ein aus dem blauen Himmel niederzuckender Blitzſtrahl getroffen, vor ihr auf die Kniee; denn das waren *ihre*, das waren Selenes Züge, und das bleiche Weib, vor dem er hier kniete, war ſie, die er liebte!

Außer ſich, zitternd vom Scheitel bis zur Sohle, zog er ſie mit der Rechten zu ſich heran, um ſein Ohr ihrem Munde zu nähern, um zu lauſchen, ob er ſich nicht getäuſcht habe, ob ſie nicht dennoch ein Opfer der Fluten geworden, um zu prüfen, ob kein warmer Hauch den Weg über ihre kühlen, bleichen, regungsloſen Lippen fand.

Ja, ſie atmete, ſie lebte!

In dankbarer Erregung ſchmiegte er ſeine Wange an die ihre.

O wie kalt ſie war, wie eiſig, wie todeskalt!

Die Fackel ihres Lebens war im Verglimmen, aber er wollte, er konnte, er durfte ſie nicht erlöſchen laſſen, und ſo beſonnen, ſo raſch und entſchloſſen wie der thatkräftigſte unter den Männern hob er ſie wieder in die Höhe, legte ſie, als wäre ſie ein Kind, auf beide Arme und trug ſie zu dem Hauſe, deſſen weiße Wand aus dem Buſchwerk hinter der Plattform hervorſchimmerte.

Das Lämpchen in dem Zimmer Frau Hannas, das Selene vor kurzem verlaſſen, brannte noch immer; vor dem Fenſter, aus dem ſein matter Schein in die Mondnacht hinausflimmerte, lagen die Blumen, deren Duft der Kranken weh gethan hatte, ſamt dem Thonkruge Hannas auch jetzt noch am Boden.

War dieſer Strauß ſein eigenes Geſchenk?

Vielleicht.

Aber das erleuchtete Gemach, in das er ſchaute, konnte kein anderes ſein als das Krankenzimmer, das ihm durch die Erzählung des Bildhauers bekannt war.

Die Pforte des Hauſes ſtand offen und auch die des Gemaches, in dem er ihr Lager bemerkt hatte, war unverſchloſſen.

Nun ſchlug er die Thür mit dem Fuß zurück, drang in das Zimmer und legte Selene auf das Bett.

Da ruhte ſie wie eine Verſtorbene, und als er ihr in die ſtillen, von dem Ernſt eines großen Schmerzes geweihten Züge ſchaute, erfaßte ein Kummer, ein Mitleid, eine Rührung ohnegleichen ſein Herz, und wie ein Bruder zu der ſchlummernden Schweſter, neigte er ſich zu Selene hinab und küßte ihr die Stirn.

Da regte ſie ſich, ſchlug die Augen auf, ſtarrte ihm ins Antlitz, und dabei war ihr Blick ſo voll von Entſetzen, ſo wirr, ſo gläſern und unheimlich, daß er ſchaudernd von ihr zurücktrat und mit erhobenen Händen nur leiſe zu ſtammeln vermochte:

„O Selene, Selene, erkennſt Du mich nicht?“

Aengſtlich ſchaute er bei dieſer Frage der Geretteten ins Antlitz; ſie aber ſchien ihn nicht zu hören, und es regte ſich nichts an ihr als die Augen, die langſam jeder ſeiner Bewegungen folgten.

„Selene!“ rief er noch einmal, erfaßte ihre ſchlaff niederhängende Hand und zog ſie heftig an die Lippen.

Da jammerte ſie laut auf, ein Schauder ſchüttelte ihr den Leib, ächzend und ſtöhnend wandte ſie ſich um, und im gleichen Augenblick wurde die Thür geöffnet, die verwachſene Maria trat in das Zimmer und ſtieß einen gellenden Angſtſchrei aus, als ſie Antinous bei dem Lager der Freundin erblickte.

Der Jüngling ſchrak zuſammen, und wie ein Dieb, der bei einem Raube überraſcht wird, floh er in die Nacht hinaus, durch den Garten, und ohne aufgehalten zu werden bis zu der auf die Straße führenden Pforte.

Hier trat ihm der Thorhüter entgegen; er aber warf

ihn mit einem kräftigen Stoße zurück, und als der in seinem Amt ergraute Mann ihn, während er die Pforte aufstieß, an dem nassen Chiton festhielt, rannte der Jüngling weiter. Ein Stück zog er den Verfolger mit sich fort und stürmte dann wie beim Wettlauf im Gymnasium in langen Sätzen die Straße hinunter. Erst als er fühlte, daß der Mann, in dessen Hand ein Teil seines Kleides zurückgeblieben war, es aufgegeben hatte, ihm nachzueilen, schöpfte er Atem

Das Geschrei des Pförtners mischte sich in den frommen Gesang der im Landhause der Witwe Paulina versammelten Christen, von denen einige hinauseilten, um den Friedensstörer festzuhalten.

Aber der junge Bithynier war schneller als sie und durfte sich für völlig geborgen halten, nachdem es ihm gelungen war, sich in einen Festzug zu drängen. Halb freiwillig, halb gezwungen folgte er der trunkenen Schar, die von dem Innern der Stadt aus der See zustrebte, um an ihrem Ufer auf einer einsamen Stelle östlich von Nikopolis nächtliche Mysterien zu feiern.

Das Ziel des singenden, heulenden, tobenden Schwarms, bis zu dem Antinous mit fortgerissen wurde, lag zwischen Alexandria und Kanopus und war weit von der Lochias entfernt. So kam es, daß Mitternacht längst vorbei war, als der Günstling mit zerrissenen Kleidern, beschmutzt und außer Atem seinem Gebieter endlich wieder entgegenzutreten vermochte.

Viertes Kapitel.

Hadrian hatte Antinous ſeit mehreren Stunden erwartet, und die Ungeduld und der Unwille, die ihn ſchon ſo lange erfüllten, ſpiegelten ſich deutlich genug auf ſeiner ingrimmig zuſammengezogenen Stirn und in dem drohenden Blick ſeiner Augen wieder.

„Wo warſt Du?“ herrſchte er Antinous zu.

„Ich konnt' euch nicht finden, und da nahm ich einen Kahn und fuhr in die See.“

„Du lügſt.“

Antinous zuckte ſtatt jeder Antwort die Achſeln.

„Allein?“ frug Hadrian milder.

„Ja.“

„Zu welchem Zweck?“

„Ich ſah in die Sterne.“

„Du?“

„Darf ich nicht auch einmal ihre Bahnen verfolgen?“

„Warum nicht? Die Lichter da oben leuchten ſo gut für Narren wie für Weiſe. Auch Eſel werden unter guten oder ſchlechten Sternen geboren. Das eine Grautier erwirbt ein hungriger Grammatiker und füttert's mit verbrauchtem Papyrus, das andere kommt in den Dienſt

des Kaisers und wird gemästet und findet Zeit, des Nachts nach dem Himmel zu schauen. Wie Du aussiehst!"

„Der Kahn schlug mit mir um, und ich fiel ins Meer."

Hadrian erschrak, und als er das wirre Haar des Lieblings, in dem der Nachtwind das Salzwasser getrocknet hatte, und seinen zerrissenen Chiton bemerkte, rief er besorgt:

„Gleich gehst Du und läßt Dich von Mastor trocknen und salben. Der kam auch zurück wie ein geprügelter Hund und mit geröteten Augen. Es stellt sich alles auf den Kopf an diesem verwünschten Abend. — Du siehst aus wie ein Sklave, der mit Doggen gehetzt ward. Trink einige Becher Wein und dann lege Dich nieder."

„Wie Du befiehlst, großer Cäsar."

„So feierlich? Mein Esel hat Dich geärgert."

„Du wußtest sonst freundlichere Worte für mich zu finden."

„Und ich finde sie wieder, finde sie wieder. Nur heute nicht; geh jetzt zu Bett."

Antinous entfernte sich; der Kaiser aber ging mit langen Schritten, indem er die Arme über der Brust kreuzte und finster zu Boden schaute, in dem Gemache auf und nieder. Sein abergläubischer Sinn fühlte sich tief beunruhigt in einer Reihe von bösen Zeichen, die ihm nicht nur in der letzten Nacht am Himmel, sondern auch auf dem Wege zur Lochias begegnet waren und sich jetzt schon zu erfüllen begannen.

In übler Stimmung hatte er die Garküche verlassen. Die schlimmen Vorbedeutungen ängstigten ihn; wenn er aber nach seiner Heimkehr Dinge gethan hatte, die ihm jetzt schon mißfielen, so hatten diese sicher keine bösen

Dämonen, ſondern ſein von Beſorgnis vor ihnen umdüſterter Sinn verſchuldet.

Aeußere Einflüſſe waren es freilich geweſen, die ihn zum Zeugen eines gegen das Haus eines reichen Israeliten gerichteten Ueberfalls der erregten Menge gemacht hatten, und einem ärgerlichen Ungefähr war es zuzuſchreiben, daß er bei dieſer Veranlaſſung mit Verus zuſammengetroffen war, der ihn bemerkt und erkannt hatte.

Die böſen Geiſter trieben heute ihr Spiel, aber das, was er ſpäter auf der Lochias thun und erleben ſollte, das wäre gewiß an einem glücklicheren Tage oder vielmehr bei ruhigerer Stimmung ſeines Gemüts ungeſchehen geblieben, daran war er ſelbſt ſchuld, er allein und kein ſchlimmes Ungefähr, keine Tücke hämiſcher Dämonen. Hadrian ſchrieb freilich dieſen alles zu, was er gethan hatte, und hielt es darum für unabänderlich. Gewiß ein gutes Mittel, ſich der läſtigen Pflicht zu entziehen, ein begangenes Unrecht wieder gut zu machen; aber das Gewiſſen iſt eine Tafel, in die eine geheimnisvolle Hand jede unſerer Thaten unbeſchönigt einträgt, und auf der alles, was wir begehen, ſchonungslos bei rechten Namen genannt wird.

Manchmal gelingt es wohl, die ſie bedeckende Schrift für kurze oder längere Zeit zu verwiſchen und zu verdunkeln, oftmals aber leuchten die Lettern in dieſer Tafel mit unheimlich hellem Glanze auf und nötigen das innere Auge, ſie zu ſchauen und zu beachten.

Hadrian fühlte ſich in dieſer Nacht gezwungen, die Aufzeichnung ſeiner Handlungen zu leſen, und unter ihnen befand ſich manche blutige Unthat, mancher kleinliche, auch eines weit geringeren Mannes unwürdige Frevel; aber

die Schrift in der Tafel erzählte auch von streng erfüllter Pflicht, von redlicher Arbeit, von rastlosem Ringen nach großen Zielen und dem nie ermüdenden Streben, die Fühlfäden des Geistes bis zu den fernsten, für das menschliche Sinnen und Denken noch erreichbaren Grenzen auszustrecken.

In dieser Stunde dachte Hadrian nur an seine üblen Thaten und gelobte den Göttern, über die er mit den philosophischen Freunden spottete und an die er sich dennoch wandte, so oft er das Unzureichende seiner Kräfte und Mittel empfand, hier einen Tempel zu bauen, dort Opfer schlachten zu lassen, um alte Verbrechen zu sühnen und den Groll des Himmels zu beschwichtigen.

Es war ihm zu Sinne wie einem Großen, den die Ungnade seines Gebieters bedroht und der ihn durch Geschenke für sich zu gewinnen versucht. Der mutige Römer ängstigte sich vor unbekannten Gefahren, aber von dem heilsamen Schmerze der Reue blieb er völlig verschont.

Vor kaum einer Stunde hatte er sich selbst vergessen und seine Macht gegen einen Schwächern schmählich mißbraucht. Es verdroß ihn ernstlich, so und nicht anders gehandelt zu haben; aber es kam ihm nicht in den Sinn, seinen Stolz zu demütigen und durch eine dem Gekränkten bewilligte Genugthuung das verübte Unrecht stillschweigend einzugestehen.

Oft fühlte er tief seine menschliche Schwäche, aber es war ihm auch möglich, an die Göttlichkeit seiner kaiserlichen Person zu glauben, und das gelang ihm stets am leichtesten, wenn er jemand, der kühn genug gewesen war, ihn zu verletzen oder seine Ueberlegenheit nicht anzuerkennen, zertreten hatte.

Verhängten nicht auch die Himmlischen die schwersten Strafen über ihre Verächter?

Heute hatte der sterbliche Jupiter wieder einmal einen allzu kühnen Erdensohn mit seinem Donnerkeil zu Boden geschmettert, und sein Opfer war diesmal der Sohn des Thorhüterpaares gewesen.

Der Bildhauer hatte freilich das Unglück gehabt, Hadrians empfindlichste Stelle unsanft zu berühren; aber man verwandelt sich nicht so schnell aus einem freundlich gesinnten Gönner in einen schonungslosen Gegner, wenn man nicht, wie das bei dem Kaiser der Fall war, sich gewöhnt hat, aus einer Stimmung in die andere zu springen, und wenn man nicht sich der Macht bewußt ist, den Willen zum Guten und Bösen sofort in Thaten umzusetzen.

Das Können des Bildhauers hatte dem Kaiser Achtung eingeflößt, sein frisches, unbefangenes Wesen ihm anfänglich zugesagt und ihn belustigt; aber schon während seiner Wanderung mit ihm durch die Straßen war ihm die dreiste Art, mit der sich der junge Mann ihm gleichstellte, unbequem geworden.

In seiner Werkstätte sah er in Pollux nur den Künstler und freute sich seiner vollsäftigen, übersprudelnden Kraft; außerhalb derselben, unter Menschen gewöhnlichen Schlages, von denen er Ehrfurcht zu ernten gewohnt war, erschien ihm sein Reden und Sein unziemlich, frech, schwer zu ertragen.

Beim Garkoch hatte der kräftige Esser und Trinker, der ihn neckend anhielt, auch seinerseits wacker einzuhauen, um dem Wirte nichts zu schenken, den Kaiser mit Abneigung erfüllt.

Als Hadrian sodann, verstimmt und von üblen Vorzeichen geängstigt, ohne Antinous auf die Lochias zurückgekehrt war und auch dort den Liebling nicht gefunden hatte, war er ungeduldig in der Musenhalle auf und nieder gegangen und hatte es verschmäht, dem Bildhauer, der laut hinter seinen Schranken wirtschaftete, ein Willkommen zu bieten.

Auch für Pollux waren die letzten Stunden nichts weniger als angenehm verlaufen.

Als er, um Arsinoe wiederzusehen, bis an die Schwelle der Verwalterwohnung durchgedrungen war, hatte Keraunus ihm den Weg vertreten und ihn mit schnöden Worten heimgesandt.

In der Musenhalle hatte er den Meister gefunden und war mit ihm in einen heftigen Streit geraten; denn Papias, dem er den Dienst von neuem kündigte, hatte ihm schnöden Undank vorgeworfen und ihm zornig befohlen, eigene Werkzeuge sogleich von dem seinen zu sondern, dies zu ihm zurückzubringen und sich in Zukunft sowohl von seinem Hause, von den Arbeiten auf der Lochias fernzuhalten.

Schlimme Worte waren dabei von beiden Seiten gefallen, und als Pollux, nachdem der frühere Lehrherr den Palast verlassen hatte, den Baumeister Pontius zu suchen begann, um mit ihm über seine Zukunft zu reden, erfuhr er, daß der Architekt sich vor kurzem entfernt hatte und erst am nächsten Morgen wiederkehren wollte.

Nach kurzem Besinnen hatte er nun den Entschluß gefaßt, dem Befehle des Papias zu folgen und die eigenen Werkzeuge zusammengepackt.

Ohne die Anwesenheit des Kaisers zu bemerken, hatte

er dieſe Hämmer, Modellirhölzer und Meißel in einen, jene in einen andern Kaſten geworfen, und war dabei ſo ſchonungslos verfahren, als ſei er gewillt, die unſchuldigen Geräte für die böſen Dinge, die ihm ſelbſt widerfuhren, zu ſtrafen.

Zuletzt war ihm die von Hadrian geformte Büſte Balbillas ins Auge gefallen.

Die häßliche Fratze, über die er geſtern gelacht hatte, ärgerte ihn heute, und nachdem er ſie minutenlang aufmerkſam betrachtet hatte, wallte das Blut ihm auf, und jählings riß er eine Latte von dem Verſchlage und ſchlug mit ihr ſo wütend auf das Zerrbild los, daß der trockene Thon zerſprang und die Trümmer weithin durch die Werkſtätte flogen.

Der wilde Lärm hinter des Bildhauers Schranken hatte den Kaiſer veranlaßt, die Wanderung zu unterbrechen und nachzuſehen, was der Künſtler dort treibe.

Unbemerkt war er dem Zerſtörungswerke gefolgt. Er hatte den Künſtler gewähren laſſen; doch der Zorn ihm die Brauen zuſammengezogen, eine blaue Ader inmitten der Stirn hoch aufgetrieben und ihm drohende Falten über die Augen gefurcht.

Der große Meiſter der Staatskunſt hätte es leichter ertragen, ſich einen ſchlechten Regenten nennen zu hören, als ſeine Kunſtleiſtungen verachten zu ſehen.

Wer ſicher empfindet, Großes geleiſtet zu haben, der lächelt über den Tadel; wer ſich aber ungewiß fühlt, hat Grund ihn zu fürchten und läßt ſich leicht hinreißen, denjenigen zu haſſen, der das Verdammungsurteil ausſpricht.

Hadrian hatte vor Zorn gezittert und ſeine Fauſt ſich

geballt, als er dicht an Pollux herangetreten war und ihn mit grollender Stimme gefragt hatte:

„Was soll das?“

Der Bildhauer hatte sich nach dem Kaiser umgeschaut und indem er die Latte zu einem neuen Streiche erhob, entgegnet:

„Ich schaffe die Fratze dort aus der Welt, weil sie mich ärgert.“

„Komm her!“ schrie der Kaiser, griff mit der nervigen Hand in den Gürtel, der den Chiton des Bildhauers umgab, zog den Ueberraschten vor seine Urania, riß ihm die Latte aus der Rechten, schlug der kaum vollendeten Bildsäule die Schulter vom Rumpfe und rief dabei, indem er die Stimme des Jünglings nachäffte:

„Ich schaffe dies Stümperwerk aus der Welt, weil es mich ärgert.“

Dem Künstler sanken die Arme.

Befremdet, entrüstet starrte er den Zerstörer seiner wohlgelungenen Arbeit an und rief ihm ins Antlitz:

„Verrückter, nun ist es genug. Noch ein Schlag, und Du machst mit meinen Fäusten Bekanntschaft.“

Hadrian lachte kalt und schneidig auf, warf Pollux die Latte vor die Füße und sagte:

„Urteil gegen Urteil; so ist es gerecht.“

„Gerecht?“ schrie Pollux außer sich. „Dein elendes Pfuschwerk, das mein schielender Lehrbusch so gut gemacht haben könnte wie Du, und dieser in einer Feierstunde entstandene Körper! Pfui über Dich! Aber noch einmal, Du rührst mir die Urania nicht wieder an, sonst sollst Du erfahren . . .“

„Was?“

„Daß man in Alexandria Graubärte nur so lange schont, wie sie es verdienen.“

Hadrian kreuzte die Arme, trat ganz nahe an Pollux heran und sagte:

„Vorsichtig, Bursch, wenn das Leben Dir lieb ist.“

Pollux trat vor dem gewaltigen Manne zurück, und wie Schuppen fiel es ihm von den Augen.

Die Marmorstatue des Kaisers im Cäsareum zeigte den Herrscher in dieser Stellung. Der Baumeister Claudius Venator war Hadrian und kein anderer.

Der junge Künstler erbleichte, und gesenkten Hauptes und mit leiser Stimme sagte er, indem er sich zum Gehen umwandte:

„Der Mächtigere behält immer recht. Laß mich fort. Ich bin nur ein armer Künstler, — Du bist etwas anderes. Jetzt weiß ich's: Du bist der Kaiser.“

„Der bin ich,“ knirschte Hadrian, „und wenn Du als Künstler Dich mehr dünkst als ich, so werd' ich Dir zeigen, wer von uns beiden der Spatz ist und wer der Adler.“

„Du hast die Macht, mich zu vernichten, und ich will ja . . .“

„Der Einzige, der hier zu wollen hat, bin ich,“ rief der Herrscher. „Und ich will, daß Du diesen Palast nicht mehr betrittst und mir nicht wieder unter die Augen kommst, so lange ich hier bin. Was mit Deiner Sippschaft werden soll, will ich bedenken. Kein Wort mehr! Fort, sag' ich, und danke den Göttern, daß ich den Frevel unreifer Wichte manchmal milder hinnehme, als Du Dich vermessen hast, das Werk eines Größeren zu beurteilen, obgleich Du wußtest, daß er es in einer müßigen Stunde

mit wenigen Griffen ſpielend formte. Hinaus, Burſch! Meine Sklaven werden Dein Bildwerk da vollends zerſchlagen, weil es kein beſſeres Los verdient und weil es — wie ſagteſt Du gleich? Ja, nun weiß ich's, — und weil es mich ärgert!"

Ein trockenes Lachen ſchallte dem Jünglinge nach, als er die Halle verließ.

Bei der in tiefem Dunkel liegenden Eingangspforte fand er ſeinen Meiſter Papias, dem nichts von allem entgangen war, was ſich zwiſchen ihm und dem Kaiſer ereignet.

Als Pollux bei Frau Doris eintrat, rief er ihr zu:

„O Mutter, Mutter! Welch ein Morgen und welch ein Abend! Das Glück iſt nichts als die Schwelle des Unglücks."

Fünftes Kapitel.

Während Pollux mit der betrübten Mutter auf die Heimkehr Euphorions wartete, und der Bildhauer Papias sich in die Gunst des Kaisers schlich, indem er sich das Ansehen gab, Hadrian immer noch für den Baumeister Claudius Venator zu halten, hatte Aurelius Verus, den die Alexandriner den „falschen Eros" nannten, ernste Dinge erlebt.

Am Nachmittag war er bei der Kaiserin gewesen, um sie zu veranlassen, wenn auch unerkannt das heitere Treiben des Volkes mit anzusehen; Sabina aber war mißmutig, erklärte leidend zu sein und versicherte, daß der Lärm der tobenden Menge sie ums Leben bringen würde.

Wer, sagte sie, einen so lebhaften Berichterstatter habe, wie sie in Verus, der könne es sparen, sich dem Staube, dem Qualm der Stadt und dem Gebrüll der Menschen in eigener Person auszusetzen.

Sobald Lucilla den Gatten bat, seiner Würde zu gedenken und sich wenigstens nicht in der Nacht unter die erregten Scharen zu mischen, beauftragte die Kaiserin ihn geradezu, alles in Augenschein zu nehmen, was das Fest

Bemerkenswertes biete und besonders eifrig acht auf solche Dinge zu haben, die eigentümlich alexandrinisch und in Rom nicht zu finden wären.

Nach Sonnenuntergang besuchte Verus zuerst die Veteranen der zwölften Legion, die mit ihm gegen die Numidier ins Feld gezogen waren, und denen er als alten, lieben Kampfgenossen ein Gastmahl bei einem Garkoche gab.

Eine Stunde lang trank er mit den tapferen Graubärten. Dann verließ er sie, um die wenige Schritte vom Schauplatz der Gasterei entfernte kanopische Straße bei Nacht zu betrachten.

Sie war mit Lichtern, Fackeln und Lampen hell erleuchtet, und die großen Häuser hinter den Kolonaden prangten im reichsten Festschmuck; nur das schönste und stattlichste von allen zeigte keinerlei Ausputz.

Es gehörte dem Juden Apollodor.

In früheren Jahren hatten aus seinen Fenstern die schönsten Teppiche gehangen, war es ebenso reich mit Blumen und Lampen verziert gewesen wie die der anderen in der kanopischen Straße wohnenden Israeliten, die das heitere Fest mit den heidnischen Mitbürgern so munter feierten, als wären sie nicht weniger eifrig beflissen, dem großen Dionysus zu huldigen.

Apollodor hatte besondere Gründe, sich diesmal von allem fernzuhalten, was mit dem festlichen Treiben der Heiden zusammenhing. Ohne zu ahnen, daß ihn seine Enthaltsamkeit in ernste Gefahr stürzen könnte, verweilte er ruhig in seiner mit fürstlicher Pracht ausgestatteten Wohnung, die weit eher für einen Griechen, als für einen Israeliten hergestellt worden zu sein schien. Dies galt

beſonders von dem Männerſaale, in dem Apollodor ſich befand; denn die Gemälde an den Wänden und auf dem Fußboden dieſes ſchönen Raumes, deſſen halb geöffnete Decke von Säulen aus edlem Porphyr getragen wurde, bezogen ſich auf die Liebe des Eros und der Pſyche. Zwiſchen den Säulen ſtanden die Büſten der größten heidniſchen Philoſophen, und im Hintergrunde des Saales war eine ſchöne Statue des Plato zu ſehen.

Unter lauter Bildniſſen, die Hellenen und Römer darſtellten, befand ſich nur eins eines Israeliten, und zwar das jenes Philo, deſſen bedeutende und reine Züge denen des vornehmſten unter ſeinen griechiſchen Geiſtesverwandten glichen.

In dieſem ſchönen, mit ſilbernen Lampen beleuchteten Raume fehlte es nicht an bequemen Polſtern, und auf dem einen lag Apollodor, ein wohlerhaltener Fünfziger, und ſchaute mit den milden und doch klugen dunklen Augen einem ſtattlichen, hochbetagten Glaubensgenoſſen nach, der lebhaft redend vor ihm auf und nieder ſchritt. Dabei blieben die Hände dieſes Greiſes niemals ruhig. Bald brauchte er ſie zu raſchen Bewegungen, bald um den langen, ſchneeweißen Bart zu ſtreichen.

Ein junger, hagerer Mann mit bleichen, äußerſt regelmäßigen, fein geformten Zügen und rabenſchwarzem Haar auf dem Haupt und am Kinn ſaß auf einem Ruheſitz dem Hausherrn gegenüber, ſchaute mit den dunklen, feurigen Augen zu Boden und zog mit dem Stabe Striche und Kreiſe über die Moſaikbilder des Eſtrichs, während der erregte Alte, ſein Oheim, mit heftigem, glatt dahinrinnendem Redefluſſe auf Apollodor eindrang.

Dieſer ſchüttelte oft zu den Behauptungen des Greiſes

den Kopf und trat ihnen auch manchmal mit kurzen Erwiderungen entgegen.

Es war leicht zu bemerken, daß Apollodor sich von dem, was er da hörte, peinlich berührt fühlte und daß diese so ganz verschiedenen Menschen einen Streit ausfochten, der zu keinem befriedigenden Ende führen konnte. Denn wenn sie auch die gleiche griechische Sprache redeten und sich zu derselben Religion bekannten, gingen sie doch bei allem, was sie fühlten und dachten, von so weit aus einander liegenden Anschauungen aus, als wären sie aus grundverschiedenen Kreisen hervorgegangen.

Wenn zwei Kämpfer zu weit aus einander stehen, schlagen sie einander auf die Waffen; doch es kommt nicht zu blutenden Wunden, zur Niederlage oder zum Siege.

Um des Greises und seines Neffen willen war das Haus Apollodors heute ungeschmückt geblieben; denn der Rabbi Gamaliel, der gestern aus Palästina bei den alexandrinischen Verwandten angekommen war, verdammte jede Gemeinschaft mit den Heiden und hätte gewiß die Wohnung des Gastfreundes verlassen, wenn er es gewagt hätte, um eines Festes der falschen Götter willen sein Haus zu schmücken. — Der Neffe Gamaliels, Rabbi Ben Jochai, genoß eines Ruhmes, der dem seines Vaters Ben Akiba nur um weniges nachstand. Wie dieser der größte Weise und Ausleger des Gesetzes, so war sein Erstgeborener der vorzüglichste Sternenkundige und beste Kenner der mystischen Bedeutung des Standes der Himmelslichter unter seinem Volke.

Den hochweisen Greis Gamaliel und den berühmten Sohn eines großen Vaters unter seinem Dache beherbergen zu dürfen, gereichte Apollodor, der sich in den

Mußeſtunden gern mit gelehrten Dingen beſchäftigte, zu hoher Ehre, und er hatte gethan, was er vermochte, um ihnen den Aufenthalt in ſeinem Hauſe angenehm zu machen.

Ein mit allen Anforderungen des israelitiſchen Speiſegeſetzes vertrauter, ſtreng jüdiſcher Küchenſklave war beſonders für ſie gekauft worden und ſollte während ihrer Anweſenheit an Stelle der griechiſchen Köche, deren er ſich ſonſt bediente, am Herde walten und nur reine Speiſen nach jüdiſchem Ritus bereiten.

Den erwachſenen Kindern Apollodors wurde verboten, während der Anweſenheit des berühmten Paares ihre griechiſchen Freunde ins Haus zu führen und über das Feſt zu reden. Es ſollte auch vermieden werden, ſich im Geſpräch der Namen heidniſcher Götter zu bedienen; doch er ſelbſt war der Erſte, der ſich gegen dieſe Vorſchrift verſündigte.

Er wie alle ſeine alexandriniſchen Glaubens- und Standesgenoſſen hatten eben griechiſche Bildung empfangen, fühlten und dachten in helleniſcher Weiſe und waren nur dem Namen nach Juden geblieben; denn wenn ſie auch ſtatt an die Götter des Olymp, an den einigen Gott ihrer Väter glaubten, ſo war doch der Eine, zu dem ſie beteten, nicht mehr der gewaltige, zürnende Gott ihres Volkes, ſondern der die Welt bildende und beſeelende Geiſt, den die Griechen durch Plato kannten.

Mit jeder neuen Stunde des Beiſammenſeins hatte ſich die Kluft, die Apollodor von Gamaliel trennte, vergrößert, und das Verhältnis des Alexandriners zu dem Weiſen aus Paläſtina war an Peinlichkeit gewachſen, nachdem es ſich herausgeſtellt hatte, daß der mit dem

Gastfreunde verwandte Greis den Neffen nach Aegypten begleitete, um für ihn die Tochter Apollodors zum Weibe zu begehren.

Aber die schöne Ismene war nichts weniger als geneigt, den ernsten, strenggläubigen Freier zu erhören. Die Heimat ihres Volkes erschien ihr wie ein barbarisches Land, der junge Gelehrte flößte ihr Furcht ein, und zu alledem war ihr Herz nicht mehr frei. Es gehörte dem Sohne des Alabarchen, des Mannes, der das Oberhaupt aller Israeliten in Aegypten war, und dieser Jüngling besaß die schönsten Rosse in der ganzen Stadt, hatte mit ihnen manchen Sieg im Hippodrom errungen und zeichnete sie vor den anderen Jungfrauen aus.

Wenn einem, so wollte sie ihm die Hand reichen.

Das hatte sie auch dem Vater erklärt, nachdem sie durch ihn von der Werbung Ben Jochais unterrichtet worden war, und Apollodor, der die Gattin vor mehreren Jahren verloren, besaß weder die Kraft noch den Willen, dem schönen Liebling Zwang anzuthun.

Freilich wurde es der vermittelnden Natur des bequemen Mannes recht schwer, dem würdigen Greise ein entschiedenes „Nein“ zu sagen; aber einmal mußte es dennoch gesprochen werden, und der heutige Abend schien ihm wohlgeeignet, diese unangenehme Aufgabe zu lösen.

Er befand sich ganz allein mit den Gästen.

Seine Tochter schaute im Hause einer Freundin dem bunten Treiben auf der Straße zu, seine drei Söhne waren ausgegangen, sämtliche Sklaven hatten die Erlaubnis erhalten, bis um Mitternacht der Freiheit zu genießen, keine Störung war zu erwarten, und so fand er Mut, den Gästen nach mancher warmen Beteuerung seiner tiefen

Verehrung zu eröffnen, daß er die Werbung Ben Jochais nicht zu unterstützen vermöge.

Sein Kind, sagte er, hänge zu fest an Alexandria, um es verlassen zu wollen, und seinem gelehrten jungen Freunde würde eine Frau wenig zusagen, die, an freiere Sitten und Gebräuche gewöhnt, sich schwer in einem Hause wohlfühlen könnte, in dem das Gesetz der Väter mit Strenge gehandhabt werde und in dem demzufolge keine freie Regung des Lebens Billigung fände.

Gamaliel hatte den Alexandriner ausreden lassen. Als dann sein Neffe sich anschickte, den Bedenken des Gastfreundes entgegenzutreten, schnitt ihm der Greis das Wort ab und sagte, indem er die leicht gebeugte Gestalt höher aufrichtete und mit der Hand über die blauen Adern und kleinen Falten auf der hohen Stirn strich:

„Im Kriege meines Volks gegen die Römer wurde unser Haus gelichtet, und aus dem Blute der Ahnen fand Ben Akiba in Palästina keine Jungfrau, die ihm würdig erschienen wäre, sie mit diesem da zu verbinden. Doch die Kunde von dem alexandrinischen Zweige unseres Stammes und seines Glückes war zu uns nach Judäa gedrungen. Nun dachte Ben Akiba es dem Abraham nachzuthun, und sandte mich, seinen Elieser, in ein fremdes Land, um für seinen Isaak um die Tochter eines Blutfreundes zu werben. Wer dieser da ist, was er und sein Vater unter den Menschen gelten . . ."

„Ich weiß es," unterbrach ihn Apollodor, „und durch nichts ist meinem Hause jemals größere Ehre widerfahren als durch euern Besuch."

„Und dennoch," fuhr der Rabbi fort, „werden wir heimziehen, wie wir gekommen, und so geschieht nicht

nur Dir, ſondern auch mir und dem, der mich ſandte, der Wille; denn nach dem, was ich in der letzten Stunde von Dir vernahm, müſſen wir unſere Werbung zurückziehen. Unterbrich mich nicht! Deine Ismene verſchmäht es, das Geſicht zu verſchleiern, und es iſt ja auch lieblich anzuſchauen; — Du nährteſt ihr den Geiſt wie den eines Mannes, und ſo ſucht ſie denn die eigenen Wege. Das mag ſich für eine Griechin ſchicken; im Hauſe Ben Akibas muß das Weib, wie das Schiff dem Steuer, ohne eigenen Willen dem Willen ihres Gatten folgen, und dieſer fällt ſtets zuſammen mit dem, was uns das Geſetz gebietet, dem ihr euch zu fügen verlerntet."

„Wir erkennen ſeine Trefflichkeit an," entgegnete Apollodor; „wenn aber die Gebote, die Moſe auf dem Sinai empfing, auch Giltigkeit für alle ſterblichen Menſchen beſitzen, ſo paſſen doch die Vorſchriften, die weislich gegeben wurden, um das äußere Leben der Väter zu regeln, nicht mehr überall für die Kinder unſerer Tage. Am wenigſten läßt es ſich hier, wo wir, treu unſerm alten Glauben, Griechen ſind unter Griechen, nach ihnen leben."

„Das ſeh' ich," verſetzte Gamaliel. „Selbſt die Sprache, das Gewand der Gedanken, die Sprache der Väter, der Schrift, des Geſetzes habt ihr mit einer andern vertauſcht, gabt ihr für eine andere preis."

„Auch Du und Dein Neffe reden griechiſch."

„Wir thun es hier, weil die Heiden, weil Du und die Deinen die Sprache Moſes und der Propheten nicht mehr verſtehen."

„Ueberall, wohin auch der große Alexander ſeine Waffen trug, wird helleniſch geredet, und enthält denn die griechiſche Ueberſetzung der Schrift, die die ſiebenzig

Dolmetſcher unter Gottes Beiſtand verfaßten, nicht das Gleiche wie der hebräiſche Grundtext?"

„Vertauſcheſt Du den von Bryaxis geſchnittenen Stein an Deinem Finger, den Du mir geſtern voller Stolz auf ſeinen Beſitz zeigteſt, mit einem Wachsabdrucke desſelben Steines?"

„Die Sprache des Plato iſt kein gemeiner Stoff, ſondern ſo edel wie der koſtbarſte Saphir."

„Aber die unſere ſtammt aus dem eigenen Mund des Höchſten. Wie nennſt Du das Kind, das die Sprache des Vaters mißachtet und nur auf den Nachbar hört, das ſich, um die Gebote der Eltern zu verſtehen, eines Dolmetſchers bedient?"

„Du ſprichſt von Eltern, die vor langer Zeit das heimiſche Land verlaſſen haben. Der Ahn ſoll den Nachkommen nicht zürnen, die ſich der Sprache der neuen Heimat bedienen, wenn ſie nur fortfahren, in ſeinem Sinne zu handeln."

„Es gilt nicht nur im Sinne, ſondern nach den Worten des Höchſten zu leben; denn kein Laut ertönt vergeblich aus ſeinem Munde. Je höher der Sinn einer Rede iſt, deſto mehr kommt es an auf die Worte und Silben. Ein einziger Buchſtabe ändert oft die Bedeutung von Sätzen. — Wie die Leute da draußen toben! Der wüſte Lärm dringt bis in dies weit von der Straße entfernte Gemach, und Dein Sohn findet Gefallen an dem Unfug der Heiden; Du aber hältſt ihn nicht mit Gewalt zurück, die Zahl der wahnſinnigen Knechte der Luſt zu vermehren!"

„Ich war ſelbſt einmal jung und halte es nicht für ſündhaft, die allgemeine Freude zu teilen."

„Sage lieber, die ſchmähliche Abgötterei der Dionyſusverehrer. Nur noch dem Namen nach gehörſt Du, gehören die Deinen zu dem auserwählten Volke des Herrn; dem Weſen nach ſeid ihr Heiden!“

„Nein, Vater!“ rief Apollodor lebhaft. „Umgekehrt iſt das Verhältnis. Im Herzen ſind wir Juden; doch wir tragen griechiſche Kleider.“

„Du heißeſt Apollodor — Geſchenk des Apollon.“

„Ein Name, gewählt, um einen von dem andern zu unterſcheiden. Wer fragt wohl immer bei einem Worte, das angenehm klingt, nach der Bedeutung?“

„Du, ihr, jedermann, der nicht blöden Geiſtes iſt,“ rief der Rabbi. „Braucht denn, ſo denkt ihr, Zenodot oder Hermogenes, der Grieche, dem man im Bade begegnet, gleich zu wiſſen, daß der reiche Herr, mit dem er von der neueſten Auslegung helleniſcher Mythen redet, ein Jude? Und wie angenehm iſt euch der Mann, der euch fragt, ob ihr nicht aus Athen ſtammt; denn euer Griechiſch habe einen ſo rein attiſchen Klang! Was uns ſelbſt lieb iſt, das gönnen wir auch unſeren Kindern, und darum wählt ihr für ſie die Namen, die eurer eigenen Eitelkeit ſchmeicheln.“

„Beim Herakles, Vater.“

Um den klugen Mund Gamaliels flog ein überlegenes, ſpöttiſches Lächeln, und, indem er den Alexandriner unterbrach, frug er:

„Heißt ein beſonders würdiger Mann unter unſeren alexandriniſchen Glaubensgenoſſen Herakles?“

„Niemand,“ rief der Alexandriner, „denkt bei dieſem Schwure an den Sohn der Alkmene; er bedeutet ſo viel wie ‚wahrhaftig‘.“

„Freilich! — Ihr nehmt es eben mit den Worten und Namen nicht allzu genau, und wo es so viel zu sehen und zu genießen gibt wie hier, hält man die Gedanken nicht immer zusammen. Das ist begreiflich, ganz außerordentlich begreiflich! Man ist auch so höflich in dieser Stadt, daß man die Wahrheit gar zierlich bemäntelt. Darf ich, der Barbar aus Judäa, sie Dir ohne Gewand, nackt und schmucklos vor die Augen führen?"

„Ich bitte Dich, rede."

„Juden seid ihr; doch möchtet ihr es lieber nicht sein und ertragt eure Herkunft wie ein unabwendbares Uebel. Nur da, wo ihr die gewaltige Hand des Höchsten empfindet, erkennt ihr ihn an und nehmt das Recht in Anspruch, zu seinem auserwählten Volk zu gehören. Im glatten Lauf des Alltagslebens zählt ihr euch stolz zu seinen Feinden. Unterbrich mich nicht und beantworte offen, was ich Dich frage. In welchem Augenblick Deines Lebens fühltest Du Dich zur wärmsten Dankbarkeit gegen den Gott Deiner Väter verpflichtet?"

„Warum sollt' ich's verschweigen? Damals, als mir meine geliebte verstorbene Gattin den Erstgeborenen schenkte."

„Und ihr nanntet ihn?"

„Du weißt es ja, daß er Benjamin heißt."

„Wie der Lieblingssohn des Erzvaters Jakob; denn in der Stunde, in der Du ihn so benanntest, warst Du der, der Du bist, fühltest Du dankbar, daß es Dir vergönnt sei, in die Kette Deines Geschlechts ein neues Glied zu fügen, warst Du ein Jude und unser Gott gewiß, ja gewiß auch der Deine. Die Geburt Deines zweiten Sohnes griff Dir schon weniger tief in die Seele, und Du gabst ihm den Namen Theophilus. Als Dir der

letzte männliche Erbe geschenkt wurde, dachtest Du gar nicht mehr an den Gott Deiner Väter; denn er heißt ja nach einem heidnischen Götzen Hephästion. Alles in allem: Juden seid ihr, wenn der Herr euch am höchsten begnadigt oder am schwersten zu prüfen bedroht, Heiden zu jeder Zeit, wenn euch euer Pfad nicht über die höchsten Höhen und durch die tiefen Abgründe des Lebens führt. Ich kann euch nicht ändern; doch das Weib des Sohnes meines Bruders, die Tochter Ben Akibas, soll sich als Kind ihres Volkes fühlen am Morgen, Mittag und Abend. Ich suche für meinen Isaak eine Rebekka und keine Ismene."

„Ich rief euch nicht zu uns," versetzte Apollodor; „doch wenn ihr uns morgen verlaßt, so folgt euch unsere Verehrung. Denkt nicht schlechter von uns, weil wir uns vielleicht mehr als billig in das Thun und Denken des Volkes, unter dem wir groß wurden und in dessen Mitte es uns wohlergeht, eingelebt haben. Wir wissen, wie hoch unser Glaube über dem ihrigen steht. Im Herzen sind wir Juden; — sollen wir aber unsern Geist, den der Herr wahrlich nicht aus weniger feinem Stoffe schuf als den der anderen Völker, nicht zu schärfen, auszubilden und zu veredeln streben, wie und wo es nur angeht? Und in welcher Schule würde wohl das Denken besser und nach festeren Gesetzen erzogen als in der unseren — ich meine der der hellenischen Lehrer? Die Erkenntnis des Höchsten . . ."

„Diese Erkenntnis," rief der Greis, indem er die Arme heftig bewegte, „die Erkenntnis des Höchsten und alles, was die lauterste Philosophie zu ergründen vermag, was die Gewaltigsten und Reinsten unter den Denkern,

die Du meinst, durch ernstes Sinnen und Grübeln nur immer zu erfassen vermögen, das hat schon jedes Kind in unserem Volke von seinem Gotte zum Geschenke erhalten. Die Schätze, die eure Weisen mühevoll suchen, wir besitzen sie in unserer Schrift, in unseren Geboten und unserem Sittengesetz. Wir sind das Volk der Völker, die Erstgeborenen des Herrn, und wenn aus unserer Mitte der Messias ersteht . . ."

„Dann," unterbrach ihn Apollodor, „wird sich erfüllen, was ich mit Philo wünsche, daß wir Priester und Propheten sein werden für alle Nationen. Dann werden wir in Wahrheit ein priesterliches Volk sein, das berufen ist, auf alle Menschen den Segen des Höchsten herabzuflehen."

„Für uns, für uns allein erscheint Gottes Gesandter, um uns aus Knechten zu Königen der Völker zu machen."

Apollodor schaute dem erregten Greise verwundert ins Antlitz und frug ungläubig lächelnd:

„Der gekreuzigte Nazarener war ein falscher Messias; wann aber wird der rechte erscheinen?"

„Wann er erscheinen wird?" rief der Rabbi. „Wann? Vermag ich es zu sagen? Eines nur weiß ich. Der Wurm erhebt jetzt schon den Stachel, um Den, der ihn tritt, in die Ferse zu stechen. Hast Du den Namen Bar Kochba vernommen?"

„Oheim," unterbrach Ben Jochai die Rede des alten Rabbi, indem er sich von dem Sitze erhob, „sprich nicht aus, was Dich reuen könnte."

„Nicht doch," entgegnete ihm Gamaliel ernst. „Was göttlich ist, ziehen diese hier zum Menschlichen hinab; doch sie sind keine Verräter."

Dann wandte er sich wieder an Apollodor und sagte: „Die Gewaltigen in Israel errichten Götzenbilder an unseren heiligen Stätten, sie wollen das Volk von neuem zwingen, vor ihnen anzubeten; eher aber lassen wir uns den Rücken zerbrechen, als daß wir ihn beugen."

„Ihr denkt wiederum an eine gewaltsame Erhebung?" frug der Alexandriner ängstlich.

„Antworte mir: Hast Du den Namen Bar Kochba gehört?"

„Ja, als den eines verwegenen Führers bewaffneter Scharen."

„Er ist ein Held, vielleicht der Erretter."

„Und für ihn trugst Du mir auf, in mein nach Joppe segelndes Kornschiff Schwerter, Schilde und Lanzenspitzen zu laden?"

„Soll es dem Römer allein gestattet sein, Eisen zu tragen?"

„Nein; — doch es würde mir übel anstehen, den Freund mit Waffen zu rüsten, wenn er sie gegen einen übermächtigen Widersacher, der ihn sicher vernichtet, zu gebrauchen wünscht."

„Der Herr der Heerscharen ist stärker als tausend Legionen."

„Hüte Dich, Oheim!" rief Ben Jochai wiederum mit warnender Stimme.

Gamaliel wandte sich erzürnt nach dem Neffen um; bevor er aber die Mahnung des jüngeren Mannes zurückweisen konnte, schrak er zusammen; denn wildes Geheul und das Gedröhn von heftigen Schlägen, die das eherne Thor des Hauses erschütterten, drang in die Halle und hallte von den Marmorwänden wider.

„Sie überfallen mein Haus," ſchrie Apollodor.

„Der Dank Derer, für die Du dem Gott Deiner Väter die Treue brachſt," ſagte der Alte dumpf. Dann erhob er Augen und Arme und rief: „Höre mich, Adonai! Meiner Jahre ſind viel, und ich bin reif für die Grube; aber verſchone Dieſen da, — erbarme dich ſeiner!"

Ben Jochai ſtreckte wie der Oheim die Arme in die Höhe, und die ſchwarzen Augen leuchteten ihm dabei düſter glühend aus dem bleichen Antlitz.

Sein und des Rabbi Gebet waren kurz; denn die Gefahr rückte näher und näher.

Apollodor rang die Hände und ſchlug die Stirn mit der Fauſt.

Heftig, krampfhaft war jede ſeiner Bewegungen.

Die Angſt beraubte ihn völlig der ſchönen, gemeſſenen Haltung, die er unter den helleniſchen Mitbürgern angenommen hatte.

Indem er griechiſche Flüche und Beſchwörungen unter Anrufungen des Gottes ſeiner Väter miſchte, ſtürzte er hierhin und dorthin.

Er ſuchte die Schlüſſel zu den unterirdiſchen Räumen ſeines Hauſes; doch fand er ſie nicht; denn der Schaffner hielt ſie verwahrt, und wie all ſeine Diener, vergnügte auch er ſich auf der Straße oder in einer Schenke beim vollen Becher.

Jetzt ſtürzte der neu gekaufte jüdiſche Küchenſklave, dem die Feier des dionyſiſchen Feſtes ein Greuel war, in das Gemach und kreiſchte, indem er Haar und Bart zerraufte:

„Die Philiſter ſind über uns gekommen. — Rette uns, Rabbi, großer Rabbi! Schreie Du für uns auf

zum Herrn, Mann Gottes! Sie kommen mit Stangen und Spießen, und sie werden uns zertreten wie Gras und wie Heuschrecken, die man in den Ofen wirft, in diesem Hause verbrennen."

In Todesangst wand sich der Sklave zu Gamaliels Füßen, die er mit den Händen umklammerte; Apollodor aber rief:

„Folgt mir! — Hinauf auf das Dach!"

„Nein, nein," heulte der Sklave, „Amalek bereitet Feuerbrände, um sie in unsere Zelte zu werfen. Die Heiden springen und toben, die Flamme, die sie schleudern, wird uns verzehren. Rabbi, Rabbi, beschwöre Du die Heerscharen des Herrn! Gott, gerechter, jetzt wird die Pforte gesprengt. Herr! Herr! Herr!"

Die Zähne des Geängstigten schlugen in schneller Folge klappernd auf einander, und stöhnend und heulend bedeckte er die Augen mit den Händen.

Ben Jochai war völlig ruhig geblieben; doch zitterte er vor Ingrimm. Sein Gebet war vollendet, und mit tiefer Stimme sagte er, indem er sich an Gamaliel wandte:

„Ich wußte, daß es so kommen würde und verschwieg es Dir mit nichten. Unter schlechten Sternen begannen wir unsere Wanderung. Dulden wir nun, was der Herr über uns verhängte. An ihm wird es sein, uns zu rächen."

„Die Rache ist sein," wiederholte der Alte und verhüllte mit dem weißen Oberkleide das greise Haupt.

„In das Schlafgemach! Folgt mir! Verstecken wir uns unter die Betten!" schrie Apollodor, schleuderte den Koch, der die Kniee des Rabbi umspannte, mit einem

Fußtritte zurück und erfaßte die Schulter des Greises, um ihn mit sich fortzuziehen.

Aber es war zu spät; denn schon sprangen die Thüren des Vorgemaches auf, und Waffengerassel ließ sich vernehmen.

„Verloren, alles verloren!“ schrie Apollodor.

„Adonai, hilf, Adonai!“ murmelte der Alte und schmiegte sich an den Neffen, der ihn um eines Hauptes Länge überragte und ihn, als wollt' er ihn schützen, mit der Rechten umfaßt hielt.

Die Gefahr, die das Leben Apollodors und seiner Gäste bedrohte, war dringend, und durch den Verdruß der erregten Menge über das ungeschmückte Haus des reichen Israeliten entstanden.

Tausendmal hatte ein Wort genügt, um das heiße Blut der Alexandriner zum Aufruhr zu entflammen, sie fortzureißen, die Schranken des Gesetzes zu durchbrechen und zum Schwert zu greifen.

Blutige Händel zwischen den heidnischen und den ihnen an Zahl gleich kommenden jüdischen Bewohnern des Ortes waren an der Tagesordnung, und diese traf nicht viel weniger oft als jene der Vorwurf, die Ruhe gestört zu haben.

Seitdem in mehreren Provinzen des Reiches, besonders in der Kyrenaika und auf Kyprus, die Israeliten sich mit grausamem Ingrimm auf die sie drückenden Mitbürger gestürzt hatten, war der Groll und das Mißtrauen der andersgläubigen Alexandriner gegen sie lebendiger geworden als in früheren Tagen.

Außerdem erfüllte der Wohlstand vieler und der große Reichtum einzelner Juden das Herz der ärmeren Heiden

mit Neid und dem Wunsche, die Besitztümer derjenigen an sich zu reißen, die — das war nicht zu leugnen — mehr als einmal ihren Göttern mit offen zur Schau getragener Verachtung begegnet waren.

Gerade in den allerjüngsten Tagen hatten die Zwistigkeiten wegen der zu Ehren des kaiserlichen Besuches zu veranstaltenden Feste den alten Groll verschärft, und so konnte es geschehen, daß das schmucklose Haus des Apollodor in der kanopischen Straße das Volk zu einem Angriff auf die palastartige Wohnung des Juden reizte.

Wiederum war es ein einziges Wort gewesen, das die Wut der Menge entfesselt hatte.

Zuerst war der Gerber Melampus, ein in seinem Geschäft zurückgekommener Trunkenbold, an der Spitze seiner berauschten Zechgenossen die Straße hinuntergezogen und hatte, indem er mit dem Thyrsusstabe auf das völlig unausgeschmückte Haus wies, gerufen:

„Seht die nackte Baracke! Was der Jude sonst für den Schmuck der Straße ausgab, das scharrt er jetzt da drin in den Truhen zusammen!"

Dies Wort zündete und zog bald andere nach sich.

„Der Schuft bestiehlt unsern Vater Dionysus," schrie ein zweiter Bürger; und ein dritter kreischte, indem er eine Fackel hoch hob:

„Nehmen wir ihm die Drachmen ab, die er dem Gotte abknausert; wir können sie brauchen!"

Der Wurstmacher Glaukus riß dem Nachbar das mit Pech gestreifte brennende Tau aus der Hand und brüllte:

„Mir nach! — Zünden wir ihm das Haus über dem Kopfe an!"

„Halt, halt!" rief ein Schuster, der für die Sklaven

Apollodors arbeitete, indem er sich dem wütenden Metzger in den Weg stellte. „Vielleicht beklagen sie einen Toten da drin. Der Jude hatte sonst immer sein Haus geschmückt."

„Nichts da!" entgegnete mit laut erhobener, heiserer Stimme ein Flötenbläser. „Der Sohn des alten Geizhalses zog vorhin mit lustigen Kumpanen und lockeren Dirnen durch das Bruchium, und der Purpurmantel flatterte lang hinter ihm her."

„Laßt uns sehen, was röter ist, der phönizische Stoff des Jungen oder die Glut, die es gibt, wenn das Haus des Alten in Brand steht!" schrie ein magerer Schneider und schaute rückwärts, um sich über die Wirkung seines Witzes zu vergewissern.

„Laßt es uns versuchen!" tönte es aus einem, und dann aus manchem anderen Munde:

„Hinein in das Haus!"

„Der lumpige Geldprotz soll an den heutigen Tag denken!"

„Holt ihn heraus!"

„Reißt ihn auf die Straße!"

So rief es hier und da und dort unter der sich dichter und dichter zusammenballenden Menge.

„Reißt ihn heraus!" schrie nochmals ein ägyptischer Sklavenvogt, und sogleich kreischte eine Frau ihm diese Forderung nach. Dabei zog sie sich das Rehfell von der Schulter, schwang es über dem zerzausten schwarzen Haar in wirbelnden Kreisen und brüllte dann wütend: „Reißt ihn in Stücke!"

„Mit den Zähnen in Stücke," schrie eine trunkene Mänade, die wie die meisten unter den zusammengelaufenen

Leuten nicht das Geringste von dem Anlaß wußte, der die Volkswut gegen Apollodor und sein Haus richtete.

Schon war man von Worten zu Thaten übergegangen. Füße, Fäuste und Stöcke stampften, pochten, schlugen gegen das fest verschlossene eherne Thor des ungeschmückten Gebäudes, und ein vierzehnjähriger Schiffsjunge sprang einem großen schwarzen Sklaven auf die Schulter und versuchte eifrig, das Dach der Kolonnade zu ersteigen und die Fackel, die der Wurstmacher ihm reichte, in den unbedeckten Vorraum des schwer gefährdeten Hauses zu schleudern.

Sechstes Kapitel.

Das Waffengeraſſel, das Apollodor und ſeine Gäſte in dem Vorgemach vernommen, ging nicht von den Widerſachern der Israeliten, ſondern von römiſchen Kriegern aus, die den Gefährdeten Rettung brachten.

Verus war, als er, von dem Gaſtmahl der Veteranen kommend, mit einem Kriegstribunen der zwölften Legion und ſeinen britanniſchen Sklaven die kanopiſche Straße durchſtreift hatte, von der zuſammengelaufenen Menge, die das Haus Apollodors umlagerte, aufgehalten worden.

Der Prätor war dieſem bei dem Präfekten begegnet und hatte ihn als einen der reichſten und klügſten Alexandriner kennen gelernt.

Der Angriff auf ſeinen Beſitz empörte ihn; doch er würde ſicher auch nicht müßig zugeſchaut haben, wenn das gefährdete Haus ſtatt dem angeſehenen Mann, dem ärmſten und verachtetſten unter den Chriſten gehört hätte.

Jede Geſetzloſigkeit, jeder Eingriff in die beſtehende Ordnung war dem Römer verhaßt und unerträglich, und er wäre nicht derjenige geweſen, der er war, wenn er müßig zugeſehen hätte, daß der Pöbel mitten im Frieden das

Eigentum und das Leben ruhiger und achtungswerter Bürger antastete.

Der zügellose, jeder erschlaffenden Lust ergebene Genußmensch war im Kriege und überall, wo es galt, ein ebenso umsichtiger wie mutiger Mann.

Jetzt erfuhr er, was die erregte Menge im Schilde führte, und sogleich sann er auf Mittel und Wege, ihr Vorhaben zu vereiteln.

Schon wurde an die Thüre des Juden geschlagen, schon standen mehrere Burschen mit brennenden Fackeln auf dem Dache der Kolonnade.

Was gethan werden sollte, mußte im Augenblick geschehen, und zum Glück besaß Verus die Fähigkeit, rasch zu denken und zu handeln.

Mit wenigen entschiedenen Worten bat er seinen Begleiter, den Kriegstribunen Lucius Albinus, zu den Veteranen zu eilen und sie zu seiner Hilfe herbeizuführen. Dann befahl er seinen Sklaven, ihm mit ihren Kraftgestalten den Weg zum Thore des gefährdeten Hauses zu bahnen. In der kürzesten Zeit hatten sie diese Aufgabe gelöst; wie groß aber war sein Erstaunen, als er den Kaiser hier fand.

Hadrian stand mitten unter der Menge und riß gerade, als Verus erschien, dem wütenden Schneider die Fackel aus der Hand.

Gleich darauf befahl er mit weithin tönender Stimme den an kein kaiserliches Machtwort gewöhnten Alexandrinern, von ihrem unsinnigen Vorhaben abzulassen.

Pfeifen, Grunzen und höhnische Worte übertönten die Worte des Herrschers.

Als Verus mit den Sklaven an seine Seite gelangt war,

hatten sich ihm schon einige trunkene Aegypter genähert, um Hand an den unwillkommenen Mahner zu legen.

Der Prätor trat ihnen in den Weg.

Zuerst flüsterte er Hadrian zu, — Zeus regiere die Welt; ein Judenhaus zu retten, möge er Kleineren überlassen. In wenigen Augenblicken würden Soldaten erscheinen.

Dann rief er laut:

„Fort da, Sophist! Du gehörst ins Museum oder in den Serapistempel zu Deinen Büchern, — aber nicht unter verständige Leute. Hab' ich recht, ihr macedonischen Bürger, oder hab' ich unrecht?"

Ein beifälliges Gemurmel erhob sich und verwandelte sich in ein lautes Gelächter, als Verus, nachdem Hadrian sich entfernt hatte, fortfuhr:

„Er hat einen Bart wie der Kaiser und geberdet sich darum, als trüg' er den Purpur! Ihr thatet recht, ihn laufen zu lassen; denn seine Frau und Kinder warten auf ihn mit der Suppe."

Verus hatte sich bei lustigen Abenteuern oft unter das Volk gemischt und verstand es, mit ihm zu verkehren. Gelang es ihm jetzt, es bis zum Eintreffen der Soldaten aufzuhalten, dann war das Spiel gewonnen.

Hadrian bewährte sich als Held, wo es galt; hier aber, wo kein Ruhm zu gewinnen war, überließ er Verus gern die Aufgabe, das Volk zu beruhigen.

Sobald er sich entfernt hatte, befahl der Prätor seinen Sklaven, ihn auf die Schultern zu nehmen.

Sein schönes, freundliches Antlitz überragte weithin die Menge.

Bald wurde er erkannt, und mehrere Stimmen aus dem Volke riefen:

„Der tolle Römer! Der Prätor! Der falſche Eros!“

„Der bin ich, macedoniſche Bürger, der bin ich,“ entgegnete Verus laut, „und ich will euch eine Geſchichte erzählen.“

„Hört, hört!“ — „Hinein in das Haus des Juden!“ — „Später, ſpäter; gebt jetzt dem falſchen Eros das Wort.“ — „Ich ſchlag' Dir die Zähne entzwei, Bub', wenn Du nicht ſtill biſt!“ ſchrie es in wütendem Durcheinander unter der Menge.

Die Neugier, den vornehmen Herrn reden zu hören, und die wenig begründete Wut des Volkes rangen minutenlang mit einander.

Endlich ſchien jene ſiegen zu wollen, — der Lärm legte ſich und der Prätor begann:

„Es war einmal ein Kind, das bekam zehn Schäfchen von Baumwolle geſchenkt, niedliches Zeug, wie die alten Weiber auf dem Emporium es feil bieten.“

„Hinein, zu dem Juden! Wir brauchen keine Kindergeſchichten.“ — „Still da!“ — „Gebt acht, von den Schafen geht der Römer gleich auf die Wölfe über.“ — „Kein Wolf, eine Wölfin wird's werden!“ ſchrie es laut aus dem Gedränge.

„Ruft nicht den zottigen Geſellen,“ lachte Verus, „ſondern hört mich lieber weiter. — Der Bub' ſtellte alſo die Schäfchen hübſch auf, eins neben das andere. Er war ein Webersſohn. Iſt ein Weber unter euch? Du? Du? Und auch Du da hinten? — Wär' ich nicht meines Vaters Kind, möcht' ich ein alexandriniſcher Weber ſein. Ihr braucht nicht zu lachen! Aber nun zurück zu den Schäfchen. — Die niedlichen Dinger waren alle ſchön weiß; nur eins hatte garſtige ſchwarze Flecken,

und es wollte dem Buben gar nicht gefallen. Da ging er an den Herd, ergriff eine glühende Kohle und wollte das kleine Untier verbrennen, um lauter ſchöne Schafe zu haben. Das Lämmchen fing auch Feuer, und gerade als der Brand das hölzerne Gerippe des Spielzeugs erfaßt hatte, da brauſte der Zugwind durchs Fenſter und trieb die Flamme auf die anderen Schäfchen hin, und im Nu waren ſie alle in Aſche verwandelt. Da dachte der Junge: Hätt' ich doch das häßliche Lamm in Ruhe gelaſſen! Womit ſoll ich jetzt ſpielen? Nun gab es auch Thränen. Aber es ſollte noch ſchlimmer kommen; denn während der kleine Geſell ſich die Augen trocknete, fraß die Flamme weiter und verzehrte den Webſtuhl, die Wolle, den Flachs, die fertigen Zeugſtücke, das ganze Haus ſeines Vaters, die Stadt, in der der Bube daheim war und mit ihr, glaub' ich, ſogar den Knaben ſelbſt. — Nun, lieben Freunde und macedoniſchen Bürger, denkt ein wenig nach. Wer von euch etwas beſitzt, der verſteht den Sinn meiner Geſchichte."

„Fort mit der Fackel!" kreiſchte die Frau eines Kohlenhändlers.

„Er hat recht; um des Juden willen bringt ihr die ganze Stadt in Gefahr!" ſchrie der Schuſter.

„Die Unſinnigen haben ſchon Brände geſchleudert."

„Werft ihr da oben noch einmal, ſo ſchlag' ich euch die Knochen entzwei," drohte ein Flachsverkäufer.

„Laßt denn das Brennen," gebot der Schneider, „aber ſprengt die Thür und holt den Juden heraus."

Dieſer Vorſchlag erweckte einen Sturm des Beifalls, und die Menge drängte dem Hauſe des Israeliten entgegen.

Keiner hörte mehr auf Verus.

Dieser glitt von den Schultern der Sklaven nieder, stellte sich gerade vor das Thor Apollodors und rief:

„Im Namen des Kaisers, im Namen des Gesetzes! Laßt dies Haus unberührt.“

Die Mahnung des Römers klang sehr ernst, und der falsche Eros sah aus, als wäre es in dieser Stunde übel geraten, mit ihm zu spassen.

Aber nur wenige hatten in dem allgemeinen Lärm seinen Befehl vernommen, und der heißblütige Schneider wagte es, Hand an seinen Gürtel zu legen, um ihn mit Hilfe der Genossen von der Thür fortzuziehen. Er sollte indes seine Kühnheit teuer bezahlen; denn die Faust des Prätors schlug ihm so wuchtig auf die Stirn, daß er wie vom Blitze getroffen zusammensank. Einer der Britannier schlug den Wurstmacher zu Boden, und es würde zu einem entsetzlichen Handgemenge gekommen sein, wenn dem bedrängten Römer nicht von zwei Seiten her Hilfe erschienen wäre.

Die Veteranen, unterstützt von mehreren Lictoren, erschienen zuerst, und bald darauf Benjamin, der älteste Sohn Apollodors, der mit den Zechgenossen durch die kanopische Straße gezogen war und nun sehen mußte, was dem Hause seines Vaters drohte.

Wie der Wind flüchtige Wolken, so zerteilten die Soldaten die Menge, und der junge Israelit zog den Genossen voran und brach und hieb sich mit dem schweren Thyrsusstabe so mutig und kräftig einen Weg durch das von plötzlicher Angst ergriffene Volk, daß er nur um weniges später als die Veteranen zu der Thür des väterlichen Hauses gelangte.

Die Lictoren pochten an die Pforte, und als niemand sie öffnete, sprengten sie die Riegel mit Hilfe der Soldaten, um in dem bedrohten Hause Wache zu halten und es vor der wütenden Menge zu schützen.

Der Tribun und Verus traten mit den Bewaffneten in die Wohnung des Juden und bald nach ihnen Benjamin mit seinen Freunden, jungen Griechen, mit denen er täglich im Bade oder im Gymnasium zusammenzutreffen pflegte.

Apollodor und seine Gäste bezeugten Verus ihre Erkenntlichkeit, und als die alte jüdische Schaffnerin, die aus einem Versteck unter dem Dach alles mitangesehen und gehört hatte, was vor dem Hause ihres Gebieters geschehen war, in das Männergemach trat und über den Beginn und das Ende des Aufruhrs Bericht erstattete, wurde der Prätor mit Danksagungen überhäuft. Mit wie glühenden Farben verstand es aber auch die Alte, ihre Erzählung zu schmücken.

Während sie noch sprach, kehrte Ismene, die schöne Tochter Apollodors heim, und nachdem sie dem Vater weinend vor Erregung um den Hals gefallen war, faßte die Schaffnerin sie bei der Hand, führte sie Verus zu und rief:

„Dieser edle Herr, — der Segen des Höchsten sei über ihm! — hat das Leben aufs Spiel gesetzt, um das unsere zu retten. Dies schöne Gewand ließ er für uns zerreißen, und jede Tochter Israels sollte, wie ich es thue, seinen zerfetzten Chiton, der vor den Augen des Herrn köstlicher ist als das reichste Feierkleid, inbrünstig küssen."

Die Alte preßte das Kleid des Prätors an den Mund und wollte Ismene nötigen das gleiche zu thun, Verus aber duldete es nicht, sondern rief lachend:

„Wie kann ich das meinem Rocke gönnen! Halt' ich mich doch selbst kaum für würdig, von solchen Lippen berührt zu werden!"

„Küß ihn, küß ihn!" rief die Alte; der Prätor aber nahm das Haupt der errötenden Jungfrau zwischen die Hände, drückte ihr die Lippen mit einem keineswegs väterlichen Blick auf die Stirn und sagte heiter:

„Nun bin ich für alles reichlich belohnt, was mir für Dich zu thun vergönnt war, Apollodor!"

„Wir, aber wir," rief Gamaliel, „ich und meines Bruders erstgeborener Sohn, legen es in die Hand des großen Gottes unserer Väter, Dir zu vergelten, was Du an uns gethan."

„Wer seid Ihr?" frug Verus, den die Prophetengestalt des ehrwürdigen Greises und das durchgeistigte bleiche Haupt seines Neffen mit Bewunderung erfüllten.

Apollodor übernahm es, ihm mitzuteilen, wie hoch der Rabbi in der Kenntnis des Gesetzes und der Deutung der sich von Mund zu Mund fortpflanzenden Geheimlehre seines Volkes, der Kabbala, die Glaubensgenossen überrage, und wie weit Simeon Ben Jochai sämtlichen Sterndeutern seiner Zeit überlegen sei. Er sprach von dem vielbewunderten astrologischen Werke Sohar, dessen Verfasser der junge Mann war, und ließ nicht unerwähnt, daß Gamaliels Neffe sogar die Fähigkeit besitze, den Stand der Sterne in künftigen Nächten vorherzusagen.

Verus hörte Apollodor immer aufmerksamer zu und faßte Ben Jochai, der die lebhafte Rede des Gastfreundes mit manchem Einwande der Bescheidenheit unterbrach, scharf ins Auge.

Er hatte sich seines immer näher kommenden Geburts-

tages erinnert und daß der Stand der Geſtirne in der ihm vorangehenden Nacht von Hadrian beobachtet werden würde. Was dieſer den Kaiſer lehrte, ſollte über das Geſchick ſeines Lebens entſcheiden.

War die verhängnisvolle Nacht beſtimmt, ihn dem höchſten Ziele ſeines Ehrgeizes näher zu bringen oder ihn von ihm zu entfernen?

Als Apollodor ſchwieg, reichte Verus dem jungen Gelehrten die Hand und ſagte:

„Ich freue mich, einem Manne von Deiner Bedeutung und mit Deinem Wiſſen begegnet zu ſein. Was gäb' ich darum, wenn ich nur wenige Stunden Deine Kenntniſſe beſäße!“

„Sie ſind die Deinen,“ entgegnete der Aſtrolog. „Verfüge über mein Wiſſen, meinen Fleiß, meine Zeit; lege mir Fragen vor, ſo viel Du nur willſt. Wir ſtehen ſo tief in Deiner Schuld . . .“

„Ihr ſollt mich nicht als Euren Gläubiger betrachten,“ unterbrach der Prätor den Gelehrten. „Nicht einmal Dank ſeid Ihr mir ſchuldig. Erſt nach Eurer Rettung lernt' ich Euch kennen, und ich trat keinem Menſchen, ſondern der Ordnung und dem Geſetz zu Gefallen der Menge und ihren Ausſchreitungen entgegen.“

„Du warſt gütig genug, uns zu ſchützen,“ rief Ben Jochai, „ſo ſei auch nicht ſo hart, unſern Dank zu verſchmähen.“

„Er ehrt mich, mein gelehrter Freund; bei allen Göttern, er ehrt mich,“ entgegnete Verus. „Und in der That, es wäre wohl möglich, es könnte wohl ſein . . . Willſt Du die Güte haben, mir zur Büſte Hipparchs zu folgen? Mit Hilfe der Wiſſenſchaft, die ihm ſo

Großes verdankt, kannst Du mir vielleicht einen wichtigen Dienst erweisen."

Als beide Männer, abgesondert von den anderen Anwesenden, vor dem Marmorbildnis des großen Astronomen standen, frug Verus:

„Weißt Du, in welcher Weise der Kaiser die Schicksale der Menschen aus den Sternen vorauszubestimmen pflegt?"

„Genau."

„Durch wen?"

„Durch Aquila, den Schüler meines Vaters."

„Kannst Du berechnen, was ihn die Gestirne in der dem dreißigsten Dezember vorausgehenden Nacht über das Schicksal eines Menschen lehren werden, der in eben dieser Nacht geboren wurde und dessen Horoskop ich besitze?"

„Diese Frage vermag ich nur mit einem bedingten ‚Ja' zu beantworten."

„Was hindert Dich, sie unbedingt zu bejahen?"

„Unvorhergesehene Erscheinungen am Himmel."

„Treten solche häufig ein?"

„Nein, sie sind vielmehr ungewöhnlich."

„Vielleicht ist auch mein Glück kein alltägliches, und ich bitte Dich nun, für mich in Hadrians Weise zu berechnen, was in der angegebenen Nacht der Himmel demjenigen verkünden wird, dessen Horoskop Dir morgen in aller Frühe mein Sklave überbringt."

„Es soll mit Freuden geschehen."

„Wann kannst Du mit dieser Arbeit fertig sein?"

„Spätestens in vier Tagen; vielleicht auch noch früher."

„Herrlich! Aber noch eins. Hältst Du mich für einen Mann?"

„Hätt' ich Grund, Dir dankbar zu ſein, wenn Du es nicht wäreſt?“

„Wohl denn, ſo verſchweige mir nichts, auch nicht das Entſetzlichſte, Grauenvollſte, das andern das Leben vergiften und den Mut brechen könnte. Was Du auch immer im Buche des Himmels lieſt, das Kleine und Große, Gute und Schlimme, verlang' ich zu hören.“

„Ich werde Dir nichts, gar nichts verſchweigen.“

Der Prätor reichte Ben Jochai die Rechte und drückte kräftig die zarte, ſchön geformte Hand des Juden.

Bevor er ſich entfernte, verabredete er mit ihm, in welcher Weiſe er ihn von der Vollendung ſeiner Arbeit in Kenntnis zu ſetzen habe.

Der Alexandriner, ſeine Gäſte und Kinder begleiteten den Prätor bis an das Thor. Nur der junge Benjamin fehlte. Er ſaß mit den Freunden im Speiſeſaal ſeines Vaters und bewirtete ſie zum Dank für die Hilfe, die ſie ihm geleiſtet, mit edlem Wein.

Gamaliel hörte ihr Jauchzen und Singen, wies in das Gemach und ſagte, indem er die Achſeln zuckte und ſich an den Gaſtfreund wandte: „Sie danken dem Gott unſerer Väter in alexandriniſcher Weiſe.“

Beim Hauſe Apollodors ward jetzt die Ruhe nur noch von dem feſten Schritt der Lictoren und Soldaten unterbrochen, die bewaffnet vor ihm Wacht hielten.

In einer Nebenſtraße begegnete der Prätor dem Schneider, den er zu Boden geſchlagen hatte, dem Wurſtmacher und anderen Anſtiftern des Angriffs auf die Wohnung des Israeliten.

Man führte ſie als Gefangene vor den Nachtſtrategen.

Verus hätte ihnen von Herzen gern die Freiheit

zurückgegeben, doch er wußte, daß der Kaiser morgen fragen würde, was mit den Unruhestiftern geschehen sei, und unterließ es darum.

Zu jeder andern Zeit hätte er sie gewiß straflos nach Hause gesandt; jetzt aber wurde er von einem großen Wunsche beherrscht, der mächtiger war als seine Gutherzigkeit und sein Leichtsinn.

Siebentes Kapitel.

Im Cäſareum erwartete der Oberkämmerer den Prätor, um ihn zu Sabina zu führen, die ihn trotz der ſpäten Stunde zu ſprechen wünſchte.

Als Verus in das Gemach der Gönnerin trat, fand er ſie in großer Erregung.

Sie lag nicht wie ſonſt in ihren Polſtern, ſondern durchmaß mit unweiblich langen Schritten das geräumige Zimmer.

„Gut, daß Du kommſt," rief ſie dem Prätor entgegen. „Lentulus will dem Sklaven Maſtor begegnet ſein, und Balbilla behauptet ... aber es iſt ja nicht möglich."

„Sie glauben, der Kaiſer ſei hier?" fragte Verus.

„Haben ſie es Dir auch geſagt?"

„Nein. Ich halte mich nicht auf, wenn Du rufſt und es Wichtiges zu erzählen gibt. Alſo vorhin, — aber Du darfſt nicht erſchrecken."

„Nur kein unnützes Gerede."

„Vorhin begegnete mir, und zwar in eigener Perſon —"

„Wer?"

„Hadrian."

„Und Du irrſt Dich nicht, Du haſt ihn geſehen?"

„Mit dieſen Augen."

„Unerhört, nichtswürdig, schmählich!“ rief Sabina so laut und heftig, daß sie vor dem kreischenden Ton der eigenen Stimme erschrak. Ihre dürre, hochgewachsene Gestalt zitterte vor Erregung, und dabei würde sie jedem andern im höchsten Grade anmutslos, unweiblich und abschreckend erschienen sein; Verus aber war gewöhnt, sie von Kind an mit freundlicheren Augen anzusehen als andere Menschen, und sie that ihm leid.

Es gibt Frauen, die hinsinkenden Blumen, erlöschenden Lichtern oder verwehenden Schatten gleichen, und sie sind nicht die am wenigsten reizenden ihres Geschlechts; aber die starknochige, steifnackige Sabina besaß nichts von der biegsamen Zartheit dieser lieblichen Wesen.

Die Hinfälligkeit, die sie zur Schau trug, stand ihr übel und kleidete sie besonders schlecht, wenn, wie in dieser Stunde, die herbe Schroffheit ihrer verbitterten Seele mit häßlicher Offenheit an den Tag trat.

Sie war tief empört über die Schmach, die der Gatte ihr anthat.

Nicht zufrieden, ein von dem ihren gesondertes Haus für sich einrichten zu lassen, hielt er sich in Alexandria auf, ohne sie von seiner Ankunft zu benachrichtigen. Die Hände zitterten ihr vor Entrüstung, und mehr stammelnd als sprechend befahl sie dem Prätor, die beruhigende Arznei für sie zu bestellen.

Als er zurückkam, lag sie wieder auf dem Polster, wandte den Kopf nach der Wand und sagte klagend:

„Mich friert. Breite die Decke dort über mich aus. Ich bin ein elendes, mißhandeltes Wesen.“

„Du bist empfindlich und nimmst die Dinge zu schwer,“ wagte der Prätor zu erwidern.

Da fuhr sie entrüstet auf, schnitt ihm das Wort ab und nahm mit ihm ein so scharfes Verhör vor, als ob er ein Angeklagter sei und sie der Richter.

Bald wußte sie, daß auch Verus dem Sklaven Mastor begegnet war, daß ihr Gatte auf der Lochias wohnte, daß er verkleidet an dem Feste teilgenommen und sich vor dem Hause Apollodors einer ernsten Gefahr ausgesetzt hatte.

Auch in welcher Weise der Israelit gerettet und wem ihr Freund in seiner Wohnung begegnet sei, ließ sie sich mitteilen und tadelte Verus mit bitteren Worten wegen des unverantwortlichen, närrischen Leichtsinns, mit dem er das Leben um eines elenden Juden willen aufs Spiel gesetzt und vergessen habe, daß er für das Höchste bestimmt sei.

Der Prätor hatte sie nicht unterbrochen. Jetzt beugte er sich zu ihr nieder, küßte ihr die Hand und sagte:

„Dein freundliches Herz sieht für mich voraus, was ich selbst nicht zu hoffen wage. Es schimmert etwas am Horizont meiner Zukunft. Ist es das Abendglühen meines untergehenden Glückes, ist es das Morgenrot künftiger, glänzender Tage? Wer kann es wissen? Ich warte geduldig ab, was verhängt ist. Die nächste Zeit muß es entscheiden."

„Sie wird es und macht dieser Ungewißheit ein Ende," murmelte Sabina.

„Ruhe jetzt und versuche zu schlafen," bat Verus mit der seiner Stimme eigenen, zum Herzen gehenden Innigkeit. „Mitternacht ist vorbei, und der Arzt hat Dir oft das lange Wachen verboten. Leb wohl, träume schön und bleibe dem Manne, was Du dem Kinde und dem Jüngling gewesen."

Sabina entzog ihm die Hand, die er ergriffen hatte, und ſagte:

„Du darfſt mich nicht verlaſſen! — Ich brauche Dich! — Ich kann Deine Gegenwart jetzt nicht entbehren.“

„Bis zum Morgen, immer, immer bleib' ich bei Dir, wenn Du es erlaubſt.“

Die Kaiſerin ſtreckte ihm von neuem die Rechte hin und ſeufzte leiſe auf, als er die Lippen wiederum zu ihrer Hand niederneigte und ſie lange auf ihr ruhen ließ.

„Du biſt mein Freund, Verus, mein Freund; ja, ich weiß es,“ unterbrach ſie endlich das Schweigen.

„O Sabina, meine Mutter,“ entgegnete er herzlich. „Wie haſt Du mich ſchon als Knaben mit Güte verwöhnt, und was kann ich thun, um Dir für dies alles zu danken?“

„Bleibe mir, was Du mir heute biſt. Wirſt Du mir's auch bleiben, immer, zu jeder Zeit, wie ſich Dein Geſchick auch geſtalte?“

„Im Glück und im Unglück, immer derſelbe, immer Dein Freund, der das Leben für Dich zu laſſen bereit iſt.“

„Trotz meines Gatten, immer, auch wenn Du glaubſt, meiner Gunſt nicht mehr zu bedürfen?“

„Immer; denn ohne ſie bin ich nichts, bin ich elend.“

Die Kaiſerin ſchöpfte tief Atem und richtete ſich hoch in den Kiſſen auf.

Sie hatte einen großen Entſchluß gefaßt und ſagte langſam und indem ſie jedes Wort gewichtig betonte:

„Wenn nichts Unerhörtes in Deiner Geburtsnacht am Himmel vorgeht, dann biſt Du unſer Sohn, ſo wirſt Du Hadrians Nachfolger und Erbe; ich ſchwör' es.“

Es lag etwas Feierliches in ihrer Stimme, und ihre kleinen Augen hatten sich weit geöffnet.

„Sabina, Mutter, Schutzgeist meines Lebens!“ rief Verus und ließ sich vor ihrem Lager auf die Kniee nieder.

Bewegt schaute sie ihm in das schöne Antlitz, legte die Hände an seine Schläfen und drückte ihm die Lippen auf das dunkle Haar.

In ihren trockenen, der Thränen ungewohnten Augen leuchtete ein feuchter Glanz, und so weich und bittend, wie sie nie jemand hatte sprechen hören, sagte sie:

„Auch im Glück, auch nach der Adoption, auch im Purpur wird zwischen uns alles bleiben wie heute. Wird es? Sage mir, wird es?“

„Immer, immer!“ rief Verus, „und wenn unser Wunsch sich erfüllt . . .“

„Dann, dann,“ unterbrach ihn Sabina und ein Frost überlief sie, „dann bleibst Du mir dennoch, was Du mir heute bist; aber freilich, freilich — die Tempel werden leer, wenn die Sterblichen nichts mehr zu wünschen haben.“

„O nein, man bringt alsdann den Himmlischen Dankopfer dar,“ entgegnete Verus und schaute zu der Kaiserin auf; Sabina aber wich seinem lächelnden Blick aus und rief abwehrend und ängstlich:

„Kein Spielen mit Worten, kein leeres Reden und Spassen! Um der Götter willen, jetzt nicht! Denn diese Stunde, diese Nacht ist unter ihresgleichen dasselbe, was der geweihte Tempel unter den Häusern, ja, was die wärmende Sonne unter den andern Lichtern des Himmels. — Du weißt nicht, wie ich mich fühle, ich weiß es ja selbst kaum! Jetzt, nur jetzt keine leeren Worte!“

Verus ſchaute Sabina mit wachſendem Erſtaunen an. Sie hatte ſich gegen ihn ſtets gütiger gezeigt als gegen die übrigen Menſchen, und er fühlte ſich durch Bande der Dankbarkeit und ſchöner Kindheitserinnerungen mit ihr verbunden. Schon als Knabe war er unter den Geſpielen der einzige geweſen, der, weit entfernt ſie zu fürchten, ſich an ſie geſchloſſen hatte. Aber ſo? Wer hatte Sabina wohl jemals ſo geſehen?

War das die herbe, bittere Frau, deren Herz mit Galle erfüllt zu ſein ſchien, deren Zunge wie ein Dolch jeden verletzte, gegen den ſie ſich wandte? War das Sabina, die ihm wohl freundlich geſinnt war, aber ſonſt niemand liebte, nicht einmal ſich ſelbſt?

Sah er recht, oder täuſchte er ſich?

Thränen, echte, rechte, unverfälſchte Thränen füllten ihr Auge ihr, als ſie nun fortfuhr:

„Da lieg' ich, ein armes, kränkelndes Weib; ſo empfindlich an Seele und Leib, als wär' ich mit Wunden bedeckt. Jede Berührung, ſelbſt die des Blickes und der Stimme der meiſten Menſchen thut mir weh. Ich bin alt, viel älter als Du denkſt, und ſo elend, ſo elend, ihr könnt es alle nicht ahnen! Nicht als Kind, nicht als Jungfrau bin ich glücklich geweſen, und als Frau, — ewige Götter, — jedes gütige Wort, das Hadrian mir gönnte, hab' ich mit tauſend Demütigungen bezahlt."

„Er begegnet Dir ſtets mit hoher Achtung," unterbrach ſie Verus.

„Vor euch, vor den Leuten! Aber was frag' ich nach Achtung! Ich darf von Millionen Verehrung, Anbetung fordern, und ſie wird mir zu teil. Liebe, Liebe, ein wenig ſelbſtloſe Liebe begehr' ich, und wüßt' ich nur ſicher, dürft'

ich nur hoffen, daß Du ſie mir ſchenkſt, dann wollt' ich Dir danken mit allem was ich habe, dann ſollte dieſe Stunde geſegnet ſein vor allen andern Stunden."

„Wie kannſt Du an mir zweifeln, Mutter, meine innig geliebte Mutter!"

„Das that wohl, das that gut," entgegnete Sabina. „Deine Stimme iſt mir niemals zu laut, und ich glaube Dir, darf Dir glauben. Dieſe Stunde macht Dich zu meinem Sohne, macht mich zur Mutter."

Rührung, das Herz erweichende Rührung belebte Sabinas verdorrtes Gemüt und leuchtete ihr aus den Augen.

Ihr war zu Mute wie der jungen Frau, die ein Kind gebar, und der des Herzens Stimme mit wonnigen Tönen zuſingt: „Es lebt, es iſt mein eigen, und ich, — ich bin eines Menſchen Vorſehung, bin eine Mutter."

Glückſelig ſchaute ſie Verus ins Antlitz und rief ihm zu:

„Gib mir die Hand, mein Sohn, hilf mir auf; denn ich will nicht mehr liegen. Wie wohl mir zu Mut iſt! Ja, das iſt die Wonne, die anderen Weibern beſchert wird, bevor ſie ergrauen! Aber Kind, lieber, einziger Junge, ganz wie eine Mutter darfſt Du mich doch nicht lieben! Zu zärtlichem Getändel bin ich zu alt, aber ich ertrüg' es auch nicht, wenn Du mir gar nichts gewährſt als lauter kindliche Ehrfurcht. Nein, nein, Du ſollſt mein Freund ſein, dem das Herz ſagt, was ich begehre, der heute mit mir lachen, morgen mit mir trauern kann, und dem ich anſehe, daß er ſich freut, wenn ſein Blick mir begegnet. Du biſt nun mein Sohn, und bald ſollſt Du's auch heißen. Für einen Abend war das genug des

Guten. Kein Wort mehr! Dieſe Stunde iſt wie das vollendete Meiſterwerk eines Malers. Jeder Strich, den man hinzufügt, kann ſeine Schönheit verderben. Du darfſt mir die Stirn küſſen, ich küſſe die Deine, und nun geh' ich zur Ruhe, und morgen, wenn ich erwache, dann werde ich mir ſagen, daß ich etwas beſitze, für das es wert iſt zu leben, — ein Kind, einen Sohn!"

Als die Kaiſerin allein war, erhob ſie die Hand, um zu beten, doch ſie fand keine Worte des Dankes.

Wohl hatte ſie eine Stunde reinen Glücks genoſſen, aber wie viele Tage, Monden und Jahre der Freudloſigkeit und des Leides lagen hinter ihr!

Sobald die Erkenntlichkeit ihr freundlich an die Seele pochte, regte ſich ſogleich auch der bitterſte Trotz. Was wollte eine gute Stunde neben einem verdorbenen Daſein bedeuten?

Thörichtes Weib! Es hatte niemals Liebe geſät und ſchalt nun die Götter karg und grauſam, weil ſie ihm bis dahin verſagt hatten, Liebe zu ernten. Und auf welchen Boden war das Korn ihrer mütterlichen Zärtlichkeit gefallen?

Wohl verließ Verus ſie froh und reich an Hoffnung, wohl hatte Sabinas verändertes Weſen ihm das Herz bewegt, — wohl war er willens, auch nach der Adoption treu an ihr zu hängen; ſeine Augen glänzten, aber doch nicht wie die eines beglückten Sohnes, ſie funkelten vielmehr wie die eines Kämpfers, der hoffen darf, den Sieg zu erringen.

Seine Gemahlin war trotz der ſpäten Stunde noch nicht zur Ruhe gegangen.

Sie hatte gehört, daß er nach ſeiner Heimkehr zur

Kaiſerin berufen worden ſei, und wartete nicht ohne Beſorgnis auf ihn; denn ſie war nicht gewöhnt, von Sabina Freundliches zu erfahren.

Der raſche Schritt ihres Gemahls hallte laut an den ſteinernen Wänden des ſchlummernden Palaſtes wieder.

Sie vernahm ihn von fern und ſchritt Verus bis zur Schwelle entgegen.

Strahlend, erregt, mit geröteten Wangen ſtreckte er ihr beide Hände entgegen.

Sie war ſo ſchön in dem Nachtgewand von feinem weißem Gewebe, und ſein Herz war ſo voll, daß er ſie ſo hingebend zärtlich ans Herz zog wie an dem ihrer Hochzeit folgenden Abend; auch ſie liebte ihn heute nicht weniger als damals, und empfand zum hundertſtenmal mit dankbarem Glück, daß der treuloſe Wildfang doch immer wieder wie ein die Länder durchſchweifender Schiffer in den heimiſchen Hafen, in ihre Arme, an ihr unwandelbar treues Herz zurückkehrte.

„Lucilla," rief er, indem er den Hals von ihren Armen befreite, „o Lucilla, das war eine Nacht! Ich beurteilte Sabina immer anders als ihr, und habe dankbar empfunden, daß ſie mir wohl will. Jetzt iſt alles rein zwiſchen ihr und mir! Sie nannte mich ihren lieben Sohn und ſich meine Mutter. Ich will es ihr danken, und der Purpur, der Purpur iſt unſer! Du biſt die Gattin des Cäſar Verus, Du biſt es gewiß, wenn keine Wunderzeichen den Kaiſer erſchrecken!"

Mit raſchen Worten, aus denen nicht nur der Uebermut des glücklichen Spielers, ſondern auch Rührung und Dankbarkeit klang, ſchilderte er ihr alles, was er bei Sabina erlebt.

Seine frische, zuversichtliche Freudigkeit brachte ihre Bedenken, ihre Furcht vor dem Ungeheuren, das ihr winkend und doch drohend näher und näher trat, zum Schweigen.

Vor dem staunenden Auge sah sie den geliebten Mann, sah sie den Sohn auf dem Kaiserthrone, und sich selbst mit dem weithin strahlenden Diadem des Weibes geschmückt, das sie mit aller Kraft ihrer Seele haßte.

Die freundliche Gesinnung des Gemahls gegen die Kaiserin, die treue Anhänglichkeit, die ihn seit der Kindheit an sie knüpfte, beunruhigten sie nicht; aber die Frauen gönnen dem Manne ihrer Wahl jedes Glück, jedes Geschenk, nur nicht das der Liebe eines andern Weibes, und sie vergeben einem solchen eher Haß und Verfolgung als diese Liebe.

Lucilla war tief erregt, und ein Gedanke, den sie seit Jahren in dem tiefsten Schrein des Herzens verschlossen hatte, erwies sich heute stärker als die Kraft, ihn zurückzuhalten.

Hadrian galt für den Mörder ihres Vaters, aber niemand vermochte mit Sicherheit zu behaupten, ob er oder ein anderer den edlen Nigrinus getötet.

In dieser Stunde erregte ihr der alte Verdacht mit erneuter Heftigkeit die Seele, und indem sie die Rechte wie zum Schwur erhob, rief sie:

„O Schicksal, Schicksal! Mein Gatte der Erbe des Mannes, der mir den Vater ermordet!“

„Lucilla!“ fiel ihr Verus ins Wort, „dies Gräßliche zu *denken* ist unrecht, es über die Lippen zu bringen Wahnsinn. Sprich *das* zum zweitenmal nicht aus, das nicht, und am wenigsten heute. Was früher geschehen

ſein könnte, ſoll uns nicht die Gegenwart und Zukunft verderben, die uns und unſeren Kindern gehören."

„Nigrinus war der Großvater dieſer Kinder," rief die Römerin mit flammenden Augen.

„Das heißt, Du möchteſt ihnen den Wunſch in die Seele flößen, Deinen Vater an dem Kaiſer zu rächen!"

„Ich bin des Erdroſſelten Tochter!"

„Aber Du kennſt nicht den Mörder, und der Purpur muß doch wohl mehr wiegen als ein Leben; denn mit vielen tauſend Leben ward er häufig bezahlt. Und dann, Lucilla! Du weißt ja, ich liebe heitere Geſichter, und die Rache hat eine finſtere Stirn. Laß uns glücklich ſein, Du Gattin des Cäſar! Morgen hab' ich Dir noch viel zu erzählen; jetzt muß ich zu einem köſtlichen Nachtfeſt, das der Sohn des reichen Plutarch für mich gibt. Ich kann nicht bei Dir bleiben, wahrhaftig, ich kann nicht; denn ich werde ſchon lange erwartet. Wenn wir wieder in Rom ſind, ſprichſt Du mir nie zu den Kindern von den alten finſteren Geſchichten, — ich will es nicht haben!"

Als Verus mit ſeinen Fackeln tragenden Sklaven durch den Garten des Cäſareums ſchritt, ſah er Licht in dem Zimmer, das die Dichterin Balbilla bewohnte, und munter rief er hinauf:

„Guten Abend, ſchöne Muſe!"

„Gute Nacht, falſcher Eros."

„Du ſchmückſt Dich mit fremden Federn, Poetin," entgegnete er lachend. „Nicht Du, ſondern die bösartigen Alexandriner erfanden dieſen Namen."

„O, und noch ſchönere," rief ſie herunter. „Was ich heute alles zu ſehen und zu hören bekam: es iſt nicht zu glauben."

„Und Du wirſt es in Deinen Gedichten verwerten?“

„Nur einiges, und zwar in dem Spottliede, das ich gegen Dich zu richten gedenke.“

„Ich zittere.“

„Hoffentlich vor Freude. Mein Gedicht verheißt, Deinen Namen auf die Nachwelt zu bringen.“

„Das iſt wahr, und je bösartiger Deine Verſe ausfallen, je ſicherer werden die Folgegeſchlechter denken, Verus ſei der Phaon der Sappho Balbilla geweſen, und verſchmähte Liebe habe die ſanfte Sängerin mit Ingrimm erfüllt.“

„Dank für dieſe Warnung. Heute biſt Du übrigens ſicher vor meinen Verſen; denn ich bin zum Umſinken müde.“

„Du haſt Dich auf die Straße gewagt?“

„Es war ungefährlich; denn ich hatte einen ſicheren Begleiter.“

„Darf man fragen?“

„Warum nicht? Der Architekt Pontius ging mit uns.“

„Er kennt die Stadt.“

„Und in ſeiner Begleitung würde ich mich getrauen, wie Orpheus in den Hades zu ſteigen.“

„Glücklicher Pontius!“

„Glückſeligerer Verus!“

„Wie ſoll ich dies Wort verſtehen, reizende Balbilla?“

„Den armen Baumeiſter läßt man ſich als guten Führer gefallen, Dir aber gehört das ganze Herz Deiner ſchönen Gattin Lucilla.“

„Und ihr das meine, ſoweit es Balbilla nicht ausfüllt. Schlafe gut, ſpröde Muſe.“

„Schlafe ſchlecht, Du unverbeſſerlicher Plagegeiſt,“ rief das Mädchen und zog ſchnell den Vorhang zuſammen.

Achtes Kapitel.

Dem Schlafloſen, den ein Unglück betraf, erſcheint das zukünftige Leben, ſo lange die Nacht ihn umgibt, wie ein Meer ohne Grenzen, in dem er als Schiffbrüchiger umhertreibt; wenn aber das Dunkel weicht, zeigt ihm der neue freundliche Tag einen rettenden Kahn in der Nähe und in der Ferne gaſtliche Küſten.

Auch der arme Pollux hatte mit offenen Augen und manchem ſchweren Seufzer dem Morgen entgegen gewacht; denn es wollte ihm ſcheinen, als hätte ihm der geſtrige Abend die ganze Zukunft verdorben.

Die Werkſtätte ſeines früheren Meiſters war ihm verſchloſſen, und er beſaß nicht einmal mehr alle Werkzeuge, die er zur Uebung ſeiner Kunſt bedurfte.

Geſtern hatte er noch mit freudiger Zuverſicht gehofft, ſich auf eigene Füße ſtellen zu können, — heute erſchien ihm dies unmöglich; denn ihm fehlten dazu die unentbehrlichſten Hilfsmittel.

Als er ſein Geldbeutelchen, das er unter das Kopfkiſſen zu legen pflegte, betaſtete, mußte er trotz alles ſeines Kummers lächeln; denn ſeine Finger verſanken tief in das ſchlaffe Leder und fanden nichts als zwei Münzen,

von denen er leider wußte, daß sie aus Kupfer bestanden, und den getrockneten Brustknochen eines Huhnes, den er den kleinen Nichten mitbringen wollte.

Woher sollte er nun das Geld nehmen, das er der Schwester sonst am Ersten eines jeden Monats brachte.

Papias war mit allen Bildhauern der Stadt, denen er schöne Gastmähler zu geben pflegte, befreundet, und es ließ sich erwarten, daß er sie vor ihm warnen und es ihm, wie er nur konnte, erschweren würde, eine neue Gehilfenstelle zu finden.

Sein alter Meister war Zeuge der gegen ihn gerichteten Wut des Kaisers gewesen und ganz der Mann, das Erlauschte gegen ihn zu benutzen.

Es gereicht niemand zur Empfehlung, von den Mächtigsten gehaßt zu werden, und am wenigsten gegenüber denen, die Gunst und Gaben von den Großen der Erde erwarten.

Wenn Hadrian es für gut hielt, aus der Verborgenheit hervorzutreten, konnte es ihm auch leicht in den Sinn kommen, ihn seine Macht fühlen zu lassen.

That er nicht klug, wenn er Alexandria verließ und in irgend einer andern Griechenstadt Arbeit und Brot suchte?

Aber um Arsinoes willen konnte er dem Heimatsort den Rücken nicht kehren.

Er liebte sie mit der ganzen Leidenschaft seiner Künstlerseele, und der frische Mut hätte ihm gewiß nicht so schnell und tief getrübt werden können, wenn es ihm möglich gewesen wäre, sich zu verhehlen, daß die Hoffnung, sie zu besitzen, durch die Ereignisse des gestrigen Abends in weite Ferne gerückt worden war.

Wie durfte er es wagen, ſie an ſein unſicheres und bedrohtes Schickſal zu feſſeln?

Welcher Empfang erwartete ihn wohl bei ihrem Vater, wenn er jetzt verſuchte, ſie von ihm zum Weibe zu begehren?

So oft dieſe Gedanken ſich ſeiner Seele bemächtigten, wollt' es ihm vorkommen, als wäre ihm Staub ins Auge geflogen, ſah er ſich gezwungen, aus dem Bette zu ſpringen, ſein Kämmerchen mit langen Schritten zu durchmeſſen und die Stirn an die kühle Wand zu drücken.

Die Dämmerung des neuen Tages erſchien ihm wie ein willkommener Tröſter, und als er die Morgenſuppe gegeſſen hatte, die die Mutter ihm mit verweinten Augen vorſetzte, kam ihm der Gedanke, ſich an den Baumeiſter Pontius zu wenden. Das war der Kahn, der ihm winkte!

Frau Doris teilte das Frühmahl des Sohnes, ſprach ganz gegen ihre Gewohnheit ſehr wenig und ſtrich Pollux nur manchmal über die Locken.

Der Sänger Euphorion durchmaß mit langen Schritten das Zimmer und ſuchte nach Gedanken für eine Ode, in der er den Kaiſer beſingen und ihn anflehen wollte, dem Sohne zu vergeben.

Kurz nach Beendigung des Frühmahls ſchlich ſich Pollux auf den Rundplatz mit den Büſten der Königinnen, um Arſinoe wiederzuſehen.

Ein laut geſungener Vers lockte ſie auf den Altan.

Sie grüßten einander, und Pollux bat ſie durch Winke, zu ihm hinunter zu kommen.

Mehr als gern hätte ſie ihm den Willen gethan, doch ihr Vater hatte die Stimme des Bildhauers vernommen und ſie in das Zimmer zurückgezogen.

Dem Künſtler hatte indes ſchon der Anblick der ſchönen Geliebten wohl gethan.

Kaum war er wieder in die Wohnung der Eltern zurückgekehrt, als ſich Antinous in das Thorwächterhäuschen ſchlich.

Das war die gaſtliche Küſte, auf die der Bildhauer nun die Augen richtete. Die Hoffnung kehrte ihm in die Seele zurück, und Hoffnung iſt die Sonne, vor der die Verzweiflung flieht wie die Schatten der Nacht vor dem Erwachen des Tages.

Sein künſtleriſches Vermögen ward wieder in Anſpruch genommen und fand ein Feld, ſich ſchön zu bethätigen; denn Antinous teilte ihm mit, daß er ſich ihm bis um Mittag zur Verfügung ſtellen könne, weil ſein Meiſter, oder vielmehr der Kaiſer, wie er ihn nun nennen durfte, beſchäftigt ſei. Der Präfekt Titianus war mit einem ganzen Stoße von Schreiben zu ihm gekommen, um mit ihm und den Geheimſchreibern zu arbeiten.

Pollux zog den Günſtling ſogleich in das nach Norden gelegene Seitengemach der elterlichen Wohnung.

Hier lag das Wachs und das kleinere Werkzeug, das ihm ſelbſt gehörte, ſeit geſtern abend auf einem Tiſchchen.

Das Herz that ihm weh und ſeine Nerven waren aufs äußerſte angeſpannt, als er zu arbeiten begann.

Allerlei fremde Gedanken beunruhigten ihm die Seele, und doch wußte er, daß er nur, wenn er ganz bei der Sache war, etwas Rechtes zu leiſten vermochte. Und gerade heute mußte er ſeine beſte Kraft aufbieten, fürchtete er das Mißlingen wie ein Unglück; denn ein Modell wie das da vor ihm, gab es auf Erden nicht zum zweitenmale.

Er brauchte auch nicht lange nach Sammlung zu ringen; denn die Schönheit des Bithyniers erfüllte ihn mit tiefer Andacht, und voll von frommer Erregung griff er in den geſchmeidigen Stoff und gab ihm eine ſeinem Vorbilde ähnliche Geſtalt.

Zwiſchen ihm und dem Künſtler ward eine Stunde lang kein Wort gewechſelt; Pollux aber ſeufzte manchmal tief auf, und dann und wann klang ihm ein ängſtlicher Klagelaut von den Lippen.

Antinous brach das Schweigen, um mit dem Bildhauer von Selene zu reden.

Sein Herz war ganz voll von ihr, und es gab keinen andern Menſchen, der ſie kannte, und den er zum Vertrauten ſeines Geheimniſſes machen durfte. Nur um von ihr zu reden, war er ſo bald zu dem Künſtler gekommen.

Während Pollux formte und formte, erzählte Antinous, was ihm in der vergangenen Nacht begegnet. Er bedauerte, bei dem Sturz ins Waſſer den ſilbernen Köcher verloren zu haben, und daß ſeine Verfolger ſpäter den roſenfarbenen Chiton kurz und klein geriſſen hatten.

Ein Ausruf des Staunens, ein anderer der Teilnahme, eine kurze Ruhe der Hände und Werkzeuge war alles, wozu den Künſtler die Erzählung vom Schickſal Selenes und vom Verluſt der koſtbaren Beſitztümer ſeines Meiſters veranlaßte; denn das Schaffen nahm ihn vollkommen in Anſpruch. Je weiter die Arbeit fortſchritt, deſto höher ſtieg die Bewunderung vor ſeinem Vorbilde. Wie berauſcht von edlem Wein fühlte er ſich, als er dieſe Verkörperung der Idee untadeliger männlicher Jugendſchönheit nachſchuf. Die Leidenſchaft des künſtleriſchen Zeugens durchglühte ihm das Blut und zog alles andere, ſelbſt

die Kunde vom Sturz Selenes in den See und ihrer Rettung, ins Reich der gewöhnlichen Dinge.

Trotzdem war er nicht unaufmerksam gewesen, und das Gehörte mußte wohl in ihm fortwirken; denn lange nachdem Antinous seine Erzählung beendet, sagte er leise und als ob er zu dem Bildwerke rede, das schon entschiedene Formen annahm:

„Wunderliches Ding," und ein wenig später: „Es steckt doch etwas Großes in diesem unglückseligen Geschöpfe."

Beinahe vier Stunden hatte er ohne Unterbrechung gearbeitet, dann atmete er tief auf, trat von dem Tische zurück, schaute gespannt bald auf seine Arbeit, bald auf Antinous, und fragte ihn dann:

„Wird es was Rechtes?"

Der Bithynier gab seinem Beifall lebhaften Ausdruck, und Pollux hatte in der That sehr viel in der kurzen Zeit zu stande gebracht.

Das Wachs begann in starker Verkleinerung die ganze Gestalt des schönen Jünglings zu zeigen, und zwar in derselben Stellung, die der junge, von den Seeräubern fortgeführte Dionysus gestern auf dem Weinschiffe des Präfekten eingenommen hatte.

Die unvergleichlich schönen Formen des Günstlings waren weich und doch nicht unkräftig. Kein Künstler, das hatte Pollux sich schon früher gesagt, konnte in der besten Stunde den nysäischen Gott sich anders, sich schöner denken.

Während der Bildhauer, um sich über die Richtigkeit seiner Arbeit Gewißheit zu verschaffen, die einzelnen Glieder seines Modells mit einem hölzernen Zirkel und leinenen Bändern vermaß, ließ sich Wagengerassel an

dem Thore des Palaſtes und bald darauf das Gekläff der Grazien vernehmen.

Frau Doris rief die Hunde zur Ruhe, und eine andere hohe Frauenſtimme miſchte ſich in die ihre.

Antinous lauſchte, und was er vernahm, ſchien nichts Alltägliches zu ſein; denn er verließ plötzlich die Stellung, die ihm der Künſtler erſt vor einigen Augenblicken gegeben, trat ans Fenſter und rief Pollux von hier aus mit gedämpfter Stimme zu:

„Wahrhaftig, ich irre mich nicht! Hadrians Gattin Sabina redet da draußen mit Deiner Mutter.“

Er hatte recht gehört; die Kaiſerin war auf die Lochias gekommen, um den Gemahl dort aufzuſuchen. Vor dem Thore des alten Palaſtes hatte ſie den Wagen verlaſſen; denn die Pflaſterung des Hofes ſollte erſt an dieſem Abend vollendet werden.

Die Hunde, denen ihr Gatte ſo hold, waren ihr zuwider, und die klugen Tiere vergalten ihre Abneigung mit der gleichen Empfindung. Darum wollte es Frau Doris noch ſchwerer als ſonſt gelingen, die ungehorſamen Lieblinge, die die fremde Matrone ingrimmig anfielen, zur Ruhe zu bringen.

Sabina befahl der Alten, geängſtigt und mit heftigen Worten, ſie von den Angreifern zu befreien; der Kämmerer aber, der mit ihr gekommen war und auf den ſie ſich ſtützte, trat mit den Füßen nach den unbändigen Kläffern und ſteigerte dadurch ihren Ingrimm.

Endlich zogen ſich die Grazien in das Häuschen zurück; Frau Doris aber atmete auf und wandte ſich an die Kaiſerin.

Sie ahnte nicht, wer die Fremde war; denn ſie hatte

Sabina nie geſehen und ſich ein ganz anderes Bild von ihr geſtaltet.

„Verzeihe mir, gute Frau,“ ſagte ſie in ihrer zutraulichen Weiſe, „die kleinen Schelme ſind herzensgut und beißen nicht einmal einen Bettler; ältere Frauen können ſie aber nun einmal nicht leiden. Wen ſuchſt Du denn bei uns, meine Mutter?“

„Das ſollſt Du bald erfahren,“ entgegnete Sabina herb. „Welches Leben, Lentulus, machtet ihr von der Thätigkeit des Baumeiſters Pontius! Wie wird es da drinnen ausſehen, wenn dieſe Baracke ſtehen bleiben konnte, die den Eingang des Palaſtes verunziert! Sie muß fort mitſamt den Bewohnern. — Befiehl dieſem Weibe, uns zu dem römiſchen Herrn, der hier wohnt, zu führen.“

Der Kämmerer that, wie ihm geheißen; Frau Doris aber begann zu ahnen, wen ſie vor ſich hatte, und ſagte, indem ſie das Gewand glatt ſtrich und ſich tief verneigte:

„Welche große Ehre widerfährt uns, hohe Frau! Vielleicht biſt Du gar die Gattin des Kaiſers? Wenn das der Fall iſt . . .“

Sabina winkte dem Kämmerer mit einer ungeduldigen Handbewegung; er aber unterbrach die Alte, indem er ihr zurief:

„Schweig und zeig uns den Weg.“

Doris war heute nicht die Stärkſte und die von den Thränen um den Sohn geröteten Augen wurden ihr wiederum naß.

So hatte noch niemand mit ihr geredet, und doch durfte ſie um des Sohnes willen dieſe ſchnöde Anrede

nicht mit gleicher Münze, die ihr doch reichlich zu Gebote ſtand, bezahlen.

Schweigend hinkte ſie Sabina voran und führte ſie bis in die Muſenhalle. Dort nahm ihr der Architekt Pontius ihre Aufgabe ab, und die Ehrfurcht, die er der Fremden erwies, lehrte ſie, daß jene in der That keine andere ſei als die Kaiſerin ſelbſt.

„Ein widerwärtiges Weib,“ ſagte Sabina, während ſie ſich entfernte, und zeigte dabei mit dem Finger auf Doris, der keines ihrer Worte entging.

Das war zu viel für die Alte.

Faſſungslos warf ſie ſich auf einen der vor wenigen Stunden dort aufgeſtellten Seſſel, verbarg das Geſicht in die Hände und begann bitterlich zu weinen.

Es war ihr, als würde der Boden ihr unter den Füßen fortgezogen.

Ihren Sohn bedrohte der Kaiſer, und die mächtigſte Frau in der ganzen Welt ſie ſelbſt und ihr Haus.

Schon ſah ſie ſich mit Euphorion und ihren Tieren auf die Straße geſtoßen und fragte ſich, was denn aus ihnen allen werden ſollte, wenn ſie ihre Stellung und ihr Obdach verlören. Ihres Mannes Gedächtnis wurde immer ſchwächer, bald konnte auch ſeine Stimme nicht mehr genügen, und wie ſehr hatten ihre eigenen Kräfte in den letzten Jahren nachgelaſſen, wie klein war der Sparpfennig, den ſie in der Truhe verſteckt hielt!

Die muntere, friſche Alte fühlte ſich wie gebrochen.

Was ſie ſchmerzte, war nicht bloß die ſie bedrohende Not, ſondern auch der Schimpf, der ihr zugefügt werden ſollte, das Mißfallen, das ſie, der doch jeder ſeit ihrer Jugend freundlich begegnet war, erregt hatte, und die

kränkende Empfindung, von der mächtigen Frau, auf deren Gunst sie gehofft hatte, mit Verachtung behandelt und vor anderen geschmäht worden zu sein.

Sabinas Ankunft vertrieb die guten Geister von der Lochias.

Das empfand Doris; doch sie war keine von denen, die sich feindlichen Mächten widerstandslos unterwerfen.

Einige Minuten lang hatte sie sich dem Leid hingegeben und wie ein Kind geschluchzt. Jetzt trocknete sie die Augen und empfand in ihrem erleichterten Herzen die Wohlthat der Thränen. Nach und nach gelang es ihr auch, wieder ruhig zu denken.

„Am Ende," sagte sie sich, „hat hier nur der Kaiser selbst zu gebieten, und es heißt, daß er mit seiner bösen Frau schlecht auskomme und wenig nach ihren Wünschen frage. Hadrian ließ Pollux seine Macht fühlen; mit mir aber war er doch immer freundlich. Meine Hunde und Vögel gefallen ihm, und hat er sich nicht sogar das Essen aus meiner Küche wohl schmecken lassen? Nein, nein! Wenn es mir nur gelingt, ihn allein zu sprechen, wendet sich vielleicht noch alles zum Guten."

So denkend stand sie von ihrem Sitze auf.

Als sie das Vorzimmer verlassen wollte, trat der Kunsthändler Gabinius aus Nicäa ein, dem Keraunus abgeschlagen hatte, ihm das dem Palast gehörende Mosaikbild zu verkaufen, und dessen Tochter durch Arsinoe um die Rolle der Roxane gekommen.

Pontius hatte ihn in den Palast bestellt, und er war sogleich erschienen; denn seit dem gestrigen Abend flog das Gerücht, daß der Kaiser in Alexandria weile und in dem Schlosse auf der Lochias wohne, von Mund zu

Mund. Wer es verbreitete, auf welche Thatſache es ſich ſtütze, wußte niemand zu ſagen. Es war eben da, fand Gehör in allen Kreiſen und nahm von Stunde zu Stunde an Sicherheit zu. Von allem Wachſenden auf Erden wächſt nichts ſo ſchnell wie das Gerücht, und dennoch iſt es ein armer Findling, der die eigenen Eltern nicht kennt.

Der Kunſthändler drang mit einem verwunderten Blick auf die Alte weiter in den Palaſt vor; Doris aber überlegte, ob ſie den Kaiſer hier aufſuchen oder in ihr Häuschen zurückkehren und abwarten ſollte, bis Hadrian einmal den Palaſt verlaſſen und an ihrer Wohnung vorbeikommen würde.

Bevor ſie zu einer Entſcheidung gelangte, erſchien der Baumeiſter Pontius. Er hatte ſich ſtets ſehr freundlich gegen ſie erwieſen, und darum wagte ſie es ihn anzureden und ihm zu erzählen, was ihrem Sohne von ſeiten des Kaiſers begegnet war.

Der Architekt hörte nichts Neues, riet ihr, ſich zu gedulden, bis Hadrian ſich beruhigt habe, und verſprach ihr, ſpäter alles, was er nur immer vermöge, für Pollux zu thun, den er lieb habe und achte. — Heute ſei er gezwungen, im Auftrag des Kaiſers ſogleich auf längere Zeit zu verreiſen. Das Ziel ſeiner Fahrt war Peluſium. Dort ſollte dem großen Pompejus ein Denkmal an derjenigen Stelle geſetzt werden, an der er ermordet worden war. Hadrian hatte auf der Wanderung vom Berge Kaſius nach Aegypten gegenüber dem alten, verfallenden Monumente den Entſchluß gefaßt, es durch ein neues erſetzen zu laſſen und Pontius, deſſen Arbeit auf der Lochias der Vollendung entgegenging, mit der Herſtellung beauftragt.

Was noch in dem erneuten Schloſſe an Ausſtattungsſtücken fehlte, wünſchte Hadrian ſelbſt auszuſuchen und anzuſchaffen, und bei dieſer ſeinen Neigungen zuſagenden Thätigkeit ſollte ihm der Kunſthändler Gabinius hilfreiche Hand leiſten.

Während Frau Doris noch mit Pontius ſprach, näherten ſich Hadrian und ſeine Gemahlin dem Vorraume.

Der Baumeiſter hatte kaum die Stimme Sabinas erkannt, als er der Alten leiſe und eilig zurief:

„Auf ſpäter, Mütterchen. Tritt zur Seite, der Kaiſer und die Kaiſerin kommen.“

Dann entfernte er ſich ſchnell.

Doris trat in die Pforte eines Nebenzimmers, die nur durch einen ſchweren Vorhang verſchloſſen war; denn ſie wäre jetzt ebenſo gern einem reißenden Tiere wieder begegnet, wie der ſtolzen Frau, von der ſie nichts als Kränkungen erwarten durfte.

Die Unterredung Hadrians mit der Gemahlin hatte kaum eine Viertelſtunde gedauert und ſie mußte nicht freundlich geweſen ſein; denn ſein Antlitz glühte, Sabina aber hatte völlig blutloſe Lippen, und über die geſchminkten Wangen flog ihr ein unruhiges Zucken.

Doris war zu erregt und ängſtigte ſich viel zu ſehr, um das fürſtliche Paar zu belauſchen; aber ſie vernahm doch die vom Kaiſer mit großer Entſchiedenheit ausgeſprochenen Worte:

„In kleinen Dingen laſſe ich Dir, wo es angeht, den Willen; Größeres entſcheid' ich diesmal wie immer nach meinem, ausſchließlich nach meinem Ermeſſen.“

Dieſe Erklärung war verhängnisvoll für das Thor-

wärterhäuschen und seine Bewohner; denn zu den kleinen Dingen, von denen Hadrian redete, gehörte die Beseitigung der häßlichen Baracke beim Eingange des Palastes. Sabina hatte sie von dem Gatten gefordert, weil es niemand angenehm sein könnte, bei jedem Besuch der Lochias von einer Unglück verheißenden alten Megäre empfangen und von wütenden Hunden angefallen zu werden.

Doris ahnte so wenig, was des Kaisers Rede bedeutete, daß sie sich über ihren Inhalt freute; denn sie erfuhr durch sie, wie wenig geneigt Hadrian war, seiner Gattin in großen Dingen nachzugeben, und wer konnte ihr verdenken, wenn sie ihr Schicksal und das ihres Hauses zu den großen und zwar zu den allergrößten zählte?

Sabina hatte, auf den Kämmerer gestützt, das Vorgemach verlassen, und Hadrian blieb mit seinem Sklaven Mastor allein.

Einen so günstigen Augenblick fand die Alte so leicht nicht wieder, um den gewaltigen Mann, der da vor ihr stand, ohne hindernde Zeugen anzuflehen, Großmut an ihr zu üben und ihrem Sohne zu vergeben. Er wandte ihr den Rücken zu. Hätte sie sehen können, mit wie furchtbaren Blicken er zu Boden schaute, würde sie gewiß an die Mahnung des Baumeisters gedacht und ihre Anrede bis auf spätere Tage verschoben haben.

Wie viele verderben ihre gute Sache, indem sie dem treibenden Drange, bald eine Entscheidung zu erzielen, folgen und nicht stark genug sind, den Beginn ihres Handelns bis auf einen für ihr Vorhaben günstigen Augenblick zu verschieben! Ungewißheit in der Gegenwart erscheint uns oftmals weniger erträglich als widriges Geschick in der Zukunft.

Doris trat aus dem Seitengemache hervor.

Maſtor, der den Gebieter kannte, und freundlich geſinnt wie er war, der guten Alten gern eine Demütigung erſpart hätte, deutete ihr mit lebhaftem Winken an, daß ſie zurücktreten und den Kaiſer jetzt nicht ſtören möge; ſie aber war von ihrer Angſt und ihren Wünſchen ſo ganz in Anſpruch genommen, daß ſie ihn nicht bemerkte.

Als der Kaiſer ſich anſchickte, das Vorgemach zu verlaſſen, faßte ſie ſich ein Herz, trat in die Pforte, die er durchſchreiten mußte, und verſuchte es, ſich vor ihm auf die Kniee niederzulaſſen. Das wollte den alten Beinen nur ſchwer gelingen, und Doris mußte den Pfoſten der Thür zu Hilfe nehmen, um nicht das Gleichgewicht zu verlieren.

Hadrian erkannte die Bittſtellerin ſogleich, heute aber fand er kein freundliches Wort für ſie, und der Blick, den er auf ſie niederwarf, war nichts weniger als gnädig. Wie hatte er nur jemals an dieſem traurigen alten Geſchöpfe Wohlgefallen finden können?

Ach, die arme Doris war auch eine ganz andere in ihrem Häuschen, unter ihren Blumen, Vögeln und Hunden, als hier in den weiten Räumen des prächtigen Palaſtes. Dieſer große, glänzende Rahmen paßte nicht für eine ſo beſcheidene Geſtalt.

Tauſende, die in ihrer täglichen Umgebung Achtung gebieten und Gefallen erwecken, geben, losgelöſt von dem Kreis, in den ſie gehören, zu ganz anderen Empfindungen Anlaß.

Doris hatte Hadrian noch nie einen ſo unerquicklichen Anblick geboten, als gerade heute, als in dieſer ihr Lebensgeſchick entſcheidenden Stunde. Vom Küchenherde war

ſie, wie ſie ging und ſtand, der Kaiſerin gefolgt. Nach einer ſchlafloſen Nacht hatte ſie, ganz von ihren Sorgen in Anſpruch genommen, das graue Haar kaum geordnet, und die guten klaren Augen, ſonſt die Zierde ihres Angeſichts, waren heute vom vielen Weinen gerötet. Das ſaubere, freundliche Mütterlein ſah heute nichts weniger als ſchmuck und heiter aus und unterſchied ſich in keiner Hinſicht von jenen anderen alten Weibern, die der Kaiſer für unglückverheißend hielt, wenn er ihnen bei einem Ausgang begegnete.

„O Cäſar, großer Cäſar," rief Doris und erhob die Hände, an denen noch manche Spuren der Arbeit am Herde zu ſehen waren, „mein Sohn, mein unglücklicher Pollux!"

„Aus dem Wege!" gebot Hadrian ſtreng.

„Er iſt ein Künſtler, ein guter Künſtler, der ſchon jetzt manchen Meiſter übertrifft, und wenn ihm die Götter . . ."

„Aus dem Wege, hab' ich geſagt. Ich will von dem frechen Buben nichts hören," rief Hadrian unwillig.

„Aber, großer Cäſar, er iſt doch mein Sohn und Du weißt, eine Mutter . . ."

„Maſtor," unterbrach ſie der Herrſcher, „hebe die Alte auf, und verſchaffe mir Platz."

„O Herr, Herr," weinte das geängſtigte Weib, während der Sklave es nicht ohne Mühe aufrichtete. „O Herr, wie kannſt Du auf einmal ſo hart ſein! Bin ich denn nicht mehr die alte Doris, mit der Du geſcherzt haſt und deren Koſt Dir doch ſchmeckte?"

Dieſe Frage rief dem Kaiſer das Bild der Stunde ſeiner Ankunft auf der Lochias in die Vorſtellung zurück.

Er empfand, daß er der Alten etwas ſchuldig ſei, und gewohnt, mit fürſtlicher Freigebigkeit zu zahlen, fiel er ihr ins Wort:

„Für Dein gutes Gericht wirſt Du eine Summe erhalten, von der ihr euch ein neues Haus kaufen könnt. Euer Gehalt wird euch auch in Zukunft ausgezahlt werden, aber in drei Stunden verlaßt ihr die Lochias.“

Der Kaiſer ſprach ſo ſchnell, als gälte es, ein unangenehmes Geſchäft zu Ende zu führen, und ſchritt an Frau Doris vorüber, die wieder auf den Füßen ſtand und ſich nun wie betäubt an den Thürpfoſten lehnte.

Wäre Hadrian auch nicht fortgegangen und hätte er ihr auch bewilligt, ſie weiter anzuhören, hätte ſie jetzt doch nicht auch nur ein einziges Wort der Entgegnung gefunden.

Dem Imperator gebührten die Ehren des Zeus, und wie der Blitz, den der Vater der Götter ſchleudert, hatte ſein Machtſpruch das Glück eines friedlichen Hauſes zerſchmettert.

Diesmal fand Doris keine Thränen.

Der furchtbare Schreck, der ihr die Seele erſchüttert hatte, machte ſich auch an ihrem Körper fühlbar. Die Kniee wankten ihr, und unfähig, ſich ſogleich auf den Heimweg zu begeben, ließ ſie ſich auf einen Seſſel nieder und ſtarrte angſtvoll vor ſich hin, indem ſie bedachte, was nun werden ſollte und kommen konnte.

In dem hinter dem Vorgemach gelegenen, vor wenig Stunden völlig vollendeten Raume blieb der Kaiſer ſtehen. Seine Härte gegen die Alte begann ihn zu reuen; hatte ſie ſich doch, ohne zu wiſſen wer er war, ſehr freundlich gegen ihn und ſeinen Liebling erwieſen.

„Wo iſt Antinous?“ frug er Maſtor.

„Er ging in das Thorhüterhäuschen.“

„Was thut er da?“

„Ich glaube, er wird . . . er hat dort vielleicht . . .“

„Die Wahrheit, Burſche!“

„Er iſt bei dem Bildhauer Pollux.“

„Schon lange?“

„Ich weiß nicht genau.“

„Wie lange, frage ich!“

„Nachdem Du Dich mit Titianus eingeſchloſſen hatteſt, ging er.“

„Drei Stunden, drei volle Stunden bei dem Prahlhans, dem ich den Weg wies!“

Die Augen Hadrians funkelten zornig, während er dies rief. Sein Verdruß über den Liebling, deſſen Geſellſchaft er keinem andern und am letzten einem Pollux gönnte, erſtickte jeden freundlichen Gedanken, und unwillig bis an die Grenze des Zornes befahl er Maſtor, Antinous ſogleich zu ihm zu rufen und ſodann die Thorhüterwohnung ausräumen zu laſſen.

„Nimm ein Dutzend Sklaven zu Hilfe,“ rief er. „Meinetwegen mögen ſie den Leuten ihren Kram in ihr neues Haus tragen; aber ich will weder die heulende Alte noch ihren blödſinnigen Mann jemals wiederſehen. Dem Bildhauer geb' ich zu wiſſen, daß der Kaiſer einen feſten Schritt hat und leicht unverſehens die Schlange zertritt, die ihm über den Weg kriecht.“

Maſtor entfernte ſich traurig.

Hadrian begab ſich in ſein Arbeitszimmer zurück und rief dort dem Geheimſchreiber Phlegon zu:

„Schreibe! Für dieſen Palaſt iſt ein neuer Thorhüter

zu bestellen. Euphorion, der alte, bezieht seine Besoldung fort, und es wird ihm auf der Präfektur ein halbes Talent ausgezahlt. So. Teile dem Manne sogleich das Nötige mit. — In einer Stunde finde ich ihn und die Seinen nicht mehr auf der Lochias. Von nun an soll mir keiner mehr von ihnen reden oder Bittschriften von ihnen überreichen. Werfen wir diese Sippschaft zu den anderen Toten."

Phlegon verneigte sich und sagte:

„Der Kunsthändler Gabinius wartet draußen."

„Er kommt zur gelegenen Stunde," rief der Kaiser. „Nach allen diesen Verdrießlichkeiten thut es gut, von schönen Dingen zu hören."

Neuntes Kapitel.

Ja gewiß! Das Erſcheinen Sabinas hatte die guten Geiſter aus dem Palaſt auf der Lochias vertrieben. Wie ein Wirbelwind in ein Gehäuf von dürren Blättern, ſo war des Kaiſers Befehl in das friedliche Häuschen gefahren. Seinen Bewohnern wurde nicht einmal Zeit gelaſſen, ſich ihres Unglücks voll bewußt zu werden; denn anſtatt zu klagen, galt es jetzt, umſichtig handeln.

Die Tiſche, Seſſel, Polſter und Lauten, die Körbe, Blumenſtöcke und Vogelbauer, das Küchengerät und die Kleiderkiſten ſtanden über und unter einander auf dem Hofe, und Doris benutzte die ihr von Maſtor zugewieſenen Sklaven ſo friſch und umſichtig für das Geſchäft des Ausräumens, als gält' es nur, aus der einen Wohnung in die andere zu ziehen.

Ein Strahl der ſonnigen Heiterkeit ihrer Seele blitzte ihr wieder aus den Augen, ſeitdem ſie ſich ſagte, daß das, was ihr und den Ihren begegne, zu den unabänderlichen Dingen gehöre und es geratener ſei, ſtatt an die Vergangenheit an die Zukunft zu denken.

Bei der Arbeit wurde ſie völlig die Alte, und als ſie Euphorion anſah, der wie gebrochen auf ſeinem Polſter ſaß und zu Boden ſtarrte, rief ſie ihm zu:

„Nach ſchlimmen kommen fröhliche Tage! — Laß ſie nur verſuchen, uns unglücklich zu machen! Wir haben nichts Uebles gethan, und ſo lange wir ſelbſt nicht glauben elend zu ſein, ſind wir's auch nicht. Nur den Kopf oben behalten! Auf, Alter, auf! Geh gleich zu Diotima und ſag ihr, wir bäten ſie auf einige Tage um Gaſtfreundſchaft für unſern Kram und uns ſelbſt.“

„Wenn nun der Kaiſer nicht Wort hält?“ fragte Euphorion düſter. „Was gibt es dann für ein Leben!“

„Ein ſchlechtes, ein hundeſchlechtes, und darum iſt es klug, jetzt noch zu genießen, was wir beſitzen. Einen Becher Wein, Pollux, für mich und den Vater. Heute aber muß er ungemiſcht ſein!“

„Ich kann nicht trinken,“ ſeufzte der Sänger.

„Dann will ich auch Deinen Teil auf mich nehmen!“

„Nicht doch, Mutter,“ bat Pollux.

„Miſch ihn, Junge, miſch ihn ein wenig, aber mache nur kein ſo jammervolles Geſicht. Sieht ſo ein friſcher Geſell aus, der ſeine Kunſt und rüſtige Kraft in Kopf und Hand und das ſchönſte Liebchen im Herzen hält?“

„Um meinetwillen, Mutter,“ verſetzte der Bildhauer lebhaft, „bin ich gewiß nicht beſorgt. Aber wie komm' ich jetzt wieder zu Arſinoe in den Palaſt, und wie werde ich mit dem grimmigen Keraunus fertig?“

„Das frage die Zeit,“ entgegnete Doris.

„Sie kann gute, aber auch ſchlimme Antworten geben.“

„Die beſten immer nur denen, die im Vorzimmer ‚Geduld‘ auf ſie warten.“

„Ein ſchlechter Aufenthaltsort für mich und meinesgleichen,“ ſeufzte Pollux.

„Sitze nicht ſtill und klopf an die Thüren,“ entgegnete

Doris, „und bevor Du Dich's verſiehſt, ruft Dir die Zeit ihr ‚Herein!' zu. Jetzt zeige den Leuten dort, wie ſie die Apolloſtatue handhaben ſollen, und ſei wieder mein munterer Junge!"

Pollux that wie ihm geheißen und dachte dabei: „Sie hat gut reden; ihr bleibt hier keine Arſinoe zurück! Hätt' ich nur wenigſtens mit Antinous verabreden können, wo ich ihn wiederfinde; aber nach dem Befehl des Kaiſers war der Junge wie vor den Kopf geſchlagen und wankte fort, als ging' es zur Schlachtbank."

Frau Doris ſchien die gute Zuverſicht nicht zu betrügen; denn der Geheimſchreiber Phlegon kam und unterrichtete ſie von dem Entſchluß des Kaiſers, ihrem Manne ein halbes Talent und auch in Zukunft ſeine kleine Beſoldung auszahlen zu laſſen.

„Siehſt Du," rief die Alte, nachdem der Glücksbote ſich wieder entfernt hatte, „die Sonne der guten Tage dämmert ſchon wieder auf. Ein halbes Talent! Mit ſo reichen Leuten, wie wir es ſind, hat die Not nichts zu ſchaffen. Was meinſt Du? Wär' es nicht recht, den Göttern einen halben Becher Wein zu ſpenden und uns ſelbſt die andere Hälfte zu gönnen?"

Frau Doris wurde ſo heiter, als ging' es zur Hochzeit, und ihre Munterkeit teilte ſich ihrem Sohne mit, der ſich eines Teils der ihn bedrückenden Sorge um die Eltern und Schweſtern enthoben ſah.

Sein geſunkener froher Lebensmut bedurfte nur einige Tropfen freundlichen Taues, um ſich neu zu erheben.

Er dachte auch wieder an ſeine Kunſt.

Zu allererſt wollt' er das glücklich angelegte Bildnis des Antinous zu vollenden ſuchen.

Während er ſich in das Haus begab um ſein Werk vor Schaden zu bewahren und dem Sklaven, dem er befohlen hatte, ihm zu folgen, Anweiſungen erteilte, wie er es zu tragen habe, um es nicht zu beſchädigen, trat ſein Meiſter Papias in den Hof des Palaſtes. Er kam, um ſelbſt die letzte Hand an die von ihm übernommenen Arbeiten zu legen und wollte einen neuen Verſuch machen, die Gunſt des Mannes, in dem er den Kaiſer erkannt, für ſich zu gewinnen.

Papias war beſorgt; denn der Gedanke, daß Pollux nun verraten könnte, wie geringen Anteil er ſelbſt an ſeinen letzten Arbeiten habe, die ihm doch höheres Lob als alle ſeine früheren Werke eingetragen hatten, beängſtigte ihn. Wohl wollte es ihm geraten ſcheinen, ſeinen Stolz beiſeite zu ſetzen und den früheren Schüler durch hohe Verſprechungen zur Rückkehr in ſeine Werkſtätte zu bewegen; geſtern abend hatte er ſich aber hinreißen laſſen, vor dem Kaiſer mit ſolcher Entrüſtung von den üblen Eigenſchaften des jungen Künſtlers zu reden und ſeiner Freude, von ihm befreit zu ſein, ſo lebhaften Ausdruck gegeben, daß er um Hadrians willen davon abſehen mußte.

Jetzt blieb ihm nur übrig, Pollux aus Alexandria zu entfernen oder ihn, — und dies konnte vielleicht mit Hilfe des entrüſteten Kaiſers geſchehen, — in irgend einer Weiſe unſchädlich zu machen.

Einmal kam ihm ſogar in den Sinn, einen ägyptiſchen Strolch zu dingen und ihn umbringen zu laſſen; aber er war ein friedlicher Bürger, dem jede Uebertretung des Geſetzes ein Greuel, und er wies darum dieſen ſchnöden Gedanken als verabſcheuungswürdig weit von ſich.

Sonst nahm er es nicht genau mit der Wahl der Mittel. Dazu kannte er die Menschen, wußte sich den Weg durch die Hinterthüren zu bahnen und scheute sich nicht, wo es not that, kühn zu verleumden. So hatte er denn auch schon in manchem Kampfe gegen angesehene Kunstgenossen den Sieg behauptet. Seine Hoffnung, daß es ihm gelingen werde, einem von wenigen beachteten Schüler ein Bein zu stellen und ihn, so lange der Kaiser in Alexandria weilte, unschädlich zu machen, war gewiß nicht zu kühn. Er haßte den Thorwächtersohn weit weniger, als er ihn fürchtete, und verhehlte sich nicht, daß wenn seine Anschläge gegen ihn mißlangen und es Pollux glückte, auf eigene Füße gestellt, zu zeigen, was er vermöge, der Jüngling durch nichts zurückgehalten werden könnte, sich alles dessen laut zu rühmen, was er in den letzten Jahren für ihn geleistet.

Bei dem Häuschen Euphorions wurde seine Aufmerksamkeit durch die Sklaven gefesselt, die das Gerät der ausgewiesenen Leute auf die Straße trugen.

Bald hatte er erfahren, was hier vor sich ging, und erfreut über den üblen Willen, den der Kaiser gegen die Eltern seines Gegners bekundete, blieb er stehen und befahl nach kurzem Besinnen einem schwarzen Arbeiter, Pollux zu ihm herauszurufen.

Meister und Schüler begrüßten einander mit zur Schau getragener Kühlheit, und jener sagte:

„Du hast die Sachen zurückzubringen vergessen, die Du gestern, ohne mich zu fragen, aus meiner Gewandkammer genommen. Ich verlange sie noch heute zurück."

„Ich nahm sie nicht für mich, sondern für den großen Herrn da drin und seinen Begleiter. Wenn etwas fehlt,

ſo halte Dich an ihn. Es thut mir leid, daß ich auch Deinen ſilbernen Köcher mitnahm. Der Begleiter des römiſchen Herrn hat ihn verloren. Sobald ich hier fertig bin, bring' ich alles, was ich von Deinen Sachen zurückzuerlangen vermag, und hole mir die meinigen ab. Es liegt doch noch manches, was mir gehört, in Deiner Werkſtätte."

„Gut," entgegnete Papias. „Eine Stunde vor Sonnenuntergang erwarte ich Dich, und dann ſoll das alles in Ordnung gebracht werden."

Ohne einen Abſchiedsgruß wandte er dem Schüler den Rücken und ging in den Palaſt.

Pollux hatte geſagt, daß einige von den Gegenſtänden, die er ihm, ohne ihn zu fragen, fortgenommen hatte, und unter ihnen ein Stück von beträchtlichem Werte, abhanden gekommen wären, und dieſer Umſtand bot ihm vielleicht eine Handhabe, ihn unſchädlich zu machen.

Er blieb kaum eine halbe Stunde in dem Palaſte, dann begab er ſich, während Pollux die Mutter und den Hausrat der Eltern zu ſeiner Schweſter begleitete, zu dem Nachtſtrategen, der dem Sicherheitsweſen Alexandrias vorſtand.

Papias lebte mit dieſem vornehmen Beamten in nahem Verkehr; denn er hatte einen Sarkophag für ſeine verſtorbene Gattin, einen mit Reliefbildern geſchmückten Altar für ſein Männergemach und andere Arbeiten zu mäßigen Preiſen für ihn hergeſtellt, und durfte auf ſeine Gefälligkeit rechnen.

Als er ihn verließ, hielt er einen Verhaftsbefehl gegen ſeinen Gehilfen Pollux in der Hand, der ſich an ſeinem Eigentum vergriffen und ihm einen Köcher von ſchwerem Silber entwendet haben ſollte. Der Nachtſtratege hatte

ihm auch zugesagt, ihm zwei seiner Leute zu übersenden, die den Missethäter ins Gefängnis abführen sollten.

Erleichterten Herzens begab sich Papias in sein Haus zurück.

Sein Schüler ging, nachdem der kleine Umzug seiner Eltern bewerkstelligt worden war, noch einmal in den Palast und traf dort zu seiner Freude den Sklaven Mastor, der ihm bald die Kleidungsstücke und Masken brachte, die er gestern Hadrian und Antinous geliehen hatte. Der Jazygier erzählte ihm dabei mit Thränen in den Augen eine traurige, sehr traurige Geschichte, die den jungen Bildhauer aufs tiefste erregte und ihn sogleich auf jede Gefahr hin in den Palast geführt haben würde, wenn er nicht die Notwendigkeit eingesehen hätte, sich zu der von Papias bestimmten Zeit, an der nur noch wenig fehlte, bei ihm einzufinden und sich wegen der fehlenden wertvollen Gegenstände zu verantworten.

Nur von dem Wunsche erfüllt und auf nichts bedacht, als möglichst bald wieder auf der Lochias zu sein, woselbst man seiner bedurfte und wohin das Herz ihn zurücktrieb, nahm er dem Sklaven das Paket aus der Hand und eilte mit ihm davon.

Papias hatte alle Gehilfen und selbst seine Angehörigen aus dem Hause entfernt. Er empfing den Atemlosen ganz allein und nannte ihm mit eisiger Ruhe die Sachen, die in seiner Gewandkammer fehlten. — Stück für Stück verlangte er von ihm zurück.

„Ich sagte Dir ja bereits," rief Pollux, „daß nicht ich, sondern der hohe Herr aus Rom — Du weißt wohl jetzt auch, wer er ist — für den silbernen Köcher und den zerrissenen Chiton einstehen muß."

Dann begann er zu erzählen, wie Antinous ihn im Namen seines Gebieters aufgefordert habe, Masken und anderen Aufputz für sie beide herbeizuschaffen.

Papias schnitt ihm aber schon nach den ersten Sätzen das Wort ab und verlangte heftig seinen Köcher und Bogen zurück, deren Wert Pollux in zwei Jahren nicht abzuarbeiten vermöge.

Der Jüngling, den Herz und Sinn auf die Lochias zurückzogen, und der sich um keinen Preis länger als nötig aufhalten lassen wollte, bat erst in aller Höflichkeit den Meister, ihn jetzt zu entlassen und morgen, nachdem er mit den Römern geredet, von denen er jeden beliebigen Schadenersatz fordern dürfe, diese Sache mit ihm zu erledigen. Als ihn aber Papias wieder und wieder unterbrach und hartnäckig auf der sofortigen Zurückerstattung seines Eigentums bestand, stieg dem leicht erregbaren Künstler das Blut zu Kopfe und er vergalt die Angriffe und Fragen des älteren Mannes mit heftigen Entgegnungen.

Ein Wort gab das andere. Papias sprach endlich von Leuten, die sich an fremdem Silbergerät vergriffen, und als Pollux ihm darauf entgegnete, daß er auch andere kenne, die die Leistungen Geschickterer für die eigenen ausgäben, da schlug sein Meister mit der Faust auf den Tisch, näherte sich der Thür und rief, sobald er sich hinlänglich weit von den kräftigen Fäusten des erregten Jünglings entfernt hatte:

„Du Dieb! — Ich werde Dir zeigen, wie man in Alexandria Deinesgleichen behandelt.“

Pollux erbleichte vor Wut und stürzte sich dem Entfliehenden nach; bevor er ihn aber erreichte, konnte sich

Papias hinter den beiden Häſchern des Nachtſtrategen, die im Vorzimmer warteten, verbergen, und rief ihnen zu:

„Greift den Dieb! Haltet den Spitzbuben, der mir mein ſilbernes Gerät ſtahl und die Hand gegen ſeinen Meiſter erhebt. Feſſelt ihn, bindet ihn, führt ihn fort ins Gefängnis.“

Pollux wußte nicht, wie ihm geſchah.

Wie ein Bär, der ſich von Jägern umſtellt weiß, blieb er zaudernd ſtehen.

Sollte er ſich auf die Verfolger ſtürzen und ſie zu Boden reißen? Sollte er thatenlos das Verhängte erwarten?

Er kannte jeden Stein im Hauſe ſeines Meiſters. Das Vorzimmer, in dem er ſich befand, lag wie die ganze Wohnung des Papias zu ebener Erde. Während die Häſcher ſich ihm näherten und der Meiſter dem Lictor den Verhaftsbefehl reichte, fiel ihm ein Fenſter, das von der Straße her Licht empfing, ins Auge, und nur erfüllt von dem einen Gedanken, die Freiheit zu wahren und recht bald auf die Lochias und zu Arſinoe zu kommen, ſprang er auf die Rettung verheißende Oeffnung zu und ſchwang ſich in die Gaſſe hinaus.

„Der Dieb!“ — „Haltet den Dieb!“ rief es ihm nach, während er in langen Sätzen vorwärts ſtürzte.

Wie ein von allen vier Winden gepeitſchter Regen drang von allen Seiten der unſinnige, widerwärtige, entſetzliche Ruf: „Der Dieb!“ — Haltet den Dieb!“ auf ihn ein und brachte ihn um die Beſinnung.

Nur der leidenſchaftliche Schrei ſeines Herzens: „Auf die Lochias! Zu Arſinoe! Frei, nur frei bleiben, um auf der Lochias zu helfen!“ übertönte die Stimme der

Verfolger und trieb ihn durch diejenigen Straßen, die zu dem alten Palaſte führten.

In langen Sätzen jagte er weiter und weiter. Der ſalzig friſche Hauch des Meeres berührte ihm bereits die glühenden Wangen, und die ſchmale, menſchenleere Gaſſe dort, das wußte er, führte ihn in die Werft am königlichen Hafen, in der das hoch aufgeſchichtete Bauholz ihn vor den Verfolgern verbergen konnte.

Jetzt wandte er ſich, um in ſie einzubiegen. — Da warf ihm ein ägyptiſcher Ochſentreiber den Stecken zwiſchen die Beine. Er ſtolperte, fiel zu Boden, und gleich darauf fühlte er, wie einer der Hunde, die ihm nachgeſtürzt waren, ihm den Chiton vom Leibe riß und viele Menſchen ſich auf ihn ſtürzten.

Eine Stunde ſpäter befand er ſich gebiſſen, zerſchlagen, gebunden im Gefängnis unter ſchlechtem Geſindel und wirklichen Dieben.

Die Nacht war hereingebrochen.

Seine Eltern warteten auf ihn, und er kam nicht. Auf der Lochias aber, die er nicht zu erreichen vermocht, gab es Jammer und Elend genug, und der einzige, der es vermocht hätte, der verzweifelnden Arſinoe Troſt zu bringen, blieb aus und war nicht zu finden.

Zehntes Kapitel.

Die Erzählung des Sklaven Mastor, durch die Pollux so tief erregt und zu der unsinnigen Flucht veranlaßt worden war, bezog sich auf Ereignisse, die sich, während der junge Künstler den Eltern half, ihr Hausgerät in der engen Wohnung seiner Schwester unterzubringen, im Quartier des Palastverwalters zugetragen hatten.

Keraunus gehörte gewiß nicht zu den heiteren Menschen; doch am Morgen des Tages, an dem Sabina in den Palast gekommen war und der Thorwächter aus seinem Häuschen getrieben wurde, sah er aus wie ein innig zufriedener Mann.

Um Selene machte er sich seit dem gestrigen Besuch keine weiteren Sorgen.

Sie war nicht gefährlich krank, wurde ausgezeichnet gepflegt, und die Kinder schienen sie nicht zu vermissen.

Auch er selbst wünschte sie heute noch nicht zurück.

Er scheute sich freilich, sich das selbst einzugestehen, er fühlte sich aber doch durch die Abwesenheit der ernsten Mahnerin freier und leichter als seit langer Zeit.

Es müßte schön sein, dachte er sich, allein mit Arsinoe und den Kindern sorglos so fort zu leben.

Manchmal rieb er ſich vergnüglich die Hände und ſchmunzelte vor ſich hin.

Als die alte Sklavin eine große Schüſſel voll Kuchen brachte, die er ihr zu kaufen befohlen, und neben die Morgenſuppe der Kinder ſtellte, kicherte er ſo herzhaft, daß ihm der ſtarke Leib wankte und bebte. Und er hatte Grund, in ſeiner Weiſe glücklich zu ſein; denn der reiche Plutarch hatte in aller Frühe einen ſchweren Beutel voll Goldſtücke für ſeinen elfenbeinernen Becher und einen Roſenſtrauß an Arſinoe geſandt; er konnte ſeinen Kleinen eine Güte thun, für ſich ſelbſt einen Stirnreifen von eitlem Gold kaufen und Arſinoe ſo ſchön herausputzen, als wäre ſie des Präfekten leibliche Tochter.

Seine Eitelkeit fühlte ſich in jeder Hinſicht befriedigt.

Welch ein Prachtmenſch war auch der Sklave, der ihm eben mit einer vorzüglich ehrerbietigen Verbeugung ein gebratenes Hühnchen überreichte, und der ihn am Nachmittag in den Rat führen ſollte! Der große Theſſalier, der dem Archidikaſten die Papiere in die Gerichtsverhandlungen nachtrug, ſah kaum ſtattlicher aus als ſein „Leibdiener“.

Geſtern noch hatte er ihn gekauft und zu einem wie billigen Preiſe!

Kaum dreißig Jahre zählte der gut gewachſene Samier. Er konnte leſen und ſchreiben und war alſo im ſtande, die Kleinen in dieſen Künſten zu unterrichten. Selbſt die Laute verſtand er zu ſchlagen. Freilich hafteten an ſeiner Vergangenheit üble Flecken, und um ihretwillen war er ſo ſpottwohlfeil verkauft worden. Er hatte mehrmals geſtohlen; doch die Brandmale und Striemen, die der Samier an ſich trug, wurden von ſeinem neuen

Chiton verborgen, und Keraunus fühlte sich stark genug, um ihm die üblen Gelüste auszutreiben.

Nachdem der Verwalter Arsinoe anbefohlen, nichts Wertvolles herumliegen zu lassen, denn ihr neuer Hausgenosse scheine nicht völlig redlich zu sein, entgegnete er auf die Bedenken der Tochter:

„Es wäre schon besser, wenn er so ehrlich wäre wie unser altes Gerippe, das ich für ihn in den Kauf gab; aber ich denke: wenn mein Leibdiener uns wirklich einige von den wenigen Drachmen, die wir bei uns tragen, fortstibitzt, so brauch' ich immer noch nicht bereuen, ihn gekauft zu haben; denn wegen seiner Dieberei bekam ich ihn um mehrere tausend Drachmen unter dem Wert, und der Schulmeister für die Kinder hätte mich im schlimmsten Falle mehr gekostet, als er uns stehlen kann. Unser Gold verschließ' ich in die Truhe mit den Dokumenten. Sie ist fest, und man würde schon eine Brechstange brauchen, um sie zu öffnen. Der Bursch läßt übrigens ganz gewiß fürs erste das Stehlen; denn sein voriger Herr gehörte nicht zu den milden und hat ihm, denk' ich, einfür allemal die bösen Gelüste ausgetrieben. Es ist gut, daß man beim Verkauf eines solchen Gesellen angeben muß, was er verbrochen. Unterläßt man es, so kann man von dem spätern Besitzer für das, was einem fortkommt, Schadenersatz fordern. Lykophron hat mir gewiß nichts verschwiegen, und wenn man von den Diebesgelüsten absieht, soll der Samier ein in jeder Hinsicht vorzüglicher Bursch sein."

„Aber, Vater," entgegnete Arsinoe, indem sie ihrer Besorgnis noch einmal Worte lieh, „es ist doch sehr schlimm, einen unredlichen Menschen im Hause zu haben."

„Das verstehst Du nicht, Kind," gab Keraunus zurück. „Für uns bedeutet Leben und Redlichkeit das Gleiche: aber ein Sklave! — König Antiochus soll einmal gesagt haben, daß wer gut bedient sein will, sich von Spitzbuben bedienen lassen müsse."

Als Arsinoe durch den Gesang des Geliebten auf den Altan gelockt und von dem Vater in das Zimmer zurückgetrieben worden war, hatte der Verwalter sie mit keinem unfreundlichen Worte zurechtgewiesen, sondern ihr die Wange gestreichelt und schmunzelnd gesagt:

„Ich glaube, der Thorwächterjunge, dem ich schon einmal die Wege wies, schaut nach Dir aus, seitdem man Dich zur Roxane wählte. Armer Schelm! Wir haben jetzt ganz andere Freier in Sicht, mein Mädchen. Wie wär's, wenn der reiche Plutarch Dir diese Rosen nicht geschickt hätte, um Dich in seinem eigenen, sondern um Dich im Namen seines Sohns zu begrüßen? Ich weiß, er möchte ihn gern verheiraten, aber dem wählerischen Herrn ist bisher kein alexandrinisches Mädchen schön genug gewesen."

„Ich kenne ihn nicht, und er denkt auch gar nicht an mich armes Ding," versetzte Arsinoe.

„Glaubst Du?" fragte Keraunus lächelnd. „Wir sind ebenso vornehm, ja vielleicht vornehmer als Plutarch, und die Schönste paßt für den Reichsten. Was meinst Du, Kind, zu einem lang hinwallenden Purpurgewand, einem Wagen mit Schimmeln und mit Läufern voran?"

Beim Frühstück trank Keraunus zwei Becher schweren Wein, in den er Arsinoe nur wenige Tropfen Wasser zu gießen gestattete.

Während die Tochter ihm die Locken brannte, flog

eine Schwalbe ins Zimmer. Das war ein glückliches Vorzeichen und ſteigerte den Mut des Verwalters.

Stattlich geſchmückt und mit wohlgefülltem Beutel wollte er eben aufbrechen, um ſich mit ſeinem neuen Leibdiener in die Ratsverſammlung zu begeben, als dieſer den Schneider Sophillus mit ſeiner Gehilfin in das Wohngemach einführte.

Der Mann bat um die Erlaubnis, das von der Gattin des Präfekten beſtellte Koſtüm der Roxane ſeiner Tochter anzuprobiren.

Keraunus empfing ihn voll Herablaſſung und geſtattete ihm, den Sklaven, der ihm ein großes Paket mit Gewändern nachtrug, bei ihm eintreten zu laſſen.

Arſinoe, die ſich bei den Kindern befand, wurde gerufen.

Sie fühlte ſich befangen und ängſtlich, ja ſie hätte ihre Rolle am liebſten einer andern überlaſſen, aber ſie war doch ſehr begierig auf die neuen Gewänder.

Der Schneider bat ſie, ſich von ihrer Dienerin ankleiden zu laſſen. Seine Gehilfin werde ihr beiſtehen; denn die fürs erſte nur locker zuſammengeſteckten Gewänder waren nicht in einfacher griechiſcher, ſondern in aſiatiſcher Weiſe geſchnitten.

„Deine Zofe," ſchloß er indem er ſich an Arſinoe wandte, „Deine Zofe wird heute ſchon lernen können, in welcher Weiſe ſie Dich, wenn der große Tag erſcheint, ankleiden muß."

„Die Zofe meiner Tochter," entgegnete Keraunus, indem er Arſinoe liſtig anblinzelte, „iſt nicht zu Hauſe."

„O, ich bedarf keines Beiſtandes," rief die Zuſchneiderin. „Ich bin auch geſchickt im Ordnen der Haare, und einer ſo ſchönen Jungfrau helfe ich gern."

„Und für ſie zu arbeiten iſt eine Wonne," fiel ihr Sophillus ins Wort. „Andere werden ſchön durch das, was ſie tragen, Deine Tochter wird alles verſchönern, was ſie auch trägt."

„Du biſt ein höflicher Mann," entgegnete Keraunus, während Arſinoe ſich mit der Gehilfin entfernte.

„Im Verkehr mit großen Herrſchaften erlernt ſich ja manches," entgegnete der Schneider. „Die hohen Frauen, die mich mit ihrer Kundſchaft beehren, wollen nicht nur ſehen, ſondern auch hören, daß ſie gefallen. Leider gibt es unter ihnen auch manche, die die Götter mit ſpärlichen Reizen ſchmückten und gerade ſie verlangen ſeltſamerweiſe die ſchmeichelhafteſten Worte. Es freut den Armen wohl mehr als den Reichen, wenn man ihn für wohlhabend hält."

„Gut geſagt," rief Keraunus. „Ich ſelbſt bin für meine Herkunft nicht überreichlich begütert und lebe gern meinen Mitteln entſprechend, — indeſſen ſoll meine Tochter . . ."

„Frau Julia wählte für ſie die koſtbarſten Stoffe."

„Wie es ſich ſchickt, wie die Gelegenheit es erfordert," ſagte der Schneider.

„Ganz recht, indeſſen . . ."

„Was, Herr?"

„Indeſſen geht das Feſt vorüber, und meine Tochter ſoll ſich, nun ſie erwachſen iſt, auch im Haus und auf der Straße in paſſenden, ſchönen, wenn auch nicht gerade koſtbaren Gewändern zeigen."

„Ich ſagte es ſchon, wahre Anmut bedarf keiner prunkenden Kleider."

„Würdeſt Du Dich geneigt finden, für ſie auch um mäßigere Preiſe zu arbeiten?"

„Mit Freuden. Ohnehin bin ich Dir zu Dank verpflichtet; denn alle Welt wird sie als Roxane bewundern und nach ihrem Schneider fragen.“

„Du bist ein billig denkender Mann. — Was würdest Du für ein Gewand fordern?“

„Das können wir später besprechen.“

„Nein, nein, — ich bitte Dich freundlichst . . .“

„Gestatte mir erst, Deinen Wunsch zu überlegen. Einfache Kleider sind schwerer, weit schwerer herzustellen und stehen schönen Frauen doch besser als prunkende Prachtgewänder. Aber mache das einer den Weibern begreiflich! Ich kann ein Lied von ihren Thorheiten singen! Da fährt manche Frau auf ihrem Wagen dahin, die Kleider und Edelsteine trägt, mit denen sie außer den Gliedern auch den vernichteten Wohlstand ihres Hauses bedeckt.“

Dies und ähnliches wurde zwischen Keraunus und dem Schneider besprochen, während die Gehilfin das Haar Arsinoes mit falschen Perlenschnüren, die sie mitgebracht hatte, durchflocht, und ihr die kostbaren gelben und blauen Seidengewänder einer asiatischen Fürstin anpaßte und steckte.

Arsinoe verhielt sich zuerst still und schüchtern. Es drängte sie gar nicht mehr, sich für andere Leute außer Pollux zu putzen; aber die für sie verfertigten Kleider waren doch wunderschön, und wie wußte die Zuschneiderin jeden ihrer Vorzüge hervorzuheben!

Während die geschickte Frau mit aller Sorgfalt thätig war, floß ihr mancher heitere Scherz, manches aus dem Herzen kommende Wort der Bewunderung von den Lippen, und bald geriet auch Arsinoe in Eifer und beteiligte sich mit Vergnügen an der Arbeit der Zuschneiderin.

Jeder Strauch, den der Frühling mit Blumen ſchmückt, ſcheint ſich zu freuen, und auch über das ſchlichte Kind, das heute ſo herrlich geputzt wurde, kam die Luſt an ſeiner eigenen Schönheit und an den köſtlichen Sachen, in denen es ſich über alle Maßen gefiel.

Bald klatſchte Arſinoe froh in die Hände, bald ließ ſie ſich den Spiegel reichen und äußerte mit kindlicher Unbefangenheit ihr Wohlgefallen nicht allein an den köſtlichen Gewändern, ſondern auch an ihrem ſie ſelbſt überraſchenden ſtattlichen Ausſehen.

Die Gehilfin war mit ihr entzückt, ſtolz und glücklich, und konnte ſich nicht enthalten, einen Kuß auf den weißen, ſchön gerundeten Hals des reizenden Mädchens zu drücken.

„Wenn Pollux mich ſo ſehen könnte," dachte Arſinoe. „Nach der Aufführung kann ich mich vielleicht auch Selene in meinem Putze zeigen, und dann wird ſie ſich ſchon mit meiner Teilnahme an dem Schauſpiele verſöhnen. So hübſch auszuſehen iſt doch eine Freude!"

Die Kinder umſtanden ſie alle, während ſie geſchmückt wurde und ſchrieen laut vor Bewunderung auf, ſobald man der Schweſter ein neues Stück ihrer Fürſtinnentracht angelegt hatte.

Der blinde Helios bat ſie, ihr Gewand anfühlen zu dürfen, und nachdem ſie ſich überzeugt hatte, daß ſein Händchen rein ſei, führte ſie es über die glänzende, weiche Seide.

Jetzt war ſie ſo weit, daß der Schneider und ihr Vater gerufen werden konnten.

Sie fühlte ſich ſehr zufrieden und glücklich.

Hoch aufgerichtet wie eine wirkliche Königstochter und doch mit ſo bang ſchlagendem Herzen wie ein armes

Mädchen, das im Begriff steht, ihre im elterlichen Hause gehütete und verborgene Schönheit tausend gaffenden Augen zu zeigen, ging sie auf das Wohngemach zu; aber sie zog die Hand, die sich nach dem Riegel ausgestreckt hatte, wieder zurück; denn sie vernahm die Stimmen mehrerer Männer, die soeben bei ihrem Vater eingetreten sein mußten.

„Warte noch ein wenig, wir haben Besuch," rief sie der Gehilfin des Schneiders zu, die ihr gefolgt war, und näherte das Ohr der Thür, um zu lauschen.

Anfänglich begriff sie nichts von allem, was sie vernahm; doch das Ende des seltsamen Gespräches, das da drinnen geführt wurde, war so gräßlich verständlich, daß sie es nicht vergessen sollte, so lange sie lebte.

Ihr Vater hatte bei Sophillus zwei neue Gewänder für sie bestellt, die Preise des Mannes gebilligt und ihm schnelle Zahlung versprochen, als Mastor in die Verwalterswohnung trat und Keraunus anzeigte, sein Herr und der Kunsthändler Gabinius aus Nicäa wünschten ihn zu sprechen.

„Dein Gebieter," entgegnete Keraunus stolz, „mag kommen. Ich denke, daß ihm das Unrecht leid wurde, das er mir anthat; Gabinius aber soll diese Schwelle nicht wieder betreten; denn er ist ein Schurke."

„Es wird gut sein, wenn Du den Mann dort bittest, Dich jetzt zu verlassen," fuhr der Sklave fort, indem er auf den Schneider wies.

„Wer mich besucht," gab der Verwalter hochmütig zurück, „muß es sich gefallen lassen, jeden bei mir zu finden, dem ich gestatte, mein Haus zu betreten."

„Nein, nein," rief der Sklave dringend, „mein Herr

iſt mehr, als wofür Du ihn hältſt. Bitte dieſen Mann, daß er ſich entferne."

„Ich weiß, ich weiß ſchon," gab Keraunus lächelnd zurück. „Dein Gebieter iſt ein Bekannter des Kaiſers. Wir werden ja ſehen, wem von uns beiden nach der Aufführung, die wir veranſtalten, Hadrian Recht gibt. Dieſer ausgezeichnete Kleidermacher hat hier zu thun und wird bei mir bleiben. Setze Dich dort in die Ecke, mein Freund."

„Ein Schneider!" rief Maſtor entſetzt. „Ich ſage Dir, er muß ſich entfernen."

„Er muß?" frug Keraunus gereizt. „Ein Sklave erfrecht ſich, mir in meinem Hauſe Vorſchriften zu machen? Wir wollen doch ſehen."

„Ich gehe," fiel der verſtändige Handwerker dem Verwalter ins Wort. „Um meinetwillen ſoll hier kein Unfrieden entſtehen. In einer Viertelſtunde komme ich wieder."

„Du bleibſt," befahl Keraunus. „Der freche Römer bildet ſich ein, daß die Lochias ihm gehöre; ich aber werde ihm zeigen, wer hier gebietet."

Maſtor ließ ſich von dieſen in hohem Tone geſprochenen Worten nicht irre machen, faßte die Hand des Schneiders, zog ihn mit ſich fort und raunte ihm zu:

„Folge mir, wenn Du einer üblen Stunde entgehen willſt."

Beide Männer entfernten ſich, und Keraunus hielt den Handwerker nicht zurück; denn es kam ihm in den Sinn, daß ihm ſeine Anweſenheit wenig Ehre bringen würde.

Er gedachte dem übermütigen Baumeiſter ſich in ſeiner

ganzen Würde zu zeigen und erinnerte sich, daß es nicht rätlich sei, den unheimlichen bärtigen Mann mit dem großen Hunde ohne Not zu reizen.

Erregt und nicht frei von Besorgnis ging er in seinem Zimmer auf und nieder. Um sich zu ermutigen, füllte er schnell den Becher aus dem auf dem Frühstückstische stehenden Krug, leerte ihn, füllte ihn wieder, trank ihn zum zweitenmal aus ohne den Wein zu mischen und erwartete dann mit gekreuzten Armen und hochgeröteten Wangen den Besuch seines Gegners.

Der Kaiser trat mit Gabinius in das Gemach.

Keraunus erwartete seinen Gruß; Hadrian sprach aber kein Wort, warf ihm einen ganz von Verachtung erfüllten Blick zu und schritt an ihm vorüber, ohne ihn mehr zu beachten, als wäre er ein Pfeiler oder unnützes Gerät.

Das Blut stieg dem Verwalter in den Kopf und in die Augen, und eine volle Minute lang bemühte er sich vergeblich Worte zu finden, um seiner Empörung Ausdruck zu geben.

Der Kunsthändler Gabinius berücksichtigte Keraunus eben so wenig wie Hadrian.

Er schritt diesem voran, blieb vor der Mosaik stehen, für die er eine so hohe Summe geboten und um derentwillen er vor einigen Tagen derb genug von dem Verwalter abgefertigt worden war, und sagte:

„Ich bitte Dich, dies Meisterwerk zu betrachten."

Der Kaiser schaute zu Boden; kaum aber hatte er begonnen, sich in das Gemälde zu versenken, dessen große Schönheiten er voll zu würdigen verstand, als hinter ihm aus Keraunus' Munde die mit heiserem Klange mühsam herausgepreßten Worte ertönten:

„In Alexandria begrüßt — man die Leute, die man — die man beſucht.“

Hadrian wandte das Haupt nur halb nach dem Redenden hin und rief in die Luft hinaus mit tiefer, kränkender Mißachtung:

„Auch in Rom begrüßt man ehrliche Leute.“ Dann ſchaute er wieder auf die Moſaik und ſagte: „Köſtlich, köſtlich, ein ganz unſchätzbares, köſtliches Werk.“

Dem Verwalter waren bei der Antwort des Kaiſers die Augen weit aus den Höhlen getreten. Kirſchrot und mit bleichen Lippen trat er Hadrian näher und fragte, nachdem er den zum Reden nötigen Atem gefunden:

„Was haben — was ſollen Deine Worte bedeuten?“

Hadrian wandte ſich jetzt ſchnell und voll nach dem Verwalter um.

Aus ſeinen Augen brannte jene vernichtende Glut, die nur wenige zu ertragen vermochten, und ſeine tiefe Stimme grollte gewaltig durch das Gemach, als er dem Unglücklichen zurief:

„Meine Worte ſollen bedeuten, daß Du ein ungetreuer Verwalter biſt, daß ich weiß, was Dir nicht lieb iſt, daß ich erfuhr, wie Du mit dem Dir anvertrauten Gute verfährſt, daß Du . . .“

„Daß ich?“ frug Keraunus zitternd vor Wut und trat dem Kaiſer näher.

„Daß Du,“ rief ihm dieſer ins Geſicht, „daß Du dieſem Manne hier das Gemälde da unten zu verkaufen geſucht haſt, daß Du, damit Du alles auf einmal weißt, daß Du ein Einfaltspinſel und dazu ein Spitzbube biſt!“

„Ich, ich,“ röchelte der Verwalter und ſchlug die Finger

in die Muskeln ſeiner fleiſchigen Bruſt, „ich ein — ein — dieſe Worte ſollſt Du mir büßen!“

Hadrian lachte kalt und höhniſch auf, Keraunus aber ſprang mit einem für ſeine Körperfülle unerhört ſchnellen Satze auf Gabinius zu, ſchlug die Hand in die Halsöffnung ſeines Chiton und ſchüttelte den ſchmächtigen Mann, als wäre er ein dünnes Bäumchen, hin und her, indem er kreiſchte:

„Ich tränke Dir Deine Verleumdung ein, Du Schlange, Du tückiſche Natter!“

„Unſinniger!“ rief Hadrian. „Laß den Ligurier los oder beim Hunde, es reut Dich.“

„Reuen?“ röchelte der Verwalter. „An Dir wird es ſein zu bereuen, wenn der Kaiſer erſt hier iſt. Dann geht es an die Abrechnung mit den Verleumdern, den Unverſchämten, die den Hausfrieden ſtören, den leichtgläubigen Tröpfen . . .“

„Mann — Mann,“ unterbrach Hadrian den Verwalter, ohne aufzubrauſen, ſtreng und drohend. „Du weißt nicht, mit wem Du redeſt.“

„O, ich kenne Dich — kenne Dich nur zu gut. Aber ich — ich. Soll ich Dir ſagen, wer ich bin?“

„Ein Dummkopf biſt Du,“ entgegnete der Herrſcher, indem er verächtlich die Achſeln zuckte. Dann fügte er kühl, vornehm, beinahe gleichgiltig hinzu: „Ich bin der Kaiſer.“

Die Hand des Verwalters löſte ſich bei dieſer Erklärung von dem Chiton des halb erdroſſelten Kunſthändlers.

Stieren Blickes und lautlos ſtarrte er während einiger Augenblicke Hadrian ins Antlitz. Dann zuckte er jäh zuſammen, beugte ſich nach hinten über, ſtieß einen lauten,

mit keinem Namen zu nennenden gurgelnden Schrei aus und ſtürzte wie ein bei einem Erdbeben des Gleichgewichtes beraubtes Felsſtück rücklings auf den Eſtrich.

Das Gemach erdröhnte von ſeinem Falle.

Hadrian erſchrak, und als er ihn regungslos zu ſeinen Füßen liegen ſah, beugte er ſich zu ihm nieder, weit weniger aus Mitleid, als um zu unterſuchen, was hier etwa noch zu thun ſei. — Er hatte ſich ja auch mit der Arzneikunſt beſchäftigt.

Als er die Hand des zu Boden Geſunkenen aufhob, um ihm den Puls zu fühlen, ſtürzte Arſinoe in das Gemach.

Sie hatte atemlos den letzten Worten der Streitenden gelauſcht und den Fall des Vaters vernommen. Jetzt warf ſie ſich Hadrian gegenüber an der Seite des Unglücklichen nieder.

Nachdem ſein entſtelltes, bläulich gefärbtes Geſicht ihr verraten hatte, was hier geſchehen ſei, brach ſie in ein leidenſchaftliches Jammergeſchrei aus.

Die kleinen Geſchwiſter folgten ihr auf dem Fuße, und als ſie ihre liebſte Schweſter jammern hörten, thaten ſie das Gleiche, zuerſt ohne zu wiſſen, aus welchem Grunde Arſinoe klagte, dann aber vor Schreck und Entſetzen über den ſtarr und entſtellt daliegenden Vater.

Dem Kaiſer, der niemals ſelbſt einen Sohn oder eine Tochter beſeſſen, war nichts ſo unausſtehlich wie die Nähe ſchreiender Kinder. Indeſſen ertrug er das Jammern und Winſeln, das ihn rings umgab, bis er ſich über den Zuſtand des am Boden liegenden Mannes Gewißheit verſchafft hatte.

„Er iſt tot,“ ſagte er nach einigen Minuten. „Deck ihm ein Tuch über das Antlitz, Maſtor.“

Arsinoe und die Kleinen jammerten von neuem laut auf, und Hadrian warf einen verdrossenen Blick auf sie hin.

Als seine Augen Arsinoe begegneten, deren flüchtig zusammengesteckte und geheftete kostbare Gewänder bei ihren heftigen Bewegungen sich gelockert hatten und als Lappen und Fetzen in krauser Unordnung an ihr herumhingen, wandte er sich, angewidert von dem windigen, bunten Putz, der in verletzendem Widerspruch zu der Trauer der Trägerin stand, von dem schönen Mädchen ab und verließ das Unglücksgemach.

Der Kunsthändler Gabinius folgte ihm mit einem häßlichen Lächeln.

Er hatte den Kaiser selbst auf die Mosaik in der Verwalterwohnung aufmerksam gemacht, und indem er seine strenge Rechtlichkeit hervorhob, Keraunus schändlich beschuldigt, ihm das dem Palast gehörende Gemälde zum Kauf angeboten zu haben.

Nun war der Verleumdete tot, und die Wahrheit konnte nie mehr an den Tag kommen. Das mußte dem Elenden lieb sein; aber noch größere Freude gewährte ihm der Gedanke, daß Arsinoe nun nicht mehr als Roxane auftreten könne und sich für ihn somit eine neue Möglichkeit eröffne, diese Rolle auf seine Tochter übertragen zu lassen.

Hadrian war ihm schweigend und sinnend vorangegangen.

Gabinius trat mit ihm in sein Arbeitszimmer und sagte dort mit Salbung:

„Ja, großer Cäsar, so strafen die Götter mit strenger Hand die Schuld der Frevler."

Der Kaiser ließ ihn zu Ende reden, blickte ihm scharf und prüfend ins Gesicht und sagte dann ernst und gelassen:

„Es will mir scheinen, Mann, als würde ich gut thun, den Verkehr mit Dir abzubrechen und einem anderen Kunsthändler die Aufträge, die ich Dir zugedacht hatte, zu geben."

„Mein Kaiser," stammelte Gabinius, „ich weiß in der That nicht . . ."

„Ich aber meine zu wissen," unterbrach ihn der Herrscher, „daß Du es versucht hast, mich irre zu führen und die eigene Schuld auf andere Schultern zu wälzen."

„Ich, großer Cäsar, ich sollte . . ." fragte der Ligurier, während ihm aschgraue Blässe das hagere Antlitz zu entstellen begann.

„Du hast den Verwalter eines schlechten Streiches geziehen," entgegnete Hadrian; „aber ich kenne die Menschen und weiß, daß noch kein Dieb daran gestorben ist, daß man ihn einen Spitzbuben nannte. Nur ein unverdienter Schimpf geht ans Leben."

„Keraunus war vollsaftig, und der Schreck, als er erfuhr, Du wärest der Kaiser . . ."

„Dieser Schreck beschleunigte vielleicht sein Ende," unterbrach ihn der Herrscher; „aber die Mosaik in der Verwalterwohnung ist eine Million Sesterze wert, und nun ich Dich recht ins Auge faßte, weiß ich, daß Du nicht der Mann bist, enthaltsam zu sein, wenn Dir — gleichviel unter welchen Umständen — ein Werk wie jenes Gemälde zum Kauf angeboten wird. Sehe ich recht, so hat Keraunus Deine Aufforderung, Dir den Schatz in seinem Quartier zu überlassen, zurückgewiesen. Gewiß,

ſo verhält ſich die Sache! Verlaß mich jetzt. Ich will allein ſein.“

Gabinius zog ſich, mit vielen Verbeugungen rückwärts ſchreitend, zur Thür zurück und wandte dann, indem er ohnmächtige Verwünſchungen vor ſich hin murmelte, dem Palaſt auf der Lochias den Rücken.

Der neue „Leibdiener“ des Verwalters, die alte Schwarze, Maſtor, der Kleidermacher und ſein Sklave halfen Arſinoe den Körper des Vaters auf das Polſter ziehen.

Der Sklave drückte Keraunus die Augen zu.

Er war tot.

Ein jeder ſagte es der verzweifelnden Jungfrau, doch ſie wollte, konnte es nicht glauben.

Als ſie mit der alten Sklavin und dem Verſtorbenen allein war, hob ſie ihm den ſchweren, ungelenken Arm in die Höhe, und ſobald ſie ihn aus der Hand ließ, fiel er wie ein Bleigewicht nieder.

Sie hob das Tuch von dem Angeſicht der Leiche, aber gleich warf ſie es darauf zurück; denn der Tod hatte es ſchrecklich entſtellt.

Dann küßte ſie die kalte Hand des Verſchiedenen und führte die Kinder zu ihm heran, ließ ſie das Gleiche thun und ſagte ſchluchzend:

„Nun haben wir keinen Vater mehr; wir werden ihn nie, niemals wiederſehen.“

Der blinde Helios hatte die Leiche betaſtet und frug die Schweſter:

„Wird er nicht morgen früh wieder aufwachen und ſich die Locken von Dir brennen laſſen und Helios hoch heben?“

„Nie, nie. Alles ist mit ihm vorbei, alles, alles.“

Mastor trat bei dieser Klage im Auftrag seines Herrn in das Zimmer.

Gestern hatte er von dem Aufseher der Pflasterer die tröstliche Botschaft erhalten, daß es nach dem Leid und Jammer hienieden ein schöneres, seliges, ewiges Leben gäbe.

Freundlich trat er jetzt Arsinoe näher und sagte:

„Nein, nein, ihr Kinder, wenn wir tot sind, werden wir schöne Engel mit bunten Flügeln, und alle, die sich lieb gehabt haben auf Erden, finden einander bei dem gütigen Gott im Himmel wieder.“

Arsinoe sah den Sklaven mißbilligend an und entgegnete:

„Was taugt es, die Kinder mit Märchen zu täuschen? Der Vater ist hin, ganz hin, aber wir wollen uns vornehmen, ihn nie zu vergessen.“

„Gibt es keine Engel mit roten Flügeln?“ frug die jüngste Tochter des Verstorbenen.

„Ich will ein Engel werden!“ rief der blinde Helios, in die Hände klatschend. „Können die Engel auch sehen?“

„Ja, lieber Junge,“ entgegnete Mastor, „und ihre Augen sind besonders hell, und was sie erblicken, wird wunderschön sein.“

„Laß doch die christlichen Thorheiten,“ bat Arsinoe. „Ach, Kinder, wenn sie unsern Vater verbrannt haben, so bleibt nichts von ihm übrig, als ein wenig graue Asche.“

Der Sklave nahm indes den kleinen Blinden auf den Arm und flüsterte ihm unbeirrt ins Ohr:

„Glaube mir nur, Du wirst ihn wiedersehen im Himmel!“

Dann stellte er ihn wieder auf die Füße, gab Arsinoe

einen Beutel voll Goldstücke im Namen des Kaisers und bat sie — denn so verlangte es sein Gebieter — sich ein neues Unterkommen zu suchen und nach der Verbrennung des Toten, die morgen stattzufinden habe, mit den Geschwistern die Lochias zu verlassen.

Als Mastor sich entfernt hatte, öffnete Arsinoe die Truhe, in der bei den Dokumenten ihres Vaters das Geld lag, das Plutarch für den elfenbeinernen Becher gezahlt hatte, legte den schweren Beutel des Kaisers hinein und sagte sich, während ihr Thränen flossen, daß sie und die Kinder wenigstens fürs erste vor Not gesichert wären.

Aber wohin mit den Kleinen?

Wo konnte sie gleich eine Unterkunft für sie zu finden erwarten?

Was sollte aus ihnen werden, wenn alles, was sie besaßen, verzehrt war?

Dank den Göttern! Sie war ja nicht verlassen! Sie hatte Freunde!

Bei Pollux konnte sie Schutz und Liebe, bei Frau Doris mütterlichen Rat zu finden erwarten.

Sie war nicht ganz verlassen, und bald, bald konnte sie sich an der Brust des Geliebten ausweinen!

Rasch waren ihre Augen getrocknet und die letzten Ueberreste ihrer Verkleidung mit dem dunklen Gewande vertauscht, in dem sie in die Papyrusfabrik zu gehen pflegte. Nachdem sie auch die Perlen aus dem schönen Haare gelöst hatte, begab sie sich in den Hof zu dem Thorwärterhäuschen.

Jetzt war sie nur noch wenige Schritte davon entfernt.

Warum sprangen die Grazien ihr nicht entgegen? Warum sah sie keine Blumen und Vögel mehr an den

Fenstern? Täuschte sie sich, träumte sie, oder hatten böse Geister ihr Spiel dort getrieben?

Die Thür des lieben, heimlichen Häuschens war weit geöffnet und das Wohnzimmer völlig leer. Kein vergessenes Gerät, kein von einem Blumenstock gefallenes Blatt lag am Boden; denn Frau Doris hatte in ihrer saubern Weise die wenigen Zimmer, in denen sie in Frieden ergraut war, so sorgfältig ausgefegt, als sollte sie morgen wieder hineinziehen.

Was war hier geschehen?

Wohin hatten sich ihre Freunde gewandt?

Eine große Angst erfaßte, der ganze Schmerz der Verlassenheit überfiel sie, und als sie sich auf die steinerne Bank vor dem Thorwärterhäuschen niederließ, um auf seine Bewohner, die doch zurückkehren mußten, zu warten, füllten ihr wiederum Thränen die Augen und fielen in schweren Tropfen auf die in ihrem Schoße ruhenden Hände.

Noch saß sie da und dachte hochklopfenden Herzens an Pollux und den seligen Morgen des vergangenen Tages, als eine Schar von Maurersklaven sich der verlassenen Behausung näherte.

Der Werkmeister, der ihnen voranschritt, forderte sie auf, die Bank zu verlassen, und antwortete auf ihre Frage, daß das kleine Gebäude abgerissen werden sollte und das Thorhüterpaar, seines Dienstes enthoben, ausgewiesen worden sei und sich mit all seinem Gerät entfernt habe.

Wohin Doris und ihr Sohn sich begeben, wußte niemand zu sagen.

Arsinoe wurde bei diesem Berichte zu Mut wie einem

Schiffer, deſſen Fahrzeug an eine Klippe gerannt iſt, und der nun mit Entſetzen empfindet, wie ſich die Bretter und Balken unter ihm lockern und auseinander weichen.

Wie immer, wenn ſie ſich zu ſchwach fühlte, ſich allein zu helfen, dachte ſie zuerſt an Selene und beſchloß zu ihr zu eilen, um ſie zu fragen, was ſie nun beginnen, was nun aus ihr und den Kindern werden ſollte.

Schon begann es zu dunkeln.

Raſchen Schrittes und indem ſie die Thränen von Zeit zu Zeit mit dem Peplum trocknete, eilte ſie in ihre Wohnung zurück, um den Schleier, ohne den ſie ſich ſo ſpät nicht auf die Straße wagen durfte, zu holen.

Auf der Treppe, von der der Moloſſer ihre Schweſter heruntergeſtoßen, begegnete ſie einem eilenden Manne. Sie meinte im Halbdunkel, er gliche dem Sklaven, den der Vater geſtern gekauft; aber ſie beachtete ihn nicht; denn es lag ihr ſo viel anderes im Sinn.

In der Küche ſaß die alte Schwarze vor der brennenden Lampe, und um ſie her hockten die Kinder. Neben dem Herde ſaßen der Bäcker und der Fleiſcher, denen ihr Vater hübſche Summen ſchuldig war, um ihre Forderungen geltend zu machen; denn eine Trauerkunde hat ſchnellere Flügel als eine frohe Botſchaft, und ſo hatten ſie bereits vom Tod des Verwalters gehört.

Arſinoe ließ ſich das Licht reichen, bat die Handwerker zu warten, ging in das Wohngemach und betrat es nicht ohne Scheu vor der Leiche des Mannes, dem ſie noch vor wenigen Stunden die Wangen geſtreichelt und liebreich in die Augen geblickt hatte.

Wie froh war ſie, die Schulden des Verſtorbenen bezahlen und ſeinen ehrlichen Namen retten zu können!

Zuverſichtlich nahm ſie den Schlüſſel aus dem Täſchchen und näherte ſich der Truhe.

Was war das?

Sie wußte ganz genau, daß ſie den Kaſten vor ihrem Weggang verſchloſſen hatte, und doch ſtand er jetzt weit offen. Der zurückgelehnte Deckel hing ſchräg an einem Scharnier; das andere war zerbrochen.

Ein Schreck, ein entſetzlicher Verdacht ließ ihr das Blut erſtarren.

Die Lampe zitterte ihr in der Hand, als ſie ſich über den Behälter beugte, der alles bewahren ſollte, was ſie beſaß.

Da lagen die alten Schriften, ſorglich zuſammengerollt, eine neben der andern, aber die beiden Beutel mit dem Golde Plutarchs und des Kaiſers waren verſchwunden.

Sie hob eine Rolle nach der andern auf. Dann warf ſie alle aus der Truhe, bis ihr Boden frei vor ihr dalag; — aber das Gold war wirklich fort, war nirgends zu finden.

Der neue Sklave hatte den Deckel der Kiſte geſprengt und den Waiſen des Mannes, der ihn, um ſeine Eitelkeit zu befriedigen, ins Haus genommen, ihre ganze Habe geſtohlen.

Arſinoe ſchrie laut auf, rief die Handwerker herbei, erzählte ihnen, was geſchehen war und flehte ſie an, den Dieb zu verfolgen. Als ſie ihr mit ungläubigem Achſelzucken zuhörten, ſchwur ſie, die Wahrheit zu reden, und verſprach ihnen, ob ſie den Sklaven einfangen würden oder nicht, ſie mit ihrem und dem Schmucke des Vaters zu bezahlen.

Sie kannte den Namen des Sklavenhändlers, von

dem Keraunus den Samier gekauft hatte, und teilte ihn den beunruhigten Handwerkern mit. Diese verließen sie endlich, um den entwischten Dieb sogleich verfolgen zu lassen.

Arsinoe war wieder allein.

Ohne Thränen, aber fröstelnd und kaum der Sinne mächtig vor Angst und Erregung, ergriff sie den Schleier, warf ihn sich um das Haupt und eilte durch den Hof und die Straße zu ihrer Schwester.

Gewiß, seit Sabinas Erscheinen im Palast auf der Lochias waren die guten Geister aus ihm verschwunden.

Elftes Kapitel.

An einer völlig dunklen Stelle bei der Mauer des Gartens der Witwe des Pudens ſtand der cyniſche Philoſoph, der Antinous ſo unfreundlich begegnet war, und verantwortete ſich leiſe und eifrig gegen die Vorwürfe eines andern Mannes, der wie er ſelbſt mit einem zerriſſenen Mantel bekleidet war, einen Bettelſack trug und zu ſeinen Genoſſen zu gehören ſchien.

„Leugne es nicht,“ ſagte dieſer, „daß Du Dich zu den Chriſten hältſt.“

„Aber höre mich doch,“ bat der andere dringend.

„Ich brauche nichts zu hören; denn ich ſehe nun ſchon zum zehntenmale, daß Du Dich zu ihren Verſammlungen ſchleichſt.“

„Leugne ich es denn? Bekenne ich denn nicht offen, daß ich die Wahrheit überall ſuche, wo ich auch nur einen Schimmer von Hoffnung ſehe, ſie zu finden?“

„Wie der Aegypter, der den Wunderfiſch fangen wollte und die Angel zuletzt auch in den Sand warf.“

„Der Mann handelte verſtändig.“

„Sieh einer.“

„Ein Wunderding findet ſich eben nicht da, wo alle

es ſuchen. Bei der Jagd nach der Wahrheit darf man auch den Sumpf nicht ſcheuen.“

„Und die Chriſtenlehre iſt wahrſcheinlich ſolch ein ſchlammiges Dickicht.“

„Meinetwegen nenne ſie ſo.“

„Dann nimm Dich in acht, daß Du nicht in dem Moraſte ſtecken bleibſt.“

„Ich werde mich hüten.“

„Du ſagteſt neulich, es wären auch gute Leute darunter.“

„Einige wohl. Aber die anderen! Ewige Götter! Lauter Sklaven, Bettler, verarmte Handwerker, geringes Volk, ungeſchulte, unphiloſophiſche Köpfe und darunter Weiber die Menge.“

„So meide ſie doch!“

„Das ſollteſt Du mir am letzten raten.“

„Wie meinſt Du das?“

Der andere drängte ſich näher an den Genoſſen und fragte ihn flüſternd:

„Woher denkſt Du denn, daß ich das Geld nehme, mit dem ich unſer Eſſen und unſere Wohnung bezahle?“

„So lange Du es nicht ſtiehlſt, kann es mir gleich ſein.“

„Wenn es mir ausgeht, wirſt Du ſchon darnach fragen.“

„Gewiß nicht. Wir ringen nach Tugend und ſollen alles thun, um uns von der Natur und ihren Anforderungen unabhängig zu machen. Aber freilich, manchmal verlangt ſie ihr Recht. So rücke denn heraus mit der Sprache. Woher nimmſt Du das Geld?“

„Denen da drinnen brennt es im Beutel. Aermere

zu beſchenken iſt ihre Pflicht und wahrhaftig auch ihr Vergnügen. So geben ſie mir denn Woche für Woche einige Drachmen für meinen notleidenden Bruder.“

„Pfui, Du biſt ja der einzige Sohn Deines verſtorbenen Vaters.“

„‚Alle Menſchen ſind Brüder‘,“ ſagen die Chriſten, „folglich darf ich Dich, ohne zu lügen, den meinigen nennen.“

„Geh denn meinetwegen hinein,“ lachte der andere und gab dem Genoſſen einen Stoß an die Schulter. „Wie wär's, wenn ich Dir zu den Chriſten folgte? Vielleicht geben ſie mir auch für meinen hungernden Bruder ein Wochengeld, und dann können wir doppelte Mahlzeiten halten.“

Die Cyniker lachten laut auf und trennten ſich. Der eine ging in die Stadt zurück, der andere in den Garten der chriſtlichen Witwe.

Arſinoe hatte ihn ſchon vor dem unredlichen Philoſophen betreten und ſich, ohne von dem Thorhüter aufgehalten zu werden, in das Haus Frau Hannas begeben.

Je näher ſie ihrem Ziele gekommen war, deſto eifriger hatte ſie nachzudenken verſucht, in welcher Weiſe ſie, ohne die kranke Schweſter zu erſchrecken, ſie von den furchtbaren Dingen unterrichten ſollte, die ſie ja doch einmal erfahren mußte. Ihre Angſt war nicht viel geringer als ihr Kummer.

Wenn ſie ſich der letzten Tage und der mancherlei Vorfälle, die ſie mit ſich gebracht, erinnerte, wollt' es ihr ſcheinen, als wäre ſie die Urſache des Unglücks der Ihren.

Auf dem Wege zu Selene konnte ſie keine Thräne vergießen, aber ſie mußte oftmals leiſe vor ſich hin

wimmern. Eine Frau, die eine Zeit lang neben ihr her gegangen war, hatte gemeint, sie müsse heftige Körperschmerzen empfinden, und als das Mädchen an ihr vorübergeschritten war, ihm mit aufrichtigem Bedauern nachgeschaut; das Wimmern des einsamen jugendlichen Geschöpfs hatte gar so kläglich geklungen.

Einmal war Arsinoe in der Mitte des Weges stehen geblieben, und hatte statt umzukehren und Selene um Rat zu fragen, Pollux um Hilfe bitten wollen. Der Gedanke an den Geliebten drängte sich fortwährend in ihr Leid und in ihre Sorgen, in die Vorwürfe, die sie sich machte, und in die in der Luft schwebenden, verschwommenen Pläne, die ihr an ernstes Nachdenken ganz ungewohnter Kopf für die Zukunft zu entwerfen versuchte.

Er war gut und gewiß zu helfen bereit; aber mädchenhafte Scheu hielt sie ab, ihn so spät aufzusuchen, und wie hätte sie ihn und seine Eltern auch finden können?

Der Aufenthaltsort ihrer Schwester war ihr wohlbekannt, und niemand konnte ihre Lage besser beurteilen und besonneneren Rat geben als die kluge Selene.

So war sie denn nicht umgekehrt, sondern hatte sich beeilt, ihr Ziel möglichst schnell zu erreichen, und stand nun vor dem Häuschen im Garten.

Bevor sie die Thür öffnete, überlegte sie von neuem, in welcher Weise sie Selene vorbereiten und ihr das Schreckliche eröffnen sollte. Dabei trat ihr das Geschehene mit voller Lebhaftigkeit vor die Seele, und sie mußte wiederum weinen.

Vor und nach ihr zogen einzeln, zu zweien oder auch in größeren Gruppen, Männer und verhüllte Frauen in den Garten der Witwe des Pudens.

Sie kamen aus Werkſtätten und Schreibſtuben, aus kleinen Häuſern in nahen Gaſſen und aus den allergrößten und glänzendſten in der Hauptſtraße. Jeder von ihnen, der wohlhabende Kaufherr wie der Sklave, der kaum den rauhen Kittel oder den ärmlichen Schurz, den er trug, ſein eigen nannte, ging ernſt und mit einer gewiſſen Würde einher. Wer hinter dem Thor einem andern begegnete, begrüßte ihn wie einen Freund. Der Herr gab dem Knecht, der Sklave dem Gebieter den Bruderkuß; denn die Gemeinde, zu der ſie alle gehörten, war wie ein einziger vom Geiſte Chriſti beſeelter Leib, an dem jedes Glied dem andern gleich geachtet werden ſollte, ſo verſchieden auch die Gaben des Geiſtes und Körpers und der weltliche Beſitz ſein mochten, mit denen ſie ausgeſtattet waren.

Vor Gott und dem Heiland ſtand der reiche Schiffsherr und der graubärtige weiſe Gelehrte nicht höher als die ſchutzloſe Witwe und der unwiſſende, lahm geſchlagene Sklave.

Dennoch beugten ſich die Mitglieder dieſer Gemeinde weit tiefer vor dem einen als vor dem andern; denn die beſonderen Gaben, die bevorzugte Chriſten ſchmückten, waren Gnadengeſchenke des Herrn, die als ſolche gern anerkannt wurden und, wenn ſie ſich auf den inneren Menſchen bezogen, verehrungswürdig erſchienen.

Am Sonntag, dem Tage der Auferſtehung des Heilands, pflegten die Chriſten ohne Ausnahme ihre Verſammlungsorte zum Gottesdienſt zu beſuchen.

Heute am Mittwoch kam, wer konnte und mochte, zum Liebesmahle in das Landhaus Paulinas. Sie ſelbſt wohnte in der Stadt und hatte den mehrere hundert

Menschen fassenden Festsaal in ihrer Villa den Glaubensgenossen aus ihrem Stadtviertel zur Verfügung gestellt.

Der eigentliche Gottesdienst wurde am Morgen abgehalten.

Nach der Arbeit des Tages vereinten sich die Christen am gleichen Tische, um gemeinsam zu speisen oder — zu anderen Zeiten — um das Abendmahl zu genießen.

Nach Sonnenuntergang traten auch die Aeltesten, Diakonen und Diakonissinnen der Gemeinde, von denen die meisten, so lang es hell war, weltlichen Berufsarbeiten obliegen mußten, zu Beratungen zusammen.

Pauline, die Witwe des Pudens, die Schwester des Baumeisters Pontius, war eine reich begüterte Frau und dabei eine vorsichtige Haushälterin, die sich nicht für berechtigt hielt, ihres Sohnes Erbteil erheblich zu schmälern. Dieser Sohn weilte als Teilhaber an dem Geschäft eines Oheims in Smyrna und vermied Alexandria, weil er den Verkehr seiner Mutter mit den Christen nicht liebte. Paulina hütete sich ängstlich, ihr für ihn bestimmtes Kapital anzugreifen und ließ sich die Bewirtung ihrer Glaubensgenossen nicht mehr kosten als die anderen reichen Mitglieder des Kreises, der sich in ihrem Hause vereinigte. Die Wohlhabenden brachten mehr mit, als sie für sich selbst bedurften, die Aermeren waren stets willkommene Gäste und fühlten sich nicht gedrückt von der Wohlthat, die sie genossen; denn oftmals wurde ihnen gesagt, ihr Wirt sei nicht ein Mensch, sondern der Heiland, der jeden, der ihm gläubig folge, zu Gaste rufe.

Für Frau Hanna nahte die Stunde, die sie in die Versammlung ihrer Glaubensgenossen rief.

Sie durfte nicht fehlen; denn sie gehörte zu den mit

der Verteilung der Almosen und mit der Krankenpflege betrauten Diakonissinnen.

Geräuschlos rüstete sie sich zum Aufbruch, stellte die Lampe behutsam hinter den Wasserkrug, damit sie Selene nicht blende, und empfahl Maria, der Kranken pünktlich Arznei zu reichen.

Sie wußte, daß ihr Pflegling gestern versucht hatte, sich das Leben zu nehmen, und ahnte den Grund dieser That; aber sie fragte sie nicht aus und störte das Mädchen, das viel schlief und mit offenen Augen träumte, so wenig wie möglich.

Der alte Arzt bewunderte ihre gute Natur; denn das Fieber war seit dem Sturze ins Wasser verschwunden, und mit dem verletzten Beine ging es nur wenig schlechter.

Hanna konnte das Beste für Selene hoffen, wenn kein unvorhergesehener Zwischenfall ihre Genesung aufhielt.

Um einen solchen zu verhüten, durfte die Unglückliche niemals allein gelassen werden, und Maria war gern zu der Freundin gezogen, um sie zu vertreten, so oft sie das Haus verlassen mußte.

Die Versammlung der Aeltesten und Armenpfleger hatte schon begonnen, als Frau Hanna die Schreibtafel in die Hand nahm, auf der alles verzeichnet stand, was sie von der ihr anvertrauten Summe in der letzten Woche an Bedürftige verteilt hatte. Sie grüßte die Kranke und Maria mit einem freundlichen Blicke und flüsterte dieser zu:

„Ich gedenke Deiner in meinem Gebet, Du treue Seele. In dem Schränkchen findest Du etwas gegen den Hunger. Es ist nicht viel; denn es gilt jetzt zu sparen; die letzte Arznei war so teuer."

In dem kleinen Vorgemach brannte ein Lämpchen,

das Maria bald nach dem Eintritt der Dunkelheit angezündet hatte. Die Witwe blieb vor ihm stehen und bedachte, ob sie es nicht auslöschen sollte, um das Oel zu sparen.

Schon hob sie das an dem Griff der Leuchte hängende Zänglein, um die Flamme zu ersticken, als sie ein leises Klopfen an der Pforte ihres Hauses vernahm. Bevor sie noch fragen konnte, wer so spät Einlaß begehre, öffnete sich die Thür und Arsinoe trat in den Vorraum.

Ihre Augen waren immer noch voller Thränen, und sie fand nur mühsam Worte, um den Gruß Frau Hannas zu erwidern.

„Was ist Dir begegnet, mein Kind?" frug die Christin besorgt, nachdem sie im Lichte des Lämpchens bemerkt hatte, wie kummervoll und verweint das Mädchen aussah.

Arsinoe blieb eine Zeit lang die Antwort schuldig. Endlich gewann sie Fassung genug, um unter Thränen zu rufen:

„Ach, Frau Hanna, nun ist alles vorbei; unser Vater, unser armer Vater . . ."

Die Witwe ahnte, welcher Schlag die Schwestern getroffen, und voller Besorgnis für Selene unterbrach sie die Klagende, indem sie sagte:

„Still, still, mein Kind! Selene darf Dich nicht hören. Komm mit mir hinaus, da sollst Du mir alles erzählen."

Vor der Thür ihres Hauses legte Frau Hanna den Arm um Arsinoe, zog sie an sich, küßte ihr die Stirn und sagte:

„Nun rede und vertrau mir alles. Denke, ich wäre Deine Mutter oder Schwester. Die arme Selene ist ja

noch zu schwach, um euch zu raten oder zu helfen. Fasse nur Mut. Was ist eurem Vater begegnet?"

„Vom Schlag getroffen, tot, tot!" klagte das Mädchen.

„Arme, liebe Waise," sagte die Witwe mit gedämpfter Stimme und schloß Arsinoe fest in die Arme.

Eine Zeit lang gestattete sie der Jungfrau, sich still an ihrer Brust auszuweinen. Dann sagte sie:

„Nun gib mir die Hand, meine Tochter, und erzähle mir, wie das so schnell gekommen ist. Dein Vater war gestern noch wohl auf, — und nun? Ja, mein Mädchen, das Leben ist ernst. Ihr müßt das in jungen Jahren erfahren. Ich weiß, ihr habt noch sechs kleinere Geschwister, und vielleicht wird es euch bald am Nötigsten fehlen. Das ist keine Schande. Ich bin gewiß noch ärmer als ihr, und doch hoff' ich mit Gottes Hilfe euch raten und vielleicht sogar helfen zu können. Es soll alles geschehen, was ich nur immer vermag; doch erst muß ich wissen, wie es bei euch steht, und wessen ihr bedürft."

Es lag so viel Freundliches, Tröstliches und Hoffnung Erweckendes in der Stimme der Christin, daß das Mädchen gern ihrer Aufforderung folgte und zu erzählen begann.

Erst hielt sie freilich der Stolz ab, zu gestehen, wie arm, wie ganz entblößt von Mitteln sie wären; aber die Fragen Hannas brachten bald die Wahrheit zu Tage, und als Arsinoe bemerkte, daß die Witwe das Unglück ihres Hauses in seiner ganzen Größe erkannt habe und es unnütz wäre, ihr zu verbergen, wie es mit ihr und den Kindern bestellt sei, gab sie dem wachsenden Drange nach, die Seele durch Mitteilung zu erleichtern, und schilderte der aufmerksam zuhörenden Frau offen und ohne Rückhalt die Lage ihrer Geschwister.

Die Witwe erkundigte sich nach jedem einzelnen und schloß mit der Frage, wer denn jetzt in Arsinoes Abwesenheit die Kleinen behüte.

Als sie vernahm, daß die alte Sklavin, der die Obhut über die Kinder anvertraut war, gebrechlich und halb erblindet sei, schüttelte sie bedenklich das Haupt und sagte entschieden:

„Hier thut rasche Hilfe not. Du mußt auch bald zu den Kleinen zurück. Deine Schwester darf noch nichts von dem Tode eures Vaters erfahren. Wenn euer Schicksal einigermaßen gesichert ist, werden wir sie langsam auf das Geschehene vorbereiten. Folge mir jetzt; der Herr fügte es, daß Du zur rechten Stunde hierher kamst."

Frau Hanna führte nun Arsinoe in das Landhaus Paulinas, und zwar zunächst in ein kleines Gemach zur Seite des Vorraumes, in dem die Diakonissinnen den Schleier und an Winterabenden die wärmenden Hüllen abzulegen pflegten. Dort war das Mädchen allein und sicher vor neugierigen Fragen, die ihm wehe thun mußten.

Hanna bat es, auf sie zu warten, und begab sich dann sogleich zu den Amtsgenossinnen.

Sie mußte dabei den Raum durchschreiten, in dem die Aeltesten und Diakonen Rat hielten.

Der Bischof saß als Vorsitzender neben den Presbytern auf einem erhöhten Stuhl an der Spitze einer länglichen Tafel, zu seiner Rechten und Linken eine Anzahl älterer Männer. Einige von ihnen schienen von jüdischer und ägyptischer, die meisten von hellenischer Abkunft. An diesen fiel die kluge Stirn, an jenen der glänzende, schwärmerische Blick besonders ins Auge.

Hanna ging mit ehrerbietigem Gruß an den Männern vorüber und begab ſich in ein Nebenzimmer, in dem die Diakoniſſinnen warteten; denn den Frauen war es nicht geſtattet, dem Rat der Aelteſten beizuwohnen.

Der Biſchof, ein ſchöner Greis mit weißem Vollbart, erhob, nachdem ſich die Thür hinter Hanna geſchloſſen, die milden Augen, ſchaute einige Augenblicke auf die Spitzen der erhobenen Finger und entgegnete dann dem Presbyter, der mehrere, ſeit einem Jahr in die Glaubenslehre der Chriſten Eingeweihte zur Taufe angemeldet hatte, alſo:

„Die meiſten der von Dir vorgeſchlagenen Katechumenen hängen gewiß treu an dem Erlöſer. Sie glauben an ihn und haben ihn lieb. Sind ſie aber auch zu derjenigen Heiligung, zu der Neugeburt des ganzen Weſens gelangt, die uns allein das Recht verleiht, ſie durch die Taufe unter die Lämmer des guten Hirten aufzunehmen? Hüten wir uns vor räubigen Schafen, die die ganze Herde verderben! Wahrlich, es hat in den letzten Jahren nicht an ſolchen gefehlt, die Aufnahme unter uns fanden, und die doch dem Chriſtennamen zu übler Ehre gereichten. Soll ich euch Beiſpiele zeigen? Da war in der Rhakotis ein ägyptiſcher Mann. So inbrünſtig wie er ſchienen wenige nur nach der Vergebung der Sünden zu ringen. Viele Tage konnte er faſten, und ſobald er getauft war, brach er dennoch in den Laden eines Goldſchmieds ein. Man verurteilte ihn zum Tode, und vor ſeinem Ende ließ er mich zu ſich rufen und bekannte mir, daß er in früheren Jahren mit Raub und vielfältigem Mord die Seele beſudelt. Durch den Akt der Taufe, des Untertauchens im Waſſer hatte er Vergebung der Sünden zu

finden gehofft, nicht durch tiefe Reue, nicht durch Wiedergeburt zu einem reinen, geheiligten Leben. Sein neues Verbrechen hatte er guten Mutes begangen, weil er sicher hoffte, auch diesmal auf die nimmer müde Gnade unsers Heilands zählen zu dürfen. Andere, die von den Waschungen unterrichtet waren, denen sich diejenigen unterziehen müssen, die in die tieferen Geheimnisse heidnischer Mysterien eingeweiht werden, hielten die Taufe für einen Akt der Reinigung, für eine mystische, glückbringende und im besten Fall für eine die Seele reinigende Handlung, und drängten sich zu ihr heran. Hier in Alexandria ist die Zahl dieser Verirrten besonders groß; denn wo fände jeder Aberglaube wohl einen günstigeren Boden als an dieser Stätte der philosophischen Halb- und Ueberbildung, des Serapisdienstes, der Sternseherei, der Mystenvereine, der Geisterseher, der Dämonenbeschwörer und der mit dem Unglauben verschwisterten Leichtgläubigkeit. So hütet euch denn, die Taufe denen zu gewähren, die sie als ein Schutzmittel oder als eine glückbringende Handlung betrachten. Bedenket, daß dasselbe Wasser, das geheiligte Herzen aufsprossen läßt zu einem seligen Leben, unlauteren Seelen den Tod bringt. — Du hast das Wort, mein Irenäus."

„Ich wollte nur sagen," begann der jüngere Christ dieses Namens, „daß mir in der letzten Zeit unter den Katechumenen auch solche begegneten, die sich in der niedrigsten Absicht zu uns herandrängen. Ich meine die Müßiggänger, denen unsere Almosen gefallen. Habt ihr den cynischen Philosophen bemerkt, dessen hungernden Bruder wir unterstützen? Der Diakonus Clemens erfuhr jetzt, daß er seines Vaters einziger Sohn ist ..."

„Unterſuchen wir dieſe Sache genauer, wenn wir von den Almoſen reden," entgegnete der Biſchof. „Es liegen die Bitten vieler Frauen vor, die ihre Kinder getauft ſehen möchten. Wir dürfen dieſe Frage hier nicht entſcheiden; denn ſie gehört vor die nächſte Synode. Sie iſt zu ernſt, als daß wir ſie in unſerer kleinen Verſammlung entſcheiden könnten. Was mich betrifft, ſo wäre ich geneigt, den Müttern ihre Bitten nicht abzuſchlagen. Worin beſteht denn das letzte Ziel eines chriſtlichen Lebens? Ich meine doch darin, daß es völlig dem Beiſpiele des Heilands gemäß ſei. Und er? Iſt er nicht unter den Männern ein Mann, unter den Jünglingen ein Jüngling, unter den Kindern ein Kind geweſen? Hat ſein Daſein nicht jedes Lebensalter und nicht beſonders auch das der Kleinen geheiligt? Ausdrücklich befahl er, die Kindlein ihm zuzuführen und ihnen das Himmelreich verheißen. Warum ſollen wir ſie ausſchließen und ihnen die Taufe verſagen?"

„Ich kann Deine Anſicht nicht teilen," entgegnete ein Presbyter mit hoher Stirn und tiefen Augen. „Wir ſollen dem Heiland gewißlich folgen; wer aber ſeinen Weg betritt, der darf es nur thun nach freier Wahl, aus Liebe zu ihm und nachdem er die Seele geheiligt. Was will die Wiedergeburt nach einem kaum begonnenen Leben ſagen?"

„Deine Rede," gab der Biſchof zurück, „beſtätigt nur meine Anſicht, daß dieſe Frage vor eine größere Verſammlung gehört. Schließen wir jetzt die Beratung über dieſen Punkt, und ſchreiten wir zu der Armenpflege. Rufe die Frauen herein, mein Juſtinus."

Die Diakoniſſinnen traten in das Gemach und ſetzten ſich an das unterſte Ende der Tafel.

Paulina, die Witwe des Pudens, nahm gegenüber dem Bischof, in der Mitte der anderen Frauen, Platz. Sie hatte von der freundlichen Pflegerin Selenens erfahren, in wie großer Bedrängnis sich die Kinder des verstorbenen Keraunus befänden und Hanna zugesagt ihnen beizustehen.

Die Diakonen erstatteten zuerst Bericht über ihre Thätigkeit für die Armen.

Nach ihnen wurde den Frauen zu reden gestattet.

Paulina, eine hohe, schlanke Frau, mit leicht ergrauendem schwarzen Haupthaar, nahm aus dem durchaus schmucklosen Gewande von besonders feiner und weicher weißer Wolle ein Täfelchen, legte es vor sich hin, erhob langsam die Augen und sagte, indem sie den Blick auf den Vorsitzenden richtete:

„Witwe Hanna hat uns eine traurige Geschichte zu erzählen, für die ich um eure Teilnahme bitte. Du wirst so gut sein, ihr das Wort zu erteilen."

Paulina schien sich unter den Brüdern als Wirtin zu fühlen. Sie sah leidend aus. Ein schmerzlicher Zug verließ niemals ihren Mund, unter ihren Augen waren stets bläuliche Schatten zu sehen, aber in ihrer Stimme lag etwas Entschiedenes und Strenges, und ihr Blick war nichts weniger als weich und gewinnend.

Nach ihrer Rede klang die Erzählung Frau Hannas wie milder Gesang. So liebreich, als wären es ihre eigenen Töchter, schilderte sie das verschiedene Wesen der beiden Schwestern, die jede in ihrer Art der Teilnahme so würdig erscheinen. Mit rührender Klage sprach sie von den unmündigen, verlassenen, dem Elend preisgegebenen Waisen, unter denen sich ein schöner, blinder

Knabe befinde. Dann schloß sie die Rede, indem sie sagte:

„Der zweiten Tochter des Verwalters — sie ist sechzehn Jahre alt und so schön, daß keinerlei Versuchung ihr fern bleiben wird — liegt jetzt die Ernährung und Pflege der sechs jüngeren Geschwister ob. Dürfen wir ihr die schützende Hand vorenthalten? Nein nein, so wahr wir den Heiland lieben, wir dürfen es nicht. Ihr stimmt mir bei? Nun wohl, so laßt uns nicht mit der Hilfe zögern. Die zweite Tochter des verstorbenen Keraunus ist hier im Hause; denn morgen früh müssen die Kinder den Palast auf der Lochias verlassen, und sie sind, während ich rede, unter schlechter Wartung allein."

Die guten Worte der Christin fanden eine gute Stätte, und die Presbyter und Diakonen beschlossen, der beim Liebesmahle versammelten Gemeinde anzuempfehlen, den Kindern Beistand zu leisten.

Die Aeltesten hatten noch mancherlei zu beraten, und so erhielten Hanna und Frau Paulina den Auftrag, den wohlhabenderen Gliedern der Gemeinde die Sorge für die Waisen des Keraunus ans Herz zu legen.

Die arme Witwe führte ihre reiche Wirtin und Freundin zuerst in das Zimmer, wo Arsinoe mit wachsender Ungeduld wartete. Sie sah bleicher aus als gewöhnlich, aber trotz der verweinten, zu Boden gerichteten Augen so schön, so rührend schön, daß ihr Anblick das Herz Paulinas bewegte.

Sie hatte zwei Kinder besessen; außer dem Sohne eine einzige Tochter. Diese war als kaum erblühte Jungfrau gestorben, und Paulina dachte an sie seit ihrem

Ende zu jeder Stunde. Um ihretwillen hatte sie sich taufen lassen, hatte sie ihr Dasein zu einer Reihe von schweren Opfern gestaltet. Mit aller Kraft bemühte sie sich, eine gute Christin zu sein; denn ihr, der Entsagenden, die ein schweres Kreuz freiwillig auf sich genommen, der Kränklichen, die die Stille liebte und wenigstens ihr Landhaus, das sie täglich besuchte, zu einer Stätte der Unruhe gemacht hatte, konnte das Himmelreich nicht entgehen, und dort hoffte sie die unschuldige Tochter wiederzufinden.

Arsinoe erinnerte sie an ihre Helena, die freilich weit weniger schön gewesen war als das Kind des Verwalters, deren Bild aber in dem treuen Mutterherzen neue, verklärte Formen gewonnen hatte.

Seitdem ihr Sohn aus dem Haus geschieden und in die Fremde gezogen war, hatte sie sich oft gefragt, ob sie nicht ein junges Wesen zu sich nehmen, an sich fesseln, zur Christin erziehen und dem Heiland gleichsam als Geschenk darbringen sollte.

Ihre Tochter war als Heidin gestorben, und nichts ängstigte Paulina so sehr, als daß ihre Seele verloren und ihr eigenes Ringen und Streben nach der Gnade sie nicht zu dem jenseits des Grabes liegenden Ziele führen könnte.

Kein Opfer schien ihr zu groß, um ihrem Kinde die Seligkeit zu erkaufen, und als sie nun Arsinoe gegenüberstand und sie gerührt und voller Bewunderung anschaute, wurde sie von einem Gedanken erfaßt, der schnell zum Entschluß in ihr reifte.

Sie wollte dies holde Wesen für den Heiland gewinnen und ihn anflehen, zum Entgelt für die Seele Arsinoes ihr armes Kind zu retten.

Es war ihr zu Sinne, als hätte sie einen Pakt mit dem Erlöser geschlossen, als sie, einig mit sich selbst, auf die Jungfrau zutrat und sie fragte:

„Du bist ganz verlassen, ganz ohne Verwandte?“

Arsinoe neigte bejahend das Haupt; Paulina aber fuhr fort:

„Und trägst Du Deinen Verlust mit Ergebung?“

„Was ist Ergebung?“ fragte das Mädchen schüchtern.

Hanna legte die Hand auf den Arm der Witwe und flüsterte ihr zu:

„Sie ist eine Heidin.“

„Ich weiß es,“ entgegnete Paulina kurz, und sagte dann freundlich, aber entschieden:

„Du und die Deinen, ihr habt durch den Tod des Vaters Eltern und Obdach verloren. In meinem Hause, bei mir wirst Du eine neue Heimat finden; ich fordere dafür nichts als Deine Liebe.“

Arsinoe schaute die stolze Frau verwundert an. Sie konnte noch keine Neigung für sie empfinden, und es kam ihr nicht zum Bewußtsein, daß die einzige Gabe von ihr verlangt worden sei, die auch der beste Wille und das an Liebe reichste Herz nicht auf Befehl zu gewähren vermag.

Paulina wartete ihre Antwort nicht ab, sondern winkte Hanna, sie zu der beim Liebesmahl versammelten Gemeinde zurück zu begleiten.

Eine Viertelstunde später hatten beide Frauen die Glaubensgenossen wieder verlassen.

Die Kinder des Verwalters waren versorgt. Einige wollten zwei und drei Christenfamilien gern Aufnahme gewähren. Um den blinden Helios hatten sich viele

freundliche Hausmütter beworben, aber vergebens; denn Hanna hatte für ſich das Recht in Anſpruch genommen, den unglücklichen Knaben wenigſtens fürs erſte in ihrem Hauſe zu erziehen. Sie wußte, wie Selene an ihm hing, und hoffte durch ſeine Gegenwart kräftig auf das mutloſe und erkaltete Herz des Pfleglings wirken zu können.

Arſinoe nahm die Anordnungen der Frauen ohne Widerſpruch hin. Sie dankte ihnen auch; denn ſie fühlte nun wieder feſten Boden unter den Füßen; aber ſie empfand ſogleich, daß er voll ſcharfer Steine ſein würde.

Der Gedanke, ſich von den Geſchwiſtern zu trennen, marterte ſie grauſam und verließ ſie keinen Augenblick, während Frau Hanna ſie in eigener Perſon auf die Lochias zurückbegleitete.

Am folgenden Morgen erſchien die gütige Freundin wieder und führte ſie mit der kleinen Schar in das Stadthaus Paulinas.

Die Hinterlaſſenſchaft des Verwalters wurde unter den Gläubigern verteilt; nur die Truhe mit den Dokumenten folgte dem Mädchen in ſein neues Heim.

Die Stunde, in der man den feſt geſchloſſenen Kreis der Kinder auseinanderriß, um ein kleines hierhin, ein anderes dorthin zu führen, war die ſchmerzlichſte, die Arſinoe jemals erfahren hatte oder in ſpäteren Jahren erleben ſollte.

Zwölftes Kapitel.

An das Cäsareum, den Palast, den die Kaiserin Sabina bewohnte, schloß sich ein schöner Garten. Balbilla hielt sich gern in ihm auf, und weil die Sonne am Morgen des neunundzwanzigsten Dezembers besonders hell schien, der Himmel und sein unbegrenzter Spiegel, das Meer, in unbeschreiblich tiefem Blau leuchteten und der Duft eines blühenden Strauches wie eine Aufforderung, das Haus zu verlassen, ihr in das Fenster zog, hatte sie heute ihre an einer sonnigen Stelle gelegene und von einer Akazie leicht beschattete Bank aufgesucht.

Dieser Ruhesitz war von dem am meisten betretenen Wege durch Buschwerk getrennt. Die Spaziergänger, die Balbilla nicht suchten, konnten sie hier nicht bemerken, sie aber vermochte durch eine Lücke des Laubwerks den ganzen mit kleinen Muscheln bestreuten Pfad zu überblicken.

Aber die junge Dichterin war heute nichts weniger als neugierig.

Statt in das von munteren Vögeln belebte Grün, in die reine Luft oder nach der See hinzuschauen, blickte sie in eine gelbe Papyrusrolle und prägte ihrem treuen Gedächtnis sehr trockene Dinge ein.

Sie hatte sich vorgenommen, ihr Wort zu lösen und in der aeolischen Mundart der griechischen Sprache reden, schreiben, dichten zu lernen.

Den großen Grammatiker Apollonius, den seine Schüler „den Dunklen" nannten, hatte sie sich zum Lehrer erwählt. Das Werk, das sie ihrem Bestreben zu Grunde legte, stammte aus der berühmten Bibliothek beim Serapistempel, die seit der Belagerung Julius Cäsars im Bruchium, bei der die große Bücherei des Museums abgebrannt war, diese an Vollständigkeit weit übertraf.

Wer Balbilla bei ihrer Thätigkeit beobachtete, konnte kaum glauben, daß sie lernte.

Keinerlei Anstrengung war in ihren Augen oder an ihrer Stirn zu bemerken, und dennoch las sie aufmerksam Zeile für Zeile, ohne sich ein einziges Wort zu schenken; aber sie that das nicht wie jemand, der mit Schweiß auf der Stirn einen Berg ersteigt, sondern wie der Spaziergänger, der in der Hauptstraße einer großen Stadt sich über alles Neue und Seltsame freut, das ihm begegnet.

Sobald ihr eine Sprachform in ihrem Buche aufstieß, die ihr bis dahin unbekannt gewesen war, empfand sie solches Vergnügen, daß sie in die Hände schlug und leise auflachte.

Einem so fröhlichen Lernen wie dem ihren war ihr tiefsinniger Lehrer noch nie begegnet, und es verdroß ihn; denn ihm war die Wissenschaft Ernst, sie aber schien, wie mit allen Dingen, so auch mit ihr Spaß zu treiben, und entweihte sie darum in seinen Augen.

Nachdem sie eine Stunde lang auf der Bank gesessen und in ihrer Weise studirt hatte, rollte sie das

Buch zuſammen und ſtand auf, um ſich ein wenig zu erholen.

Gewiß, von niemandem geſehen zu werden, reckte und ſtreckte ſie ſich im Wohlgefühl der gethanen Arbeit und ſchritt dann der Oeffnung im Gebüſch zu, um nachzuſehen, welcher geſtiefelte Mann es ſei, der da auf dem breiten Wege vor ihr auf und nieder ſchritt.

Es war der Prätor; und doch war er es nicht.

Dieſer Verus wenigſtens begegnete ihr heute zum erſtenmale.

Wo war das Lächeln, das ihm ſonſt wie Diamantenfunkeln aus den luſtigen Augen flackerte und ſeinen Mund übermütig umſpielte, wo die faltenloſe Heiterkeit ſeiner Stirn und die herausfordernd übermütige Haltung ſeiner ſchönen Geſtalt?

Mit düſter brennendem Blick, krauſer Stirn und geſenktem Haupt ſchritt er langſam auf und nieder, und dennoch war es kein Kummer, der ihn bedrückte.

Hätte er ſonſt wohl, gerade als er vor dem Mädchen vorbeiwandelte, mit den Fingern die Luft durchſchnippen können, als ſagte er ſich eben: „Mag kommen, was kommen will! Ich lebe heute und lache der Zukunft ins Antlitz!“

Aber dies Aufflackern der alten unbändigen Leichtfertigkeit hielt nicht viel länger an, als bis ſich die beiden ſchnippenden Finger von einander getrennt hatten.

Wie Verus abermals an Balbilla vorüberging, ſah er womöglich noch düſterer aus als vorher.

Dem flatterhaften Gemahl ihrer Freundin Lucilla mußte etwas ſehr Unangenehmes die gute Laune verderben.

Das that der Dichterin leid; denn wenn ſie auch

täglich unter dem Uebermut des Prätors zu leiden hatte, verzieh sie ihm doch immer wegen der liebenswürdigen Form, in die er jede Unart zu kleiden wußte.

Balbilla wollte Verus wieder fröhlich sehen und trat deshalb aus dem Verstecke hervor.

Sobald er sie erblickte, änderte sich der Ausdruck seiner Züge, und so munter wie immer rief er ihr zu:

„Willkommen, Schönste der Schönen!"

Sie gab sich das Ansehen ihn nicht zu erkennen und sagte, während sie an ihm vorüberschritt und den Lockenkopf senkte, feierlich und mit tiefer Stimme:

„Ich grüße Dich, Timon."

„Timon?" frug er und erfaßte ihre Hand.

„Ah, Du bist es, Verus?" entgegnete sie wie überrascht. „Ich dachte, der Menschenfeind aus Athen hätte den finsteren Hades verlassen und ginge hier im Garten spazieren."

„Du hast recht gesehen," entgegnete der Prätor; „aber wenn Orpheus singt, so tanzen die Bäume, die Muse macht aus dem schweren, unbeweglichen Stein eine Bacchantin, und wenn Balbilla erscheint, so verwandelt sich Timon sofort in den glücklichen Verus."

„Dies Wunder kann mich nicht überraschen," lachte das Mädchen. „Aber darf man wissen, welcher finstere Geist die umgekehrte Wirkung so erfolgreich übte und aus dem glücklichen Gatten der schönen Lucilla einen Timon gemacht hat?"

„Ich werde mich hüten Dir den Unhold zu zeigen, sonst könnte leicht aus der heitern Muse Balbilla die finstere Hekate werden. Uebrigens ist uns der tückische Dämon ganz nahe; denn er steckt in diesem Röllchen."

„Ein Schreiben des Kaisers?“

„O nein, nur der Brief eines Juden!“

„Vermutlich der Vater einer schönen Tochter?“

„Falsch, so falsch wie möglich geraten!“

„Du spannst meine Neugier!“

„Die meinige ist schon durch diese Rolle befriedigt worden. Horaz ist weise, wenn er sagt, man dürfte sich um zukünftige Dinge nicht grämen.“

„Ein Orakel?“

„Wenigstens etwas dergleichen.“

„Und das verdirbt Dir diesen köstlichen Morgen? Hast Du mich jemals traurig gesehen? Und doch bedroht meine künftigen Tage ein Spruch — ein so gräßlicher Spruch.“

„Männergeschick ist ein anderes als Frauenschicksal.“

„Willst Du hören, was mir prophezeit ward?“

„Welche Frage!“

„So gib denn acht. Den Spruch, den Du gleich hören sollst, habe ich mir von keiner Geringeren als von der delphischen Pythia geholt:

„‚Was dir das Teuerste war und das Höchste, du wirst es verlieren,
Und von olympischen Höh'n steigst du zum Staube herab.‘“

„Ist das alles?“

„Nein, es folgen noch zwei tröstliche Verse.“

„Sie lauten?“

„‚Aber der prüfende Blick entdeckt unter fliegendem Staube
Dauerndes Quadergebäu, Marmor und felsigen Grund.‘“

„Und Du hast den Mut, Dich über diesen Spruch zu beklagen?“

„Ist es etwa schön, im Staube zu waten? Man lernt diesen Unhold hier in Aegypten zur Genüge kennen! Und soll ich mich vielleicht auf die Aussicht freuen, mir an harten Steinen die Füße zu stoßen?“

„Was sagen die Deuter?“

„Lauter dummes Zeug.“

„Du hast eben noch nicht den rechten gefunden; aber ich, ich durchschaue den Sinn des Orakels.“

„Du?“

„Ja, ich! Die strenge Balbilla wird endlich von dem hohen Olymp der Sprödigkeit herabsteigen und den unerschütterlichen Grund der Anbetung ihres treuen Verus nicht länger verschmähen.“

„O dieser Grund, dieser felsige Grund!“ lachte das Mädchen. „Weit geratener schien es mir, auf der Fläche des Meeres da drüben, als auf ihm spazieren zu gehen.“

„Versuche es nur!“

„Ist nicht nötig. Lucilla hat für mich die Probe gemacht. Deine Deutung ist schlecht. Die des Kaisers scheint mir weit besser.“

„Welche?“

„Ich würde das Dichten aufgeben und mich mit strengen wissenschaftlichen Studien befassen. Er riet mir zur Astronomie.“

„Die Sternenkunde,“ sprach Verus dem Mädchen nach und wurde ernster. „Lebe wohl, Schönste, ich muß zum Kaiser.“

„Wir waren gestern bei ihm auf der Lochias. Wie hat sich alles da verändert! Das hübsche Thorwächterhäuschen ist fort, von dem lustigen Treiben der Bauleute

und Künstler ist nichts mehr zu sehen, aus den bunten Werkstätten sind langweilige, ganz gewöhnliche Hallen geworden. Die Schranken in der Musenhalle haben fallen müssen, meine begonnene Büste ist seit acht Tagen samt dem jungen Sausewind verschwunden, der gegen meine Locken so eifrig zu Felde zog, daß ich schon im Begriff stand sie preiszugeben . . ."

„Ohne sie bist Du nicht mehr Balbilla," rief Verus eifrig. „Der Künstler verwirft, was nicht ewig schön ist, wir aber sehen auch das Zierliche gern, woran wir mit den anderen Kindern unserer Zeit Gefallen finden. Göttinen mag der Bildhauer nach der Sitte ernsterer Tage und den Gesetzen seiner Kunst bekleiden, sterbliche Frauen folgen, wenn sie klug sind, den Vorschriften der Mode. Es thut mir übrigens herzlich leid um den geschickten, frischen Gesellen. Er hat den Kaiser beleidigt, ist aus dem Palast gejagt worden und nicht mehr aufzufinden."

„O," rief Balbilla voller Bedauern, „der arme, prächtige Mensch! Und meine Büste? Wir müssen ihn suchen. Sobald sich eine Gelegenheit bietet, bitt' ich den Kaiser . . ."

„Hadrian will nichts von ihm hören. Pollux hat ihn empfindlich verletzt."

„Von wem weißt Du das?"

„Von Antinous."

„Den haben wir gestern auch gesehen," rief Balbilla lebhaft. „Wenn je ein Mensch in Göttergestalt unter den Sterblichen wandeln durfte, ist er es."

„Schwärmerin!"

„Ich kenne niemand, der ihn gleichgiltig anschauen könnte. Ein holder Träumer ist er, und der Leidenszug,

den wir gestern in seinem Antlitz bemerkten, ist doch wohl nichts als der stumme Schmerz alles Vollkommenen um die verlorene Lust des Aufwachsens und Ausreifens zur Verkörperung des Ideals seiner Gattung, das er schon in sich selbst darstellt."

Entzückt, als stünde ihr die Gestalt eines Gottes vor Augen, schaute die Dichterin in die Höhe.

Verus hatte ihr lächelnd zugehört.

Jetzt unterbrach er sie, drohte ihr mit dem Finger und sagte:

„Dichterin, Philosophin, holdeste Jungfrau, hüte Dich von Deinem Olymp zu diesem Knaben herabzusteigen. Wenn Phantasie und Träumerei sich zusammenfinden, gibt das ein Paar, das in luftigen Wolken schwebt und den sichern Boden, von dem Dein Orakel redet, nicht einmal in nebelhafter Ferne zu ahnen bekommt."

„Thorheit!" rief Balbilla unwillig. „Soll man sich in eine Bildsäule verlieben, muß Prometheus sie erst mit Geist und Feuer beseelen."

„Manchmal freilich," entgegnete der Prätor, „vertritt Eros die Stelle des unglücklichen Freundes der Götter."

„Der rechte Eros oder der falsche?" frug Balbilla empfindlich.

„Der falsche gewiß nicht," gab Verus zurück. „Der spielt diesmal nur die Rolle des freundlichen Warners und vertritt die Stelle des Baumeisters Pontius, vor dem Deine würdige Schutzmatrone sich fürchtet. Ihr sollt beim lustigen Lärm des dionysischen Festes so ernste Gespräche geführt haben wie zwei graue Philosophen, die unter lauschenden Schülern in der Stoa wandeln."

„Mit verständigen Männern spricht man verständig."

„Und mit unverſtändigen munter. Wie freue ich mich, daß ich zu den unverſtändigen gehöre! Auf Wiederſehen, ſchöne Balbilla.“

Der Prätor entfernte ſich ſchnell.

Vor dem Cäſareum beſtieg er den Wagen und fuhr auf die Lochias.

Sein Roſſelenker führte für ihn die Zügel. Er ſelbſt ſchaute nachdenklich auf die Rolle in ſeiner Hand. Sie enthielt das Reſultat der Berechnungen des ſternenkundigen Rabbi Simeon Ben Jochai, und dies war wohl geeignet, den frohen Mut auch des leichtſinnigſten Mannes zu trüben.

Wenn der Kaiſer in dieſer Nacht, die dem Wiegenfeſte des Prätors voraufging, mit Rückſicht auf die bei ſeiner Geburt beobachtete Stellung der Sterne den Himmel beobachtete, ſollte er finden, daß bis zum Ende der zweiten Stunde nach Mitternacht alle günſtigen Planeten dem Verus ein ſchönes Los, Glück und Hoheit verhießen. Aber beim Eintritt der dritten Stunde, verſicherte Ben Jochai, würde Unheil und Tod das Haus ſeines Glückes in Beſitz nehmen. In der vierten Stunde würde ſein Stern verſchwinden, und was ſich ſonſt noch in dieſer Nacht am Himmel ereignete, hätte nichts mehr mit dem Prätor und ſeinem Schickſal zu thun. Des Kaiſers Stern würde den ſeinen beſiegen.

Aus der dem Schreiben des Juden beigefügten Tabelle konnte Verus nur wenig entnehmen, dies Wenige aber beſtätigte das in der Schrift Geſagte.

Die Roſſe des Prätors rannten eilig dahin, während er überlegte, was ihm unter dieſen ungünſtigen Umſtänden zu thun übrig bliebe, um das höchſte Ziel ſeines Ehrgeizes nicht völlig aufgeben zu müſſen.

Wenn die Beobachtungen des Rabbi zutrafen und das bezweifelte Verus keinen Augenblick, war ſeine Hoffnung auf die Adoption trotz des Beiſtandes der Sabina für immer dahin.

Wie konnte Hadrian einen Mann zum Sohn und Nachfolger wählen, dem es beſchieden war, vor ihm ſelbſt zu ſterben?

Wie durfte er, Verus, erwarten, daß der Kaiſer ſeine glücklichen Sterne mit den Tod verheißenden eines andern verbinden werde?

Dieſe Erwägungen führten ihn nicht weiter, und doch kam er nicht los von ihnen, bis der Roſſelenker die Pferde plötzlich am äußerſten Rande des Fahrdammes zum Stillſtand zwang, um den Weg für die in Prozeſſion einherziehenden Abgeordneten der ägyptiſchen Prieſterſchaft, die ſich auf die Lochias begab, frei zu erhalten.

Der kräftige Handgriff, mit dem der Diener den feurigen Tieren den Willen brach, erregte ſeinen Beifall und rief in ihm den Gedanken wach, keck in die Speichen des Schickſals zu greifen.

Als die prieſterlichen Abgeordneten ihn nicht länger aufhielten, befahl er dem Roſſelenker, langſam zu fahren; denn er wünſchte zum Nachdenken Zeit zu gewinnen.

Bis zur dritten Stunde nach Mitternacht, — ſagte er ſich, geht alles aufs beſte, nach der vierten ereignen ſich nur noch Dinge am Himmel, die mich nichts angehen. Natürlich! Um den toten Löwen ſpielen die Schafe, und der Eſel verſetzt ihm ſogar, ſo lang er noch krank iſt, einen Tritt mit dem Hufe. In dem kurzen Raume zwiſchen der dritten und vierten Stunde drängen ſich alle Unheilszeichen zuſammen. Sie werden erſcheinen;

aber" —, und mit dieſem „aber" kam es wie eine Erleuchtung über den Prätor —, „aber braucht ſie denn der Kaiſer zu ſehen?"

Das Herz des beunruhigten Mannes begann ſchneller zu ſchlagen, ſein Hirn kräftiger zu arbeiten, und befahl dem Roſſelenker einen Umweg zu machen, weil er noch längere Zeit zu gewinnen ſuchte, um die Gedanken, die in ihm aufkeimten, wachſen und ausreifen zu laſſen.

Verus war kein Ränkeſchmied.

Leichten Schrittes und ſorglos ging er durch die Hauptthüren und verſchmähte den Weg durch die Hinterpforten.

Nur für das größte Ziel ſeines Lebens war er bereit, ſeine Neigungen, ſein Behagen, den Stolz aufzugeben und ſich eines jeden Mittels rückſichtslos zu bedienen. Um ſeinetwillen hatte er ſchon manches gethan, was ihn reute, und wer ein Schaf aus der Hürde ſtiehlt, dem folgen unverſehens auch andere. Der erſten unwürdigen Handlung, die ein Mann begeht, drängt ſich leicht eine zweite und dritte nach.

Was Verus nun ins Werk zu ſetzen beſchloß, hielt er für eine einfache Handlung der Notwehr. Galt es doch nur, den Kaiſer eine Stunde lang von einer müßigen Beſchäftigung, von der Beobachtung der Sterne abzuziehen!

Es gab nur zwei Menſchen, die ihm dabei behilflich ſein konnten: Antinous und der Sklave Maſtor.

An dieſen dachte er zuerſt; aber der Jazygier war ſeinem Gebieter treu ergeben und ließ ſich gewiß nicht beſtechen. Und dann! Pfui! Es ſtand ihm doch gar zu übel an, mit einem Sklaven gemeinſame Sache zu machen!

Auf den Beiſtand des Antinous durfte er indes noch weniger hoffen.

Sabina haßte den Liebling des Gemahls, und um ihretwillen war Verus dem Bithynier niemals mit beſonderer Freundlichkeit begegnet. — Er glaubte auch bemerkt zu haben, daß der ſtille, träumeriſche Geſelle ihm aus dem Wege ging. Nur durch Einſchüchterung war der Günſtling vielleicht zu beſtimmen, ihm einen Dienſt zu erweiſen. Jedenfalls galt es zunächſt, die Lochias zu beſuchen und dort mit offenen Augen Ausſchau zu halten.

War der Kaiſer in günſtiger Stimmung, ſo ließ er ſich vielleicht bewegen, in der zweiten Hälfte der Nacht bei dem Gaſtmahl zu erſcheinen, das Verus zur Vorfeier ſeines Geburtstages veranſtaltet hatte, und bei dem es mancherlei Schönes zu ſehen und zu hören geben ſollte.

Es konnten auch tauſende günſtige und hilfreiche Zufälle eintreten.

Die Berechnungen des Rabbi ſagten ihm ohnehin Glück für die nächſten Jahre voraus.

Heiter und ſorglos, wie wenn die Zukunft ſonnig und wolkenlos vor ihm läge, ſchaute er drein, als er in dem neugepflaſterten Hofe vom Wagen ſtieg und ſich in das Vorzimmer des Kaiſers führen ließ.

Hadrian wohnte nicht mehr als Baumeiſter aus Rom, ſondern reſidirte jetzt als Beherrſcher der Welt in dem erneuerten Schloſſe.

Er hatte ſich den Alexandrinern gezeigt und war mit Jubel und unerhörten Ehrenbezeugungen empfangen worden.

Die Freude über den kaiſerlichen Beſuch war überall

wahrnehmbar und kam manchmal in höchst überschwenglichen Formen zum Ausdruck. Ja, der Rat hatte den Beschluß gefaßt, den Monat Dezember, in dem der Stadt die Ehre zu teil geworden war, den Imperator zu begrüßen, von nun an „Hadrianus" zu nennen.

Der Kaiser mußte Deputation auf Deputation empfangen, und Audienz auf Audienz erteilen, und am morgenden Tage sollten die Schaustellungen, Aufzüge und Spiele beginnen, die viele Tage auszufüllen verhießen, oder, wie Hadrian sich ausdrückte, ihm hundert gute Stunden zu stehlen drohten.

Dabei fand der Herrscher dennoch Zeit, alle Angelegenheiten des Staates zu erledigen und in der Nacht die Sterne zu befragen, welche Geschicke ihm und dem Reiche in allen Teilen des nahenden neuen Jahres bevorstünden.

Der Palast auf der Lochias hatte die Gestalt völlig geändert.

An Stelle des heiteren Thorwächterhäuschens stand jetzt ein großes Zelt von prächtigem Purpurstoff, in dem die kaiserliche Leibwache sich aufhielt.

Ihm gegenüber war ein anderes aufgeschlagen worden, das Lictoren und Boten beherbergte.

Die Stallungen waren voller Pferde. Das Leibroß Hadrians, der edle Hengst Borysthenes, der schon zu lange geruht hatte, stampfte ungeduldig den Boden eines besondern Raumes, neben dem in schnell errichteten Gehegen und Hütten die Spürhunde, Saupacker und Hasenfänger des Kaisers untergebracht waren.

In dem weiten Raum des ersten Hofes lagerten Soldaten. An den Wänden kauerten ägyptische, griechische und jüdische Männer und Frauen, die dem Herrscher

Bittschriften zu überreichen wünschten. Wagen fuhren aus und ein, Sänften kamen und gingen, Kämmerer und andere Hofbeamte eilten hierhin und dorthin. Die Vorzimmer waren voll von Männern aus den angesehenen Kreisen der Bürgerschaft, die in der Audienzzeit vom Kaiser empfangen zu werden hofften. Sklaven, die den Wartenden Erfrischungen boten oder müßig umherstanden, fehlten in keinem Raume, und Beamte mit Schriftrollen unter dem Arm traten aus den äußeren in die inneren Gemächer, oder verließen den Palast, um die Anordnungen der Vorgesetzten zur Ausführung zu bringen.

Die Musenhalle war ein glänzender Festsaal geworden.

Papias, der sich jetzt im Auftrage des Kaisers auf dem Wege nach Italien befand, hatte die zerschlagene Schulter der Urania wieder hergestellt. Zwischen den Bildsäulen standen Polster und Sessel, und unter einem Baldachin im Hintergrund des weiten Raumes erhob sich der Thron, auf dem Hadrian zu sitzen pflegte, wenn er Audienzen erteilte. Bei dieser Gelegenheit trug er stets den Purpur; in seinem Arbeitszimmer, das er nicht gewechselt hatte, legte er den Mantel ab und war ebenso wenig prunkend gekleidet wie als Baumeister Claudius Venator.

In der Wohnung des verstorbenen Keraunus hauste jetzt ein kinderloser und unbeweibter Aegypter, ein strenger, umsichtiger Mann, der dem Präfekten Titianus als Hausverwalter tüchtige Dienste geleistet hatte.

In dem Wohnzimmer der vertriebenen Familie sah es jetzt öde und unwohnlich aus.

Das Mosaikgemälde, das den Tod des Keraunus veranlaßt hatte, befand sich schon auf dem Wege nach

Rom, und der neue Verwalter hatte es nicht der Mühe wert erachtet, die leere, bröckelige, staubige Stelle, die durch die Entfernung des Kunstwerks im Estrich seines Wohnzimmers entstanden war, auszufüllen oder mit Matten zu bedecken.

Kein heiterer Ton ließ sich in der verlassenen Wohnung vernehmen außer dem Gezwitscher der Vögel, die sich noch an jedem Morgen und Abend auf dem Altane einstellten; denn Arsinoe und ihre kleinen Geschwister hatten es niemals versäumt, sein Geländer nach jeder Mahlzeit mit Brotkrumen für sie zu bestreuen.

Was heiter, was ansprechend in dem alten Palaste gewesen, war seit dem Besuch Sabinas aus ihm verschwunden, und auch Hadrian zeigte sich jetzt ganz anders als vor wenigen Tagen.

Echt kaiserlich und unnahbar erschien die Würde, mit der er sich in der Oeffentlichkeit zeigte.

Wenn er in seinem Privatzimmer mit den Vertrauten verkehrte, war er ernst, düster und gewöhnlich auch ungesprächig.

Das Orakel, die Sterne und andere Vorzeichen verkündeten ihm mit unabweisbarer Sicherheit ein schweres Unheil für das kommende Jahr.

Auch die wenigen sorglosen Tage, die es ihm auf der Lochias zu verleben vergönnt gewesen war, hatten mit unerfreulichen Auftritten geendet.

Seine Gemahlin, deren herbes Wesen ihm in Alexandria, wo alles beweglichere und ansprechendere Formen trug als in Rom, in seiner ganzen abstoßenden Schroffheit entgegentrat, hatte kühn von ihm verlangt, die Adoption des Prätors nicht länger hinauszuschieben.

Er war besorgt und unbefriedigt.

Eine Herzensöde ohne Grenzen gähnte ihn an, sobald er in sein Inneres schaute, und bei jedem Blick in die kommenden Tage seines äußeren Lebens trat ihm eine lange Reihe von Nichtigkeiten entgegen, die nicht verfehlen konnten, sich seinem nimmermüden Arbeitstriebe hindernd in den Weg zu stellen.

Selbst das von dem Jammer und der Lust des Daseins unberührte Pflanzenleben seines schönen Lieblings Antinous, das ihm die Seele sonst zu erfreuen und zu beruhigen pflegte, hatte eine Aenderung erfahren. Der Jüngling zeigte sich jetzt häufig verwirrt, unruhig, betrübt.

Fremde Einflüsse schienen auf ihn eingewirkt zu haben; denn es befriedigte ihn nicht mehr, wie ein Schatten an seiner Person zu hängen; nein, er strebte nach Freiheit, hatte sich mehrmals in die Stadt geschlichen und suchte dort wohl die Vergnügungen seines Alters, denen er sonst aus dem Wege gegangen war.

Selbst mit seinem heiter dienstfertigen Sklaven Mastor war eine Veränderung vor sich gegangen. Nur der Molosser blieb sich immer gleich in seiner gehorsamen Treue. Und er selbst? Wie vor zehn Jahren, so war er auch heute: an jedem Tage und in jeder Stunde ein anderer.

Dreizehntes Kapitel.

Als Verus den Palaſt betrat, war der Kaiſer vor wenigen Minuten aus der Stadt dorthin zurückgekehrt. Man führte den Prätor durch die Empfangsſäle in die inneren Gemächer, und er brauchte hier nicht lange zu warten; denn Hadrian wünſchte ihn ſogleich zu ſprechen.

Er fand den Herrſcher in ſo übler Stimmung, daß er nicht daran denken konnte, ihn zu ſeinem Feſte zu laden.

Unruhig ging der Kaiſer in dem Arbeitszimmer auf und nieder, während Verus ſeine Fragen über die letzten Senatsverhandlungen in Rom beantwortete.

Manchmal unterbrach er die Wanderung und ſchaute in das Nebenzimmer.

Als der Prätor den Bericht eben beendet hatte, heulte Argus freudig auf, und gleich darauf trat Antinous in das Gemach.

Verus zog ſich ſogleich zu dem breiten Fenſter zurück und gab ſich das Anſehen, als ſchaue er in den Hafen.

„Wo warſt Du?“ frug der Kaiſer den Günſtling, ohne die Anweſenheit des Prätors zu beachten.

„Ein wenig in der Stadt,“ lautete die Antwort des Bithyniers.

„Du weißt, daß ich Dich, wenn ich heimkehre, ungern vermiſſe.“

„Ich dachte, Du würdeſt länger ausbleiben.“

„Richte es ſpäter ſo ein, daß ich Dich finde, wann und zu welcher Zeit ich Dich auch ſuche. Nicht wahr, es iſt Dir nicht lieb, mich unzufrieden zu ſehen?“

„Nein, Herr,“ entgegnete der Jüngling, und dabei erhob er die Hände und ſchaute den Gebieter bittend an.

„So laſſen wir das. Aber nun zu etwas anderem. Wie kommt dies Fläſchchen zu dem Kunſthändler Hiram?“

Der Kaiſer nahm bei dieſer Frage das kleine Gefäß aus dem Stoffe der Vasa murrhina, das der Jüngling Arſinoe geſchenkt und dieſe an die Phönizier verkauft hatte, von ſeinem Arbeitstiſche und hielt es dem Lieblinge vor die Augen.

Antinous erbleichte und ſtammelte in großer Verlegenheit: „Es iſt unbegreiflich; ich weiß mich nicht zu erinnern . . .“

„So werde ich Deinem Gedächtniſſe nachhelfen,“ ſagte der Kaiſer mit Entſchiedenheit. „Der Phönizier ſcheint mir ein redlicherer Mann zu ſein als der Schurke Gabinius. In ſeiner Sammlung, von der ich herkomme, fand ich dies Kleinod, das mir Plotina, hörſt Du, Knabe? — das mir die Gemahlin Trajans, Plotina, die unvergeßliche Freundin meines Herzens, vor Jahren ſchenkte. Es gehörte zu meinen teuerſten Gütern, und es war mir doch nicht zu koſtbar, um es Dir an Deinem letzten Geburtstage zu ſchenken.“

„O Herr, lieber Herr!“ rief Antinous leiſe und erhob zum andernmal bittend Augen und Hände.

„Nun frage ich Dich,“ fuhr Hadrian ernſt und ohne

ſich von dem flehenden Blicke des Lieblings erweichen zu laſſen, fort, „wie konnte dies Gefäß in den Beſitz der einen Tochter des armſeligen Palaſtverwalters Keraunus kommen, von der es Hiram erſtanden zu haben behauptet?“

Antinous rang vergeblich nach Worten; Hadrian aber half ihm, indem er erregter als bisher fragte:

„Hat Dir's die Dirne geſtohlen? Heraus mit der Wahrheit!“

„Nein, nein,“ gab der Bithynier ſchnell und entſchieden zurück. „Gewiß nicht. — Ich kann mich erinnern ... Ja — warte nur; — ſo iſt es gekommen. Du weißt ja, ich hielt den guten Balſam darin, und als der Moloſſer Selene, — Selene heißt die Tochter des Verwalters, — von der Treppe heruntergeſtoßen hatte und ſie verwundet am Boden lag, da holte ich das Fläſchchen und gab ihr den Balſam.“

„Mit dieſem Gefäße?“ frug der Kaiſer und ſchaute Antinous finſter an.

„Ja, Herr; ich hatte kein anderes.“

„Und ſie behielt es, um es ſogleich zu verkaufen?“

„Du weißt doch; ihr Vater ...“

„Diebsgelichter,“ knirſchte Hadrian. „Weißt Du, wohin die Dirne kam?“

„Ach, Herr!“ rief Antinous zitternd vor Angſt.

„Ich laſſe ſie von den Lictoren greifen,“ verſicherte der aufgebrachte Herrſcher.

„Nein,“ rief der Jüngling entſchieden, „nein, das darfſt Du gewiß nicht.“

„Nicht? Es wird ſich ja finden.“

„Nein, gewiß nicht; denn damit Du es weißt, Selene, die Tochter des Keraunus, ſie hat ſich ...“

„Nun?“

„Sie hat ſich aus Verzweiflung ins Waſſer geſtürzt, ja, ins Waſſer, bei Nacht, in das Meer.“

„O,“ rief Hadrian milder, „das ändert freilich die Sache. Nach Schatten fahnden die Lictoren vergebens, und die Dirne hat die ſtrengſte aller Strafen erlitten. — Aber Du? Was ſoll ich zu Deinem Verhalten ſagen? Du kannteſt den Wert dieſes Kleinods. Du wußteſt, wie ſehr ich es ſchätzte, und ließeſt es in ſolchen Händen?“

„Es enthielt ja doch die Arznei,“ ſtammelte der Jüngling. „Wie konnt' ich auch denken . . .“

Der Kaiſer unterbrach den Liebling und ſagte, indem er ſich an die Stirn ſchlug:

„Ja, das Denken; wir wiſſen es leider ſchon längſt, das Denken iſt nicht Deine Sache! Dies Gefäßchen hat mich vorhin eine hübſche Summe gekoſtet; aber weil es Dir nun einmal gehörte, geb' ich es Dir wieder zurück; nur verlang' ich, daß Du es künftig beſſer in acht nimmſt. Ich frage nächſtens darnach! Um aller Götter willen, Knabe, wie ſiehſt Du aus! Bin ich denn ſo furchtbar, daß eine Frage aus meinem Munde genügt, um Dir alles Blut aus den Wangen zu treiben? Wahrhaftig, käme das Ding nicht von Plotina, ich hätte es dem Phönizier gelaſſen und kein ſo großes Weſen daraus gemacht.“

Antinous eilte auf den Kaiſer zu, um ihm die Hände zu küſſen; er aber drückte ihm mit väterlicher Freundlichkeit die Lippen auf die Stirn und ſagte:

„Narr! Wenn Du willſt, daß ich mit Dir zufrieden. ſein ſoll, ſo ſei wieder wie Du warſt, bevor wir nach Alexandria kamen! Ueberlaß es den anderen, mir Verdruß

zu bereiten; Dich haben die Götter geſchaffen, mich zu erfreuen."

Während der letzten Worte Hadrians war ein Kämmerer in das Zimmer getreten, um dem Gebieter mitzuteilen, daß die Abgeordneten der ägyptiſchen Prieſterſchaft kämen, um ihm zu huldigen.

Der Kaiſer ließ ſich ſogleich mit dem Purpur bekleiden und begab ſich in die Muſenhalle, um dort, von ſeinem Hofſtaat umgeben, die Propheten und heiligen Väter aus den verſchiedenen Tempeln des Nilthals zu empfangen, ſich von ihnen als Sohn des Sonnengottes huldigen zu laſſen und ſie, ſowie die von ihnen gehütete Religion ſeiner Gnade zu verſichern. Ihrer Bitte, die Tempel der Himmliſchen, denen ſie dienten, durch ſeinen Beſuch zu weihen und zu beglücken, ſchenkte er Gewährung, die Frage, an welchem Orte der jüngſt gefundene Apis gepflegt werden ſollte, ließ er einſtweilen unentſchieden.

Mehrere Stunden nahm dieſer Empfang in Anſpruch.

Verus entzog ſich der Verpflichtung, ihm mit dem Präfekten Titianus und den anderen Würdenträgern beizuwohnen, und blieb ſtumm und regungslos am Fenſter ſtehen.

Erſt nachdem Hadrian ſich aus dem Gemache entfernt hatte, regte er ſich wieder.

Er befand ſich jetzt ganz allein; denn Antinous war in das Nebengemach getreten.

Das Zurückbleiben des Prätors war dem Jüngling nicht entgangen, doch ſuchte er ihm auszuweichen; denn das Weſen des übermütigen Spötters ſtieß ihn zurück.

Zu alledem hatte die Angſt, die er ausgeſtanden, ſowie das Bewußtſein, ſich einer Lüge ſchuldig gemacht und

den gütigen Herrn frech hintergangen zu haben, ſeine bis jetzt von keiner unlautern Handlung befleckte Seele erſchüttert und aus dem Gleichgewicht geriſſen.

Er wollte allein ſein.

Es hätte ihm jetzt ſehr wehe gethan, gleichgiltige Dinge reden oder eine freundliche Miene heucheln zu müſſen.

In ſeinem Zimmerchen neben dem Gemache des Kaiſers ſaß er an einem Tiſch und verbarg das thränenfeuchte Antlitz in die Hände.

Verus folgte ihm nicht ſogleich; denn er durchſchaute, was in ihm vorging, und wußte, daß er ihm hier nicht entrinnen könne.

Einige Minuten blieb alles ſtill in dem großen Gemache und in dem kleinen Zimmer. Dann hörte der Prätor, wie die nach dem Gange hinführende Thür ſchnell geöffnet wurde, und gleich darauf vernahm er den Ruf des Bithyniers:

„Endlich, Maſtor! Haſt Du Selene geſehen?“

Mit zwei langen, leiſen Schritten näherte ſich Verus ſogleich der in den Nebenraum führenden Pforte und lauſchte auf die Antwort des Sklaven, von der auch ein weniger ſcharfes Ohr als das des Prätors keine Silbe verloren hätte.

„Wie ſollt' ich ſie geſehen haben?“ frug der Jazygier unwillig. „Sie iſt ja immer noch leidend und liegt im Bette. Deinen Strauß gab ich dem verwachſenen Mädchen, das ſie pflegt. Aber ich thue es nicht wieder, gewiß nicht, und wenn Du mir auch noch ſchöner ſchmeichelſt als geſtern, und mir alle Schätze des Kaiſers verſprichſt. Was willſt Du auch mit dem elenden, blaſſen, unſchuldigen

Dinge? Ich bin nur ein armer Sklave; — aber das kann ich Dir sagen . . ."

Hier brach die Rede Mastors plötzlich ab, und Verus vermutete richtig, daß Antinous sich seiner Anwesenheit im Zimmer des Kaisers erinnerte und dem Jazygier zu schweigen geboten habe.

Doch der Lauscher wußte genug.

Der Günstling hatte den kaiserlichen Gebieter belogen, und der Selbstmord der Verwalterstochter war eine Erdichtung.

Wer hätte dem stillen Träumer solche Geistesgegenwart und eine so listige Erfindungsgabe zugetraut?

Das schöne Antlitz des Prätors glänzte während dieser Erwägungen vor Vergnügen; denn nun hielt er den Bithynier in der Hand. Er wußte auch schon, in welcher Weise er sein Anliegen vorzubringen habe.

Antinous selbst hatte ihm den rechten Weg gezeigt, als er mit einer Zärtlichkeit, deren Wärme nicht erheuchelt sein konnte, auf den Kaiser zugeeilt war, um ihm die Hand zu küssen.

Der Günstling liebte seinen Herrn, und an diese Liebe konnte Verus die Aufforderung knüpfen, ohne sich selbst bloß zu stellen und im Fall eines Verrats des Kaisers strafende Hand fürchten zu müssen.

Mit fester Hand klopfte der Prätor an die Thür des Nebengemachs und trat dann sicher und selbstbewußt dem Bithynier entgegen, erklärte ihm, daß er mit ihm eine wichtige Angelegenheit zu besprechen habe, bat ihn, mit ihm in das Arbeitszimmer des Kaisers zu kommen, und sagte, sobald er sich mit ihm allein befand:

„Ich zähle Dich leider nicht zu meinen besonderen

Freunden, aber wir teilen doch eine große Empfindung: wir lieben beide den Kaiſer."

„Ich liebe ihn ſicher," entgegnete der Günſtling.

„Nun wohl, ſo muß es Dir wie mir am Herzen liegen, ihn vor ſchweren Sorgen zu bewahren und zu verhindern, daß ſchreckliche Befürchtungen den Flügelſchlag ſeines großen und freien Geiſtes lähmen."

„Ganz gewiß."

„Ich wußte, daß ich in Dir einen Bundesgenoſſen fände. — Sieh dieſe Rolle. Sie enthält Berechnungen und Aufzeichnungen des größten Aſtrologen unſerer Zeit, und aus ihnen geht hervor, daß in der kommenden Nacht, und zwar vom Ende der zweiten bis zum Anfange der vierten Morgenſtunde die Sterne unſerem Gebieter das furchtbarſte Unheil verkünden werden. Haſt Du mich verſtanden?"

„Leider ja."

„Später verſchwinden die unſeligen Zeichen. Wenn es nun gelingt, Hadrian nur während der dritten Stunde nach Mitternacht von der Beobachtung des Firmaments abzuhalten, ſo bewahrt man ihn vor marternder, das Leben verderbender Beſorgnis. Wer weiß, ob die Sterne nicht lügen? Reden ſie aber die Wahrheit, ſo wird das Unglück, wenn es thatſächlich eintritt, immer noch viel zu früh erſcheinen. Stimmſt Du mir bei?"

„Dein Vorſchlag klingt wohl verſtändig . . . Indeſſen meine ich . . ."

„Er iſt verſtändig und weiſe," unterbrach der Prätor feſt und entſchieden den Jüngling. „An Dir wird es nun ſein, Hadrian zu verhindern, vom Abſchluß der zweiten bis zum Anfang der vierten Stunde nach Mitternacht dem Laufe der Sterne zu folgen."

„An mir?“ rief Antinous erschreckt.

„An Dir; denn Du bist der Einzige, der es vermag.“

„Ich?“ fragte der Bithynier in großer Unruhe. „Ich sollte den Kaiser bei seinen Beobachtungen stören?“

„Es ist Deine Pflicht!“

„Aber er läßt sich nicht in seinen Arbeiten unterbrechen, und wollt' ich's versuchen, wiese er mir ganz gewiß übel die Wege. Nein, nein, was Du verlangst, ist unmöglich.“

„Es ist nicht nur möglich, sondern notwendig.“

„Das ist es doch wohl nicht,“ entgegnete Antinous und faßte mit der Hand an die Stirn. „Höre nur! Hadrian weiß schon seit mehreren Tagen, daß ihn ein schweres Unglück bedroht. Ich hörte es aus seinem eigenen Munde. Wenn Du ihn kennst, mußt Du auch wissen, daß er nach den Sternen aufschaut, nicht nur um sich an künftigem Glück zu erfreuen, sondern auch, um sich gegen das Unheil zu rüsten, das ihn selbst oder das Reich bedroht. Was einen Schwächern töten würde, dient seinem scharfen Geiste zur Waffe. Er kann alles ertragen, und ihn zu täuschen wäre ein Unrecht.“

„Ihm Herz und Sinn verdüstern zu lassen, ein größeres,“ versetzte Verus entschieden. „Denke auf Mittel, ihn eine Stunde lang von seinen Beobachtungen zu entfernen.“

„Ich mag nicht, und wollt' ich es thun, würde es doch zu nichts führen. Glaubst Du denn, daß er mir folgt, wenn ich ihn rufe?“

„Du kennst ihn. Ersinne etwas, was ihn sicher veranlaßt, von der Warte niederzusteigen.“

„Ich kann nichts erdenken oder erfinden.“

„Nichts?“ frug Verus und trat dem Bithynier näher. „Du haſt vorhin das Gegenteil ſchlagend bewieſen.“

Antinous erblaßte; der Prätor aber fuhr fort:

„Als es galt, die ſchöne Selene vor den Lictoren zu retten, da ward ſie von Deiner ſchnellen Erfindungsgabe ſchnell genug in die See geſchleudert.“

„Sie ſtürzte ſich auch in das Meer, ſo wahr mir die Götter . . .“

„Halt, halt,“ unterbrach ihn der Prätor, „nur keinen Meineid! Selene lebt, Du ſendeſt ihr Sträuße, und wenn es mir gefallen ſollte, Hadrian in das Haus der Witwe des Pudens zu führen . . .“

„O — o —“ rief Antinous klagend und erfaßte die Hand des Römers. „Du wirſt, Du kannſt, o Verus, — das wirſt Du nicht thun.“

„Narr,“ lachte der andere und ſchlug den geängſtigten Jüngling leiſe auf die Schulter. „Was ſollt' es mir frommen, Dich zu verderben? Mir liegt nur das eine im Sinn, den Kaiſer vor Kummer und Sorgen zu ſchützen. Beſchäftige ihn während der ganzen dritten Stunde nach Mitternacht, und Du darfſt auf meine Freundſchaft zählen; wenn Du mir aber Deinen Beiſtand aus Furcht oder üblem Willen verweigerſt, ſo verdienſt Du nicht die Gunſt Deines Gebieters, und dann zwingſt du mich freilich . . .“

„Nicht weiter, nicht weiter,“ unterbrach Antinous in großer Angſt den Bedränger.

„So gelobſt Du mir alſo, meinen Wunſch zu erfüllen?“

„Ja, beim Herkules, ja! — Was Du verlangſt, ſoll geſchehen. Aber, ewige Götter, wie fang' ich es an, daß der Kaiſer . . .“

„Das zu finden, junger Freund, überlaß ich Dir und Deiner Klugheit mit vollem Vertrauen.“

„Ich bin nicht klug, ich kann nichts erſinnen,“ ſtöhnte der Jüngling.

„Was Dir aus Furcht vor Deinem Gebieter glückte, das wird Dir aus Liebe zu ihm noch beſſer gelingen,“ verſetzte der Prätor. „Deine Aufgabe iſt leicht; ſollteſt Du aber dennoch nicht mit ihr zu ſtande kommen, ſo werde ich es für meine Pflicht halten, Hadrian zu zeigen, wie gut Antinous für ſich ſelbſt und wie ſchlecht er für das Glück ſeines Herrn zu ſorgen verſteht. Auf morgen, ſchöner Freund! Wenn Du künftig Sträuße zu verſenden haſt, ſtehen Dir meine Sklaven zu Dienſte.“

Der Prätor verließ mit dieſem Vorſchlag das Zimmer; Antinous aber blieb wie gebrochen zurück und preßte die Stirn an die kalte Porphyrſäule am Fenſter.

Was Verus von ihm verlangt hatte, ſchien ja nichts Böſes, — und doch konnte er es nicht billigen! Es war ein Verrat an dem edlen Herrn, den er wie einen Vater, wie einen weiſen, gütigen Freund und Lehrer mit Inbrunſt liebte und vor dem er ſich fürchtete wie vor einem Gotte.

Verhängtes hinterliſtig vor ihm zu verbergen, als ſei er kein Mann, ſondern ein ſchwächlicher Weichling, war widerſinnig, war ſchmählich und mußte einen Fehler von unbeſtimmter Tragweite in die weitſehenden Vorausbeſtimmungen des Gebieters bringen.

Noch viele andere Gründe gegen das Verlangen des Prätors drängten ſich ihm auf, und bei jedem, der ihm neu in den Sinn kam, verwünſchte er ſeinen langſamen Geiſt, der ihn immer erſt das Rechte ſehen und finden ließ, wenn es zu ſpät war.

Sein erster Betrug zog jetzt schon den zweiten nach sich.

Er zürnte sich selbst. Mit der geballten Faust schlug er sich an die Stirn und schluchzte mehrmals schmerzlich auf, obgleich er nicht weinte.

Mitten durch seine Selbstanklagen klang auch mit Schmeicheltönen der Ruf: „Es handelt sich ja nur darum, den Herrn vor Kummer zu schützen, und was man von Dir verlangt, ist nicht böse.“ So oft er dieser Stimme sein inneres Ohr lieh, begann er nachzugrübeln, in welcher Weise es wohl möglich wäre, den Kaiser zur angegebenen Zeit von der Warte in den Palast zu locken. Aber er fand keinen ausführbaren Gedanken.

„Es geht nicht an, nein, es geht nicht,“ murmelte er vor sich hin, und dann fragte er sich, ob es nicht seine Pflicht sei, dem Prätor zu trotzen und Hadrian offen zu gestehen, daß er ihn an diesem Morgen betrogen.

Wäre nur das Fläschchen nicht gewesen!

Konnte er denn bekennen, gerade diese Gabe seines Herrn leichtsinnig verschenkt zu haben? Nein, das fiel ihm zu schwer, das konnte ihm die Liebe des Gebieters auf immer kosten. Und wenn er bei der halben Wahrheit beharrte und nur um einer Anklage des Prätors zuvorzukommen, eingestand, daß Selene noch lebe, dann verfielen die Töchter des armen Keraunus, dann verfiel auch Selene, die er mit der Leidenschaft einer ersten, durch die großen Hindernisse, die sich ihr in den Weg stellten, erhöhten Herzensneigung liebte, der Verfolgung und Schande.

Seine Schuld einzugestehen, war ihm unmöglich, völlig unmöglich.

Je länger er ſann und ſich quälte einen Ausweg zu finden, deſto mehr verwirrten ſich ſeine Gedanken, deſto ohnmächtiger wurde ſeine Widerſtandskraft.

Der Prätor hatte ihn mit Stricken und Banden umwunden, und jeder neue Verſuch, ſich ihnen zu entziehen, ſchnürte ſie nur feſter und unlöslicher um ihn zuſammen.

Der arme Kopf begann ihm zu ſchmerzen. Und wie unendlich lange blieb der Kaiſer aus! Er fürchtete ſich vor ſeiner Wiederkehr, und doch ſehnte er ſie herbei.

Als Hadrian endlich erſchien und Maſtor winkte, ihn von dem Ornat zu befreien, drängte Antinous ihn zurück und verrichtete ſchweigend und voll Sorgfalt die Dienſte des Sklaven.

Er fühlte ſich unruhig und bekümmert, und doch zwang er ſich während der Mahlzeit, bei der er Hadrian gegenüber ſitzen mußte, heiter zu erſcheinen.

Als der Kaiſer kurz vor Mitternacht aufbrach, um die Sternwarte am Nordende des Palaſtes zu erſteigen und Antinous ihn bat, ihm die Inſtrumente tragen zu dürfen, ſtrich Hadrian ihm über die Locken und ſagte:

„Du biſt doch mein lieber, treuer Geſell. Die Jugend hat das Recht, zuweilen irre zu gehen, wenn ſie nur nicht völlig den Weg verliert, auf den ſie gehört.“

Antinous wurde bei dieſem Zugeſtändnis das Herz weich, und heimlich drückte er die Lippen auf eine Falte der Toga des ihm voranſchreitenden Kaiſers.

Es ſchien, als wollte der treue Geſell den Frevel, den er noch gar nicht begangen hatte, im voraus gut machen.

Bis zum Ende der erſten Stunde nach Mitternacht leiſtete er, in ſeinen Mantel gehüllt, dem Gebieter ſchweigend

bei der Arbeit Gesellschaft. Der frische Nordwind, der die Nacht durchwehte, that seinem schmerzenden Kopfe wohl, und unablässig suchte er nach einem Vorwand, Hadrian von seiner Thätigkeit abzuziehen, aber vergebens.

Sein armes Gehirn war wie ein ausgetrockneter Brunnen. Eimer auf Eimer ließ er hinab, aber in keinem zeigte sich der Trank, dessen er bedurfte. Nichts, gar nichts wollte ihm einfallen, was ihn zum Ziele führen konnte.

Einmal faßte er sich ein Herz trat dem Kaiser näher und sagte bittend:

„Geh heute zeitiger hinunter, Herr, Du gönnst Dir wahrlich zu wenig Erholung und wirst Deiner Gesundheit schaden."

Hadrian ließ ihn reden und erwiderte freundlich:

„Ich schlafe am Morgen; wenn Du müde bist, geh nur zur Ruhe."

Aber Antinous blieb und schaute wie sein Herr nach den Sternen. Er kannte wenige von den leuchtenden Wanderern bei Namen, einige aber waren ihm vertraut und lieb; besonders das Siebengestirn, das ihm sein Vater gezeigt hatte, und das ihn nun an die Heimat erinnerte. Wie war es dort so still und friedlich gewesen, und wie stürmisch klopfte jetzt das beunruhigte Herz!

„Geh schlafen, die zweite Stunde beginnt schon," rief ihm der Kaiser zu.

„Schon?" frug er, — und als er bedachte, wie bald er bewirkt haben mußte, was Verus von ihm verlangt hatte, und dann wieder nach dem Himmel schaute, wollte es ihm scheinen, als hätten sich alle Sterne von der

blauen Kuppel ihm zu Häupten gelöst und wimmelten zwischen dem Firmament und dem Meere in wirrem Hinundher bunt durch einander.

Beunruhigt schloß er die Augen und wünschte dem Gebieter gute Nacht, zündete eine Fackel an und stieg bei ihrem im Winde flackernden Lichte von der Warte herunter.

Pontius hatte dies leichte Bauwerk für die nächtliche Thätigkeit des Kaisers errichtet. Es bestand aus Holz und Nilschlamm und erhob sich als hochragender Turm auf der festen Quadergrundlage einer alten Warte, die, zwischen den niedrigen Vorratspeichern des Palastes gelegen, eine freie Umschau nach allen Richtungen des Himmels gewährte.

Hadrian, der allein und ungestört das Firmament zu beobachten liebte, hatte auch, nachdem er sich den Alexandrinern zu erkennen gegeben, dies Gebäude der großen Sternwarte auf dem Serapeum vorgezogen, von der aus man einen noch weiteren Horizont überblickte.

Nachdem Antinous aus dem engeren, neuen in den weiteren, alten Turm hinabgestiegen war, setzte er sich auf eine der unteren Stufen der Treppe nieder, um sich zu sammeln und das laut klopfende Herz ruhig werden zu lassen.

Das unfruchtbare Grübeln begann von neuem.

Die Zeit verrann, zwischen der Gegenwart und der von ihm zu verrichtenden That lagen nur noch wenige Viertelstunden. Das sagte er sich, und sein träges Gehirn regte sich kräftiger und gab ihm den Gedanken ein, sich krank zu stellen und den Kaiser an sein Lager zu rufen. Aber Hadrian war ja ein Arzt und mußte erkennen, daß

er gesund sei; ließ er sich aber dennoch täuschen, dann war er, war Antinous ein Betrüger.

Dieser Gedanke erfüllte ihn mit Abscheu vor sich selbst und mit Grauen vor der Zukunft, und dennoch war er der einzige, der Hoffnung auf Erfolg gewährte. Auch als er, von innerer Unruhe getrieben, aufsprang und zwischen den Speichern hin und her lief, konnte er keinen andern Anschlag finden.

Wie schnell verrannen die Minuten!

Die dritte Stunde nach Mitternacht mußte ganz nahe sein, und es blieb ihm kaum noch Zeit, in den Palast zu eilen, sich auf das Lager zu werfen und Mastor zu rufen.

Verwirrt vor Erregung und taumelnd wie ein Berauschter, eilte er in den alten Turm zurück, an dessen Wand er die Fackel gelehnt hatte, und schaute zu den steinernen Stufen hinauf.

Da flog ihm durch den Sinn, sie wiederum zu ersteigen und sich von ihnen herabzustürzen.

Was lag an ihm und seinem elenden Leben!

Sein Fall, sein Schrei rief den Kaiser von der Warte hernieder, und daß er seinen blutenden Liebling nicht unverbunden, nicht ungepflegt liegen lassen würde, das wußte er, darauf durfte er zählen. Trat dann Hadrian an sein Lager, so schenkte er seine Sorge vielleicht einem Sterbenden, aber doch keinem Betrüger.

Zum Aeußersten entschlossen, zog er den Gürtel, der seinen Chiton über den Hüften umschloß, fester zusammen und trat noch einmal ins Freie, um zum Himmel empor nach der Stunde zu schauen. Da sah er die schmale Sichel des abnehmenden Mondes, desselben Mondes, der sich rund im Meere gespiegelt hatte, als er ins Wasser

gestürzt war, um Selene zu retten. Mit greifbarer Deutlichkeit trat ihm das Bild der bleichen Jungfrau vor die Seele. Es war ihm, als hielte er sie wieder in den Armen, als sähe er sie vor sich auf dem Lager liegen, als dürfte er ihr zum andernmal die kühle Stirn mit den Lippen berühren. Dann schwand plötzlich das Gesicht, an seine Stelle aber trat brennende Sehnsucht nach ihr, und er sagte sich, daß er nicht sterben, nicht aus dem Leben scheiden könne, ohne sie noch einmal wieder zu sehen.

Unschlüssig schaute er sich um.

Vor ihm lag der größte unter den der Warte benachbarten Speichern.

Mit der Fackel in der Hand ging er an seinem geöffneten Thor vorüber. In dem weiten Raume seines Innern lagen die Kisten und Kasten, das Werg, der Flachssamen, das Stroh und die Matten, die die Geräte und Kunstwerke umhüllt hatten, mit denen der Palast neu ausgestattet worden war. Das wußte er, und als er nun wieder nach den Sternen schaute und sah, daß die zweite Stunde nach Mitternacht sich dem äußersten Ende nahte, da blitzte ein furchtbarer Gedanke in ihm auf, und ohne zu überlegen, ohne nach den Folgen zu fragen, warf er die Fackel in das offene, bis an das Dach mit Brennstoff erfüllte Gebäude und beobachtete regungslos und mit gekreuzten Armen die sich rasch ausbreitende Flamme, den aufsteigenden Rauch, das Ringen und die stille, ungleichartige, wirbelnde Vermengung des schwarzen Qualms mit dem glühenden Lichte, den Sieg des Feuers und sein züngelndes Lodern durch jede Oeffnung des Speichers.

Schon glimmte das mit Palmenſtämmen und Schilf gedeckte Dach, als Antinous mit dem lauten Rufe „Feuer, Feuer! Es brennt!“ in den nur wenige Schritte von den Speichern entfernten Turm und die Stufen hinaufſtürzte, die zu der Warte des kaiſerlichen Sternſehers führten.

Vierzehntes Kapitel.

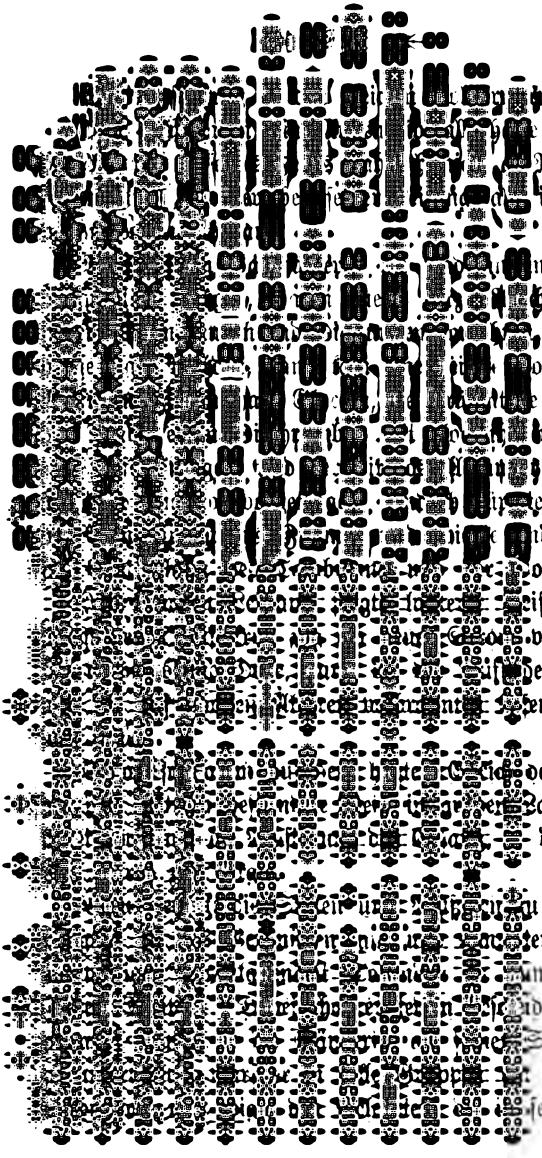
Das Festmahl, das Verus zur Vorfeier seines Geburtstages gab, schien sich beim Beginn der dritten Nachtstunde noch lange nicht dem Ende zu nähern.

Außer den vornehmen und gelehrten Römern, die dem Kaiser nach Alexandria gefolgt waren, hatten sich die angesehensten und berühmtesten Alexandriner bei dem Prätor eingefunden.

Das glänzende Mahl war längst zu Ende; doch Mischkrug auf Mischkrug wurde noch immer gefüllt und geleert.

Verus selbst war von den Gästen einstimmig zum König und Leiter des Gelages ernannt worden. Reich bekränzt lag er in dem nach seiner eigenen Erfindung aus vier Polstern zusammengesetzten Lager auf Rosenblättern. Ein Vorhang von Flor schützte ihn gegen Mücken und Fliegen, und ein aus Lilienstengeln und Blüten leicht zusammengewobener Teppich bedeckte ihm die Füße und hauchte ihm und der schönen Sängerin, die neben ihm lag, süßen Duft entgegen.

Reizende, als Amoretten aufgeputzte Knaben waren der Winke des „falschen Eros" gewärtig.



auf Polſtern ausgeſtreckt lagen, daß er, ſo viel es anging, an ihren Geſprächen Anteil nehme.

Alexandria, die Vereinigungsſtätte der Wiſſenſchaften des Abend- und Morgenlandes, hatte andere Feſte geſehen als dies rohe Gelage!

Ein gutes ernſtes Geſpräch würzte auch heute noch das gemeinſame Mahl der zum Muſeum gehörenden Kreiſe, doch die ſinnloſe Ueppigkeit Roms hatte den Weg in die Häuſer der Reichen gefunden, und ſelbſt die edelſten Errungenſchaften des menſchlichen Geiſtes wurden unverſehens in Genußmittel verwandelt. Man war Philoſoph, um ſchlagfertig zu ſein, um überall mitreden zu können, und beim Gaſtmahl wurde eine gut erzählte Anekdote höher willkommen geheißen als ein tiefer, zum Nachdenken anregender Gedanke, der feine Gegenreden erweckte.

Welch ein Lärm, welch ein Gekreiſch durchtobte den Saal in der zweiten Stunde nach Mitternacht! Wie wurde die Lunge von übermächtigen Düften beklemmt, wie widrige Auftritte verletzten das Auge, wie ſchamlos wurde die Sitte mit Füßen getreten! Das giftige Wehen der entfeſſelten Lüſte warf das ſchöne Maßhalten des griechiſchen Weſens über den Haufen, und aus dem Weindunſt, der dies Chaos von raſenden Schlemmern umhüllte, ſtieg der bleiche Geiſt der Ernüchterung langſam auf und ſchielte nach Opfern für den kommenden Morgen.

Der Kreis von Polſtern, auf denen Florus, Favorinus und ihre alexandriniſchen Freunde ruhten, erſchien wie eine Inſel in dem brandenden Meere der Orgie. Auch hier war den Bechern wacker zugeſprochen worden, und Florus redete ſchon mit lallender Zunge; aber das Geſpräch hatte dennoch die Herrſchaft behauptet.

Der Kaiser war vor zwei Tagen in das Museum gekommen, und hatte dort mit den hervorragendsten Gelehrten vor dem versammelten Kreis ihrer Schüler wissenschaftliche Gespräche geführt.

Zuletzt hatte sich eine förmliche Disputation entsponnen.

Bewunderungswürdig war die schneidige dialektische Schärfe gewesen, mit der Hadrian es verstanden, in reinem attischen Griechisch die Gegner in die Enge zu treiben.

Mit dem Versprechen, sich den Opponenten nächstens wieder zu stellen, hatte der Herrscher die berühmte Anstalt verlassen.

Die Philosophen Pankrates und Dionysius, sowie der völlig nüchterne Apollonius berichteten über die einzelnen Wendungen dieses bemerkenswerten Kampfes des Geistes und rühmten das wunderbare Gedächtnis und die schlagfertige Zunge des Imperators.

„Und ihr habt ihn nicht einmal in seiner besten Stunde gesehen!“ rief der gallische Sophist und Rhetor Favorinus. „Er erhielt ein Unglück verheißendes Orakel, und die Sterne scheinen den Spruch zu bestätigen. Das verdirbt ihm die Stimmung. Unter uns gesagt, kenne ich einige, die ihm in der Dialektik überlegen sind, aber in seinen heiteren Stunden ist er unwiderstehlich, ja unwiderstehlich. Seit wir wieder versöhnt sind, ist er gegen mich wie ein Bruder. Ich verteidigte ihn gegen jedermann; denn ich sagte es ja, Hadrian ist mein Bruder.“

Der Gallier sah sich bei dieser Prahlerei mit glühenden Augen herausfordernd um. Er wurde bleich beim Trinken, empfindlich, ruhmredig und sehr gesprächig.

„Gewiß bist Du im Recht,“ entgegnete ihm Apollonius.

„Aber es wollte uns ſcheinen, als würde er bitter im Streite. Seine Augen ſind mehr düſter als heiter.“

„Er iſt mein Bruder,“ wiederholte Favorinus, „und was ſeine Augen angeht, ſo habe ich ſie, beim Herkules, wie helle Sonnen und luſtig flackernde Sterne leuchten ſehen! Und ſein Mund! Ich kenne ihn! Er iſt mein Bruder, und ich wette, daß, während er ſich herabließ, mit euch — es iſt zu komiſch — mit euch zu disputiren, an jedem Winkel ſeines Mundes ein Satyr gelacht hat, ſo — ſeht nur her — ſo gelacht hat!“

„Ich bleibe dabei. — Er erſchien uns mehr düſter als heiter,“ behauptete Apollonius verdroſſen, und Pankrates fügte hinzu:

„Wenn er in der That zu ſcherzen verſteht, ſo ließ er es uns wahrlich nicht merken.“

„Nichts für ungut,“ lachte der Gallier, „ihr kennt ihn eben nicht, aber ich, ich bin ſein Bruder und darf überall ſein, wo er iſt. Wartet nur, ich werde euch ein paar Geſchichten von ihm erzählen. Wenn ich wollte, könnte ich euch ſein Inneres beſchreiben, als läg' es da auf der Fläche des Weines in meinem Becher. Einmal alſo beſichtigte er in Rom die neu ausgeſchmückten Bäder des Agrippa, und ſah im Apodyterium*) einen alten Mann, einen Veteranen, der irgendwo mit ihm gekämpft hatte. Mein Gedächtnis wird viel bewundert, das ſeine aber gibt ihm wenig nach. Natürlich erkennt Hadrian den Mann und tritt auf ihn zu. Scaurus hieß der Alte, — ja, ja, Scaurus. Der bemerkte nun den Cäſar nicht gleich; denn die Narben brannten ihn nach dem

*) Das Auskleidezimmer des Bades.

Bade, und er ſcheuerte den Rücken an dem rauhen Stein eines Pfeilers. Da frug Hadrian den Graukopf: ‚Warum kratzeſt Du Dich, Freund?‘ Und Scaurus erwiderte, ohne ſich umzuſehen, und weil er die Stimme des Imperators nicht gleich erkannte, kurz angebunden: ‚Weil ich keinen Sklaven habe, um das zu beſorgen.‘ Da hättet ihr den Kaiſer lachen hören ſollen! Freigebig wie er zuweilen iſt — ich ſage zuweilen — ſchenkte er Scaurus gleich ein hübſches Sümmchen und zwei tüchtige Sklaven. Dieſe Geſchichte verbreitete ſich ſchnell, und als der Mann, von dem ihr glaubt, er könnte nicht ſcherzen, nach einiger Zeit wieder ins Bad kam, ſtellten ſich ihm ſofort zwei Soldaten in den Weg, ſchabten den Rücken an der Wand wie Scaurus und riefen ihm zu: ‚Großer Cäſar, wir haben keine Sklaven!‘ — ‚Kratzt euch einander!‘ gab er zur Antwort und ließ ſie ſich weiter ſchaben.“

„Vortrefflich!“ lachte Dionyſius.

„Nun aber noch eine wahre Geſchichte,“ fiel ihm der redſelige Gallier ins Wort. „Einmal wurde Hadrian von einem Mann mit weißen Haaren angebettelt. Der Kerl war ein Lump, ein Paraſit, der von einer Tafel zur andern herumzog und ſich aus fremden Beuteln und Schüſſeln mäſtete. Der Kaiſer kennt ſeine Leute und wies ihn ab. Der Schmarotzer ließ ſich nun, um nicht wieder erkannt zu werden, die ergrauten Locken dunkel färben und verſuchte zum zweitenmale beim Kaiſer ſein Heil. Aber die Augen Hadrians ſind gut. Er wies ihm die Thür und ſagte dabei mit der ernſteſten Miene: ‚Neulich ſchlug ich ſchon Deinem Vater ab, ihm etwas zu geben.‘ Hundert ähnliche Scherze gehen in Rom von

Mund zu Mund, und wenn ihr wollt, geb' ich euch gleich noch ein Dutzend zum besten."

„Erzähle nur, heraus mit Deinen Geschichten. So alte gute Bekannte sieht man gern wieder," lallte Florus. „Wenn Favorinus schwatzt, können wir trinken."

Der Gallier schaute verächtlich auf den Römer und entgegnete schnell:

„Für Trunkene sind meine Reden zu gut."

Florus besann sich auf eine Antwort, bevor er sie aber gefunden, stürzte der Leibsklave des Prätors in den Festsaal und rief:

„Es brennt auf der Lochias im Palaste des Kaisers."

Verus stieß sogleich die Liliendecke mit dem Fuß auf den Boden, riß das ihn schützende Netz entzwei und rief dem atemlosen Diener zu:

„Den Wagen, sogleich den Wagen! Auf Wiedersehen an einem andern Abend. Meinen Dank, Freunde, Dank für die Ehre, die ihr mir erwieset; ich muß auf die Lochias."

Zugleich mit Verus, der, ohne sich mit dem Pallium zu bedecken, schnell aus der Halle verschwand und glühend, wie er war, in die kühle Nacht hinausstürzte, war der größte Teil der Gäste aufgesprungen, um ins Freie zu eilen, das Feuer zu sehen und Neues zu hören. Nur sehr wenige begaben sich auf die Brandstätte, um den löschenden Bürgern zu helfen.

Viele stark berauschte Zecher blieben auf den Lagern liegen.

Als Favorinus und die Alexandriner sich von den Polstern erhoben, rief Florus:

„Mich bringt kein Gott von hier fort, und wenn auch das ganze Haus herunterbrennt und Alexandria und Rom und meinetwegen sämtliche Nester und Länder auf

Erden. Alles ſoll verbrennen! Größer und vollkommener als unter den Kaiſern kann das römiſche Reich doch nicht werden! Es mag abbrennen wie ein Strohhaufen, mir kann es recht ſein, ich bleibe hier liegen und trinke."

Unentwirrbar erſchien das Gewühl auf dem Schauplatze des unterbrochenen Feſtes, während Verus zu Sabina eilte, um ſie von dem Geſchehenen zu unterrichten.

Balbilla hatte das Feuer zuerſt bemerkt, und zwar bei ſeiner Entſtehung, als ſie nach fleißiger Nachtarbeit vor dem Zubettgehen das Meer überſchaute. Sie war ſogleich ins Freie geeilt, hatte Feuer gerufen und ſuchte nun einen Kämmerer, um Sabina wecken zu laſſen.

Die ganze Lochias ſtrahlte in purpurner und goldner Glut. Sie bildete den Kern eines weit ausgebreiteten Lichtſcheins von zarterem Rot, deſſen Umfang und Helligkeit bald geringer und bald darauf wieder größer erſchien.

Verus traf die Dichterin bei der aus dem Garten in die Gemächer der Kaiſerin führenden Pforte. Diesmal bewillkommnete er ſie nicht mit dem gewöhnlichen Gruße, ſondern fragte nur ſchnell:

„Iſt Sabina benachrichtigt?"

„Ich glaube noch nicht!"

„So laß ſie wecken. Grüße ſie von mir. Ich muß auf die Lochias."

„Wir kommen Dir nach."

„Bleibt hier; ihr ſeid dort im Wege."

„Ich nehme nur wenig Raum ein und komme. Welch ein herrliches Schauſpiel!"

„Ewige Götter, da ſchlägt auch unter dem Palaſte beim Hafen der Könige eine Flamme auf. Wo die Wagen nur bleiben!"

„Nimm mich mit!“

„Nein, Du ſollſt die Kaiſerin wecken.“

„Und Lucilla?“

„Ihr Frauen bleibt wo ihr ſeid.“

„Ich für mein Teil gewiß nicht. Der Kaiſer wird doch nicht in Gefahr ſein?“

„Kaum! — Die alten Quadern können nicht brennen.“

„Sieh nur wie köſtlich! Der Himmel wird zu einem purpurnen Zelte. Ich bitte Dich, Verus, erlaube mir Dich zu begleiten.“

„Nein, Schönſte! da drüben ſind Männer vonnöten!“

„Wie unfreundlich Du biſt!“

„Endlich! da kommt der Wagen. Ihr Frauen bleibt hier. Haſt Du mich verſtanden?“

„Ich laſſe mir nichts befehlen und geh' auf die Lochias.“

„Um Antinous in den Flammen zu ſehen? Solch ein Schauſpiel gibt es nicht täglich,“ rief Verus ſpöttiſch, während er in den Wagen ſprang und die Zügel ſelbſt in die Hand nahm.

Unwillig ſtampfte Balbilla mit dem Fuße.

Sie ging in die Gemächer Sabinas und beſchloß nun, die Brandſtätte ganz gewiß aufzuſuchen.

Die Kaiſerin ließ ſich vor niemanden ſehen, bevor ſie völlig angekleidet war, auch nicht vor Balbilla. Eine Zofe teilte dieſer mit, daß Sabina wohl aufſtehen werde, ihrer Geſundheit aber nicht zumuten dürfe, ſich in die Nacht hinauszuwagen.

Die Dichterin ſuchte nun Lucilla auf und bat ſie, mit ihr auf die Lochias zu fahren. Dieſe zeigte ſich ſogleich bereit; als ſie aber hörte, ihr Gatte hätte gewünſcht, die Frauen möchten im Cäſareum bleiben, erklärte ſie, ihm

Gehorsam zu schulden und suchte auch die Freundin zurückzuhalten. Aber der trotzige Lockenkopf war fest entschlossen, gerade weil Verus es ihr verboten, und noch dazu mit höhnischen Worten verboten hatte, den eigenen Willen durchzusetzen.

Nach einem kurzen Wortwechsel mit der Freundin verließ sie Lucilla, suchte die Gesellschafterin auf, eröffnete ihr, was sie vorhatte, machte den Widerspruch Frau Claudias durch einen sehr entschiedenen Befehl zu Schanden, gebot in eigener Person dem Hausverwalter, einen Wagen anspannen zu lassen, und gelangte anderthalb Stunden später als Verus zu dem gefährdeten Palast.

Eine unabsehbare, vielköpfige Volksmenge umlagerte die schmale Landseite der Lochias und den Hafen zu ihren Füßen, in dem einige Magazine und Schiffswerften in Flammen standen.

Zahllose Boote umschwärmten die Landzunge.

Mit großem Geschrei und dem Aufgebot von unzähligen Menschenkräften versuchte man, die großen Schiffe, die an der Rhede des königlichen Hafens vor Anker gegangen waren, flott zu machen und in Sicherheit zu bringen. Hell, und doch mit einem rötlicheren und unruhigeren Lichte als das des Tages, war alles weit und breit erleuchtet. Die Nordostbrise wehte in das Feuer, erschwerte die Arbeit der löschenden Männer und entlockte allem, was glühte, lodernde Flammen. Jeder brennende Speicher hatte sich in eine riesige Fackel verwandelt und erhellte weithin das Dunkel der Nacht. Rötlich angehaucht war der weiße Marmor des höchsten aller Leuchttürme auf der Insel Pharus; doch das weithin sichtbare Feuer auf seiner Spitze erschien bleich und glanzlos. Die dunklen

Körper der großen Schiffe und die Scharen der Boote in weiterer Ferne waren mit feurigem Schimmer umzogen, und das ruhende Meer in der Nähe des Ufers diente dem Glanze, der die ganze Lochiasgegend umhüllte, zum Spiegel.

Balbilla wurde nicht müde, dies rege Wettspiel der glänzendsten Farben unter einander und des sattesten Lichtes mit dem tiefsten Schatten zu bewundern. Und sie hatte Zeit, das wundervolle Gemälde vor ihren Augen zu betrachten; denn ihr Wagen kam nur langsam vorwärts, und da, wo die Straße von dem königlichen Hafen zum Palaste hinaufführte, traten ihr Lictoren in den Weg und erklärten entschieden, ein weiteres Vordringen sei unmöglich.

Die vom Glanz des Feuers und von der sie umdrängenden Menge beunruhigten Rosse waren kaum mehr zu bändigen, stiegen und schlugen dann wieder an den Kasten des Wagens. Der Lenker erklärte für nichts mehr einstehen zu können.

Das zum Retten herbeigeeilte Volk begann auf die müßigen Weiber zu schmähen, die lieber beim Webstuhl bleiben, als den Bürgern den Weg versperren sollten.

„Am Tage gibt es Zeit genug zum Spazierenfahren," rief ein Bürger, und ein anderer: „Wenn der da oben ein Funken in die Locken fliegt, so kommt ein Waldbrand zum Ausbruch."

Die Lage der Dichterin gestaltete sich von Minute zu Minute unerträglicher, und sie befahl dem Rosselenker nun selbst umzukehren. Aber dies war in der von Menschen wimmelnden Straße schwerer gethan als befohlen. Das eine Roß sprengte den Riemen, der das auf seinem Widerrist ruhende Joch mit der Deichsel verband, sprang zur Seite und bedrängte die Menge, die nun laut schrie und kreischte.

Balbilla wollte vom Wagen ſpringen, aber Frau Claudia klammerte ſich, außer ſich vor Angſt, feſt an ſie an und beſchwor ſie, ſie nicht mitten im Verderben im Stich zu laſſen.

Die verzogene Patriziertochter war nicht furchtſam, diesmal hätte ſie doch viel darum gegeben, wenn ſie Verus gehorcht hätte. Anfänglich dachte ſie noch: „Ein hübſches Abenteuer; aber es wird doch erſt recht ſchön ſein, wenn es vorbei iſt;“ ſpäter aber verlor ihr Wagſtück jede Spur eines Reizes, und Reue, es unternommen zu haben, ſtellte ſich ein. Das Weinen war ihr ſchon weit näher als das Lachen, als hinter ihr eine tiefe Männerſtimme mit befehlshaberiſcher Entſchiedenheit rief:

„Platz da für die Pumpen! Was den Weg verſperrt, werft auf die Seite!“

Dieſe ſchrecklichen Worte veranlaßten Frau Claudia, in die Kniee zu ſinken, doch dem gelähmten Mute Balbillas verliehen ſie neue Flügel.

Sie hatte die Stimme des Baumeiſters Pontius erkannt.

Jetzt hielt er hoch zu Roß dicht hinter ihrem Wagen.

Er war alſo der Reiter geweſen, der vom Meer aus hinauf zu den höher gelegenen brennenden Speichern, hinunter an die See und dann bald hierhin, bald dorthin geſprengt war.

Voll wandte ſie ſich nach ihm um und rief ihn bei Namen.

Er erkannte ſie, verſuchte ſein vorwärts ſtrebendes Roß zum Stehen zu bringen, ſchüttelte lächelnd den Kopf, als wollte er ſagen: „Sie iſt ein Tollkopf, der tüchtige Schelte verdient; aber wer könnte ihr zürnen?“ und befahl dann gerade, als ſei ſie ein Warenballen oder

dergleichen und nicht die vornehme Erbin, den ihn begleitenden Sicherheitswächtern:

„Spannt die Roſſe aus, wir können ſie zum Waſſerführen gebrauchen!“ — „Helft den Frauen vom Wagen!“ — „Nehmt ſie in eure Mitte, Nonnus und Lucanus!“ — „Stoßt jetzt das Fuhrwerk dort in die Büſche!“ — „Platz da vorn! Platz für unſere Geräte!“

Jeder dieſer Befehle wurde ſo ſchnell befolgt, als hätte ein Feldherr ſie den wohlgeſchulten Soldaten erteilt.

Nachdem die Pumpen ſich in Bewegung geſetzt hatten, ritt Pontius dicht an Balbilla heran und ſagte:

„Der Kaiſer iſt wohlbehalten. Was Dich betrifft, ſo wünſcheſt Du den Gang des Feuers aus der Nähe zu ſehen, und in der That, die Farben da drüben ſind herrlich. Euch zum Cäſareum zurückzuführen, fehlt mir die Zeit. Folgt mir nun. Dort drüben in dem ſteinernen Haus des Hafenwächters ſeid ihr geborgen und könnt vom Dache aus die Lochias und die ganze Halbinſel überblicken. Du wirſt eine ſeltene Augenweide haben, edle Balbilla; aber ich bitte Dich, dabei nicht zu vergeſſen, wie vieler Tage redliche Arbeit, wie reiche Güter, wie viel mit ſaurem Fleiß erworbener Beſitz in dieſer Stunde verloren gehen. Was Dich ergötzen ſoll, wird vielen bittere Thränen koſten; hoffen wir darum beide, daß dies herrliche Schauſpiel jetzt den Glanzpunkt erreichte und bald beendigt ſein wird.“

„Das hoff' ich, und hoff' es von Herzen!“ rief das Mädchen.

„Ich wußt' es! Sobald es ſich thun läßt, ſeh' ich nach euch. Ihr, Nonnus und Lucanus, führt dieſe hohen Frauen bei dem Hafenwächter ein. Sagt ihm, ſie wären

die nächſten Freundinnen der Kaiſerin. — Wo fahren die Pumpen nur hin? Auf Wiederſehen, Balbilla!“ Mit dieſem Gruße gab der Baumeiſter dem Pferde die Zügel frei und brach ſich Bahn durch die Menge.

Eine Viertelſtunde ſpäter ſtand das Mädchen auf dem Dach eines ſteinernen Häuschens. Frau Claudia war ganz erſchöpft und keines Wortes mächtig in der dumpfen Stube des Hafenwächters auf einem roh gezimmerten Seſſel von Holz ſitzen geblieben.

Die junge Römerin ſchaute jetzt das Feuer mit anderen Augen an als vorhin. Pontius hatte ſie gelehrt, gegen die Flammen Partei zu nehmen, die ihr noch vor kurzem, wenn ſie recht hoch und kräftig zum Himmel aufgeloht waren, Freude bereitet hatten. Sie regten ſich noch mächtig genug, als ſie das Dach erſtiegen hatte; bald aber ſchien es ihnen ſchwer und immer ſchwerer zu fallen, ſich gegen den ſchwarzen Rauch, der aus den Brandſtätten aufquoll, zu behaupten.

Balbilla hatte nach dem Baumeiſter ausgeſchaut und ihn auch bald gefunden; denn der Mann zu Pferd überragte die Menge.

Bald hielt er bei dieſem, bald bei jenem brennenden Speicher; einmal verlor ſie ihn eine Weile ganz aus den Augen; denn er war auf der Lochias geweſen. Dann erſchien er wieder, und überall wo er eine Zeit lang blieb, legte ſich die Wut des entfeſſelten Elements.

Ohne daß ſie es wahrgenommen, hatte der Wind ſich völlig gedreht. — Dann war die Luft ſtill und wärmer geworden.

Dieſer Umſtand kam den löſchenden Bürgern zu gute; Balbilla aber ſchrieb es allein der Umſicht ihres kräftigen

Freundes zu, daß das Feuer an vielen Stellen abnahm und an anderen völlig erloſch.

Einmal ſah ſie, wie er ein Gebäude abreißen ließ, das einen brennenden Speicher von einigen verſchont gebliebenen Vorratshäuſern trennte, und ſie durchſchaute den Grund dieſer Anordnung. Er ſchnitt den Flammen den Weg ab.

Ein anderesmal ſah ſie ihn, wie er auf einem Hügel hielt. Dicht vor ihm ſtand ein Magazin, in dem Taue und Tonnen mit Harz und Teer aufbewahrt wurden, in hellen Flammen. Er kehrte ihr voll das Antlitz zu und deutete mit ruhigen Handbewegungen bald hierhin, bald dorthin.

Seine Geſtalt und ſein Pferd, das ſich unruhig unter ihm hob, waren von glühend rotem Lichte umgeben. Ein herrliches Bild. Sie zitterte für ihn, ſie bewunderte dieſen unerſchrockenen, thatkräftigen, feſten Mann, und als ein brennender Balken dicht vor ihm niederſtürzte und er das ſcheue Roß, das ſich mit ihm im Kreiſe zu drehen begann, endlich zwang, ſich ſeiner Leitung wieder zu fügen, kam ihr der Vorwurf des Prätors in den Sinn, daß ſie bei ihrem Vorhaben, auf die Lochias zu fahren, beharre, um ſich an dem Anblick eines Antinous in den Flammen zu weiden.

Hier bewunderte ſie ein würdigeres Schauſpiel, und dennoch zeigte ihr die lebhafte Phantaſie, die oft, und zuweilen auch gegen ihren Willen, geſtaltenloſen Gedanken Formen gab, das Bild des ſchönen Jünglings von dem glühenden Scheine umfloſſen, der immer noch den Horizont bemalte.

Stunde auf Stunde verging, die Arbeiten der löſchen-

den Tausende wurden von immer deutlicherem Erfolg gekrönt, ein Brand nach dem andern ward, wenn nicht völlig erstickt, so doch gedämpft, auf der Lochias stieg statt der Flammen nur noch schwärzlicher, mit Funken vermischter Rauch in die Höhe, und Pontius kam immer noch nicht, um nach ihr zu schauen.

Sie sah keine Sterne; denn der Himmel hatte sich mit Wolken bezogen; doch der Beginn des neuen Tages konnte nicht fern sein.

Es fror sie, und das lange Ausbleiben des Freundes begann sie zu verdrießen.

Als es auch mit großen Tropfen zu regnen anfing, stieg sie die auf das Dach führende Leiter hinunter und setzte sich in dem Gemache des Hafenaufsehers an das Feuer, neben dem ihre Begleiterin entschlummert war.

Wohl eine halbe Stunde hatte sie träumend in die wärmende Glut geschaut, als sie Hufschlag vernahm und Pontius erschien. Sein Antlitz war geschwärzt, die tiefe Stimme heiser vom stundenlangen Befehlerteilen.

Balbilla vergaß, als sie ihn sah, den Verdruß, begrüßte ihn freundlich und erzählte ihm, daß sie jede seiner Bewegungen beobachtet habe; aber das lebhafte und schnell begeisterte Mädchen brachte jetzt nur mit Mühe einige Worte über die Lippen, die dem Beifall, den seine Handlungsweise so lebhaft in ihr erregt hatte, Ausdruck verliehen.

Sie hörte ihm an, daß sein Mund wie ausgedorrt war und seine Kehle nach einem Trunk lechzen mußte, und sie, die sich sonst jede einzelne Nadel, deren sie bedurfte, von Sklaven reichen ließ, und der das Schicksal niemand geschenkt hatte, gegen den sie sich gern dienstlich erwiesen hätte, schöpfte mit eigener Hand aus dem großen,

in einer Ecke des Gemaches aufgestellten Thonkrug eine Schale voll Wasser und reichte sie ihm mit der Bitte, zu trinken.

Begierig schlürfte er das erfrischende Naß ein, und als das kleine Gefäß leer war, nahm Balbilla es ihm schweigend aus der Hand, füllte und reichte es ihm wieder.

Frau Claudia, die beim Eintritt des Baumeisters erwacht war, schaute dem unerhörten Thun der Pflegebefohlenen erstaunt und kopfschüttelnd zu. Als Pontius auch die dritte Schale, die Balbilla ihm reichte, geleert hatte, sagte er tief aufatmend:

„Das war ein Trunk! Zeitlebens hat mir keiner auch nur halb so gut gemundet."

„Trübes Wasser aus einem schlechten irdenen Becher," lachte das Mädchen.

„Und es schmeckte doch besser als Wein von Byblus aus einem goldenen Pokale."

„Du verdientest auch redlich diese Erquickung, und der Durst würzt auch den bescheidensten Trank."

„Du vergißt die Hand, die ihn reichte," rief der Baumeister mit lebhafter Wärme.

Da errötete Balbilla und schaute verwirrt zu Boden, doch nur während eines Augenblicks. Dann erhob sie das Antlitz wieder und sagte so heiter und sorglos wie immer:

„Jetzt hat man Dich also köstlich getränkt, und nun das geschehen ist, wirst Du Dich nach Hause begeben und den Essenkehrer wieder in den großen Baumeister verwandeln. Bevor dies vor sich geht, bitt' ich Dich aber uns zu erzählen, welcher Gott Dich zur rechten Zeit von

Peluſium hierher führte, wie das Feuer entſtand, und wie es in dem Palaſt auf der Lochias ausſieht."

„Meine Zeit iſt kurz," entgegnete Pontius und berichtete dann ſchnell, daß er, nachdem er in Peluſium die Vorarbeiten beendet, mit der kaiſerlichen Poſt nach Alexandria zurückgekehrt ſei. Als er bei den Poſtſtällen aus dem Wagen geſtiegen, habe er den Feuerſchein über dem Meere bemerkt, und gleich darauf durch einen Sklaven erfahren, daß es auf der Lochias brenne. An Pferden ſei auf der Poſtſtation Ueberfluß geweſen. Er hätte ſich ein tüchtiges ausgewählt und wäre, bevor das Gedränge begonnen, in den Palaſt gelangt. Wie das Feuer ausgekommen ſei, müſſe bis jetzt dahingeſtellt bleiben.

„Der Kaiſer," ſagte er, „beobachtete gerade den Himmel, als der Brand in einem Speicher neben der Warte ausbrach. Antinous bemerkte das Unheil zuerſt, ſchrie ‚Feuer!' und warnte den Gebieter. Ich fand Hadrian in großer Erregung. Er trug mir auf, die Leitung der Rettungsarbeiten zu übernehmen. Auf der Lochias hat Verus mir beigeſtanden, und zwar mit ſolcher Verwegenheit und Tüchtigkeit, daß ich ihm manches abzubitten habe. Den Kaiſer ſelbſt hielt ſein Liebling in dem Palaſte zurück; denn der arme Burſch hat ſich beide Hände verbrannt."

„Ach!" rief Balbilla mit lebhaftem Bedauern, „wie iſt das nur geſchehen?"

„Als Hadrian und Antinous zum erſtenmal von der Warte ſtiegen, hatten ſie ſo viel Inſtrumente und Papiere, wie ſie zu tragen vermochten, mit ſich genommen. Unten bemerkte der Kaiſer, daß Tafeln mit wichtigen Aufzeichnungen oben liegen geblieben wären, und ſprach ſein Bedauern darüber aus. Indeſſen hatte das Feuer bereits

den leicht gebauten neuen Turm ergriffen, und es ſchien unmöglich, noch einmal in ihn einzudringen. Aber der bithyniſche Träumer kann auch aus dem Schlummer erwachen, und während der Kaiſer den brennenden Flachsbüſchen, die der Wind in den Hafen entführte, mit Beſorgnis nachſah, ſtürzte ſich der verwegene Geſell in das brennende Gebäude, warf die Tafeln von der Spitze der Warte herunter und eilte dann die Treppe hinab. Seine kühne That würde übrigens dem armen Schelm doch noch das Leben gekoſtet haben, wenn der Sklave Maſtor, der inzwiſchen herbeigeeilt war, Antinous nicht von den Steinſtufen des alten Bauwerks, auf dem der neue Turm ſteht, ins Freie getragen hätte. Er war an ihrem oberen Ende halb erſtickt und ohnmächtig zuſammengeſunken."

„Aber er lebt, der herrliche, den Göttern ähnliche Jüngling, und er iſt außer Gefahr!" rief Balbilla im Tone großer Beſorgnis.

„Er befindet ſich wohl. Nur an den Händen trug er, wie geſagt, Brandwunden davon, und ſein Haar iſt etwas verſengt; das wächſt ja aber wieder."

„Die weichen, anmutigen Locken!" rief Balbilla. „Laß uns nach Hauſe, Claudia. Der Gärtner ſoll uns einen prächtigen Roſenſtrauß ſchneiden, und den ſchicken wir Antinous, um ihn zu erfreuen."

„Blumen einem Manne, der nicht nach ihnen begehrt?" frug Pontius ernſt.

„Womit ſoll man ſonſt eure Tugend belohnen und eure Schönheit ehren?"

„Eine wackere Handlung lohnt unſer eigenes Bewußtſein, eine ſchöne That der Lorbeer aus der Hand berufener Männer."

„Und die Schönheit?“

„Die der Frauen trägt ihnen Bewunderung ein, vielleicht auch Liebe und Blumen, die der Männer darf die Augen erfreuen, doch die Aufgabe, sie zu ehren, fällt keinem sterblichen Weibe zu.“

„Und wem sonst, wenn Du diese Frage gestattest?“

„Der Kunst, die sie verewigt.“

„Aber die Rosen werden dem leidenden Jüngling zum Trost und zur Freude gereichen.“

„So schicke sie dem Kranken, aber nicht dem schönen Knaben,“ versetzte Pontius herb.

Balbilla schwieg und folgte mit der Gefährtin dem Baumeister in den Hafen. Dort verabschiedete er sich von ihnen und hob sie in einen Kahn, der sie durch eines der Brückenthore des Heptastadiums in das Cäsareum zurückführte.

Auf der Fahrt dahin sagte die junge Römerin zu der älteren:

„Pontius verdarb mir den Spaß mit den Rosen. Der Kranke bleibt doch immer der schöne Antinous, und wenn jemand glauben könnte ... Ich thue, was mir gefällt, das Beste aber ist doch, wir lassen den Strauß gar nicht schneiden.“

Fünfzehntes Kapitel.

Die Stadt war außer Gefahr, der Brand im Verlöschen.

Der Baumeister Pontius hatte sich bis mittag keine Ruhe gegönnt.

Drei Pferde waren unter ihm ermattet und durch frische ersetzt worden, aber sein nerviger Körper und gesunder Geist hatten bis jetzt allen Anstrengungen Trotz geboten.

Sobald er seine Aufgabe als gelöst betrachten durfte, begab er sich in seine Wohnung zurück.

Er bedurfte einiger Ruhe, aber schon im Vorsaal seiner Behausung fand er viele, die sie ihm streitig machen wollten.

Ein mitten im Leben stehender Mann, der großen Unternehmungen vorsteht, kann sich nicht ungestraft auf eine Reihe von Tagen aus seinem Heim entfernen. Die Anforderungen stauen sich auf und stürzen sich auf den Heimkehrenden wie ein Wasser, dem man die Schleusenthore öffnet, von denen es zurückgehalten worden war.

Wohl zwanzig Leute, die von der Heimkehr des Baumeisters vernommen hatten, erwarteten ihn in der Vorhalle und drangen, sobald er sich zeigte, auf ihn ein.

Mehreren ſah er an, daß ſie in wichtigen Angelegenheiten gekommen waren, aber er fühlte, daß er an der Grenze ſeiner Kraft angelangt ſei, und war entſchloſſen, ſich um jeden Preis ein wenig Ruhe zu ſichern.

Das ſonſt ſo bedachtſame Weſen des ernſten Mannes geriet gegenüber den überſpannten Anforderungen, die man an ſeine Widerſtandskraft ſtellte, ins Weichen, und zornig, klagend, unwillig wies er auf ſein geſchwärztes Geſicht und rief, während er ſich durch die Wartenden Bahn brach:

„Morgen, morgen; ja, wenn es denn ſein muß, ſchon heute nach Untergang der Sonne! Jetzt aber brauche ich Ruhe, Ruhe, Ruhe! Ihr ſeht ja ſelbſt, wie ich zugerichtet bin.“

Alle, auch die Bauführer und Lieferanten, die in den dringendſten Geſchäften erſchienen waren, traten zurück; nur ein älterer Mann, der Hausmeiſter ſeiner Schweſter Paulina, hielt ihn an dem von Rauch befleckten und an manchen Stellen verſengten Chiton zurück und ſagte ſchnell und leiſe:

„Meine Herrin grüßt Dich. Sie hat Dinge mit Dir zu beſprechen, die keinen Aufſchub dulden. Ich darf Dich nicht verlaſſen, bevor Du mir zugeſagt haſt, ſie heute noch aufzuſuchen. Unſer Wagen wartet auf Dich an der Gartenpforte.“

„Schick ihn nach Hauſe,“ entgegnete Pontius nicht eben freundlich, „Paulina muß ſich noch einige Stunden gedulden.“

„Ich habe den Befehl, Dich ſogleich zu ihr zu führen.“

„Aber in dieſem Zuſtande, ſo — ſo kann ich nicht kommen,“ rief der Baumeiſter heftig. „Nehmt ihr denn

gar keine Rückſicht? Und doch! Wer kann wiſſen? Sage ihr, in zwei Stunden wäre ich bei ihr."

Nachdem Pontius auch dieſem Dränger entflohen war, nahm er ein Bad. Dann ließ er ſich eine Mahlzeit vorſetzen; doch ſelbſt während er aß und trank, blieb er nicht unbeſchäftigt; denn er las die eingegangenen Schreiben und prüfte einige Zeichnungen, die ſeine Gehilfen in ſeiner Abweſenheit ausgeführt hatten.

„Gönne Dir ein Stündchen Ruhe," bat die alte Schaffnerin, die ſeine Amme geweſen war und ihn wie den eigenen Sohn liebte.

„Ich muß zu meiner Schweſter," gab er achſelzuckend zurück.

„Wir kennen ſie ja," entgegnete die Alte. „Um nichts und wieder nichts läßt ſie Dich rufen, und Du bedarfſt jetzt der Erholung. Liegt Dir das Kiſſen ſo recht? Und nun frage ich Dich, hat es Dein unterſter Steinträger ſo ſchwer wie Du? Nicht einmal bei der Mahlzeit gönnſt Du Dir ein behagliches Stündchen. Der arme Kopf, der ſteht niemals ſtill, die Nächte werden in Tage verwandelt; geſchafft muß werden und immer geſchafft. Wenn man dabei nur wüßte, für wen?"

„Ja, für wen?" ſeufzte Pontius und ſchob den Arm zwiſchen Haupt und Kiſſen. „Siehſt Du, Mütterchen, der Arbeit muß die Ruhe ſo ſicher folgen wie dem Tage die Nacht, wie dem Sommer der Winter. Wer was Liebes im Hauſe hat, — meinetwegen ein gutes Weib und muntere Kinder, — die ihm die Zeit der Raſt freundlich verſchönern und ſie zu den beſten Stunden des Tages machen, der handelt klug, wenn er ſie verlängert; mit mir indes ſteht es anders."

„Aber warum ſteht es anders, mein Pontius?“

„Laß mich zu Ende reden. Du weißt: weder das Geſchwätz in den Bädern, noch das lange Liegen beim Gaſtmahl erfreut mich. In den Arbeitspauſen bin ich mit mir ſelbſt und der ſehr vortrefflichen alten Leukippe allein. Die Erholungsſtunden ſind für mich nicht die ſchönſten Auftritte, ſondern leere Zwiſchenakte im Schauſpiel des Lebens, und darum kann es mir kein billig denkender Menſch verargen, wenn ich ſie durch nützliches Schaffen abzukürzen verſuche.“

„Und was geht aus dieſer verſtändigen Rede hervor? — Doch nur, daß Du heiraten mußt.“

Pontius ſeufzte; Leukippe aber rief eifrig:

„Du brauchſt nicht zu ſuchen! Die angeſehenſten Väter und Mütter laufen Dir nach und führen uns ihr ſchönſtes Kind zur Thüre herein.“

„Ein Kind, das ich nicht kenne, und das mir vielleicht nur die Zwiſchenakte verdirbt, die ich jetzt wenigſtens nützlich verwende.“

„Sie ſagen,“ entgegnete die Alte, „die Ehe ſei ein Würfelſpiel. Der eine bringt es zu hohen, der andere zu niederen Augen. Der gewinnt ein Weib, das der fleißigſten Biene gleicht, jener bekommt eine läſtige Mücke. Es iſt wohl etwas Wahres daran; doch ich bin mit offenen Augen grau geworden und ſah häufig, daß es auch viel auf den Gatten ankommt, wie ſich die Ehe geſtaltet. Ein Mann wie Du macht ſelbſt aus der Mücke eine Biene, die Honig ins Haus trägt. Freilich muß man behutſam wählen.“

„Und wie denn?“

„Man ſoll erſt die Eltern anſehen und dann das

Kind. Ein Mädchen, das von guten Sitten umgeben im Hause eines verständigen Vaters und einer tugendhaften Mutter aufwuchs . . ."

„Wo fände sich solches Wunder in dieser Stadt? Nein, nein, Leukippe, einstweilen soll alles beim alten bleiben. Wir thun beide unsere Schuldigkeit, sind mit einander zufrieden . . ."

„Und die Zeit fliegt dahin," fiel die Schaffnerin dem Herrn in die Rede. „Du wirst fünfunddreißig Jahre alt, und die Mädchen . . ."

„Laß sie, laß sie, sie finden andere Männer! Jetzt schicke mir Syrus mit den Schuhen und dem Pallium und laß mir die Sänfte zurichten; Paulina wartete schon lange genug."

Der Weg von der Wohnung des Baumeisters zu dem Hause seiner Schwester war lang, und er fand, während man ihn dahin trug, Zeit genug zum Nachdenken, nur nicht über den Rat Leukippes, sich ein Weib zu nehmen. Und doch erfüllte ihm eine Frauengestalt Herz und Sinn; aber er fühlte sich zunächst nicht geneigt, sich an dem Bilde Balbillas zu weiden, so lieblich es ihn auch anschaute, vielmehr suchte er mit grausamer Schärfe alles an ihm hervor, was den höchsten Anforderungen, die an weibliche Vollkommenheit gestellt werden können, widersprach. Es fiel ihm nicht schwer, mancherlei üble Fehler und Mängel an der römischen Jungfrau zu finden, und doch mußte er sich eingestehen, daß sie alle untrennbar zu ihr gehörten und daß sie nicht mehr diejenige bleiben würde, die sie war, wenn sie völlig frei von ihnen wäre. Jede ihrer Schwächen wollte dem strengen, in der stoischen Lehre aufgewachsenen Manne zuletzt sogar wie ein Vorzug erscheinen.

Er hatte erfahren, daß das Leid seine Schatten in das Dasein jedes Menschen werfe, aber der, dem es vergönnt wäre, mit diesem strahlenden Glückskinde durchs Leben zu wandern, der, meinte er, habe nichts zu erwarten als lauter heiteren Sonnenschein.

Auf der Reise nach Pelusium und bei seinem Aufenthalt daselbst hatte er oft an sie gedacht, und jedesmal, wenn ihm ihr Bild vor das innere Auge getreten, war es ihm zu Mute gewesen, als würde es ihm tageshell im Herzen.

Ihr begegnet zu sein, hielt er für das größte Glück seines Lebens; aber nach ihrem Besitze zu streben durfte er nicht wagen.

Er schätzte sich selbst nicht gering und wußte, daß er stolz sein durfte auf die Stellung, die er sich durch eigenen Fleiß und mit eigener Kraft errungen; — sie aber war die Enkelin des Mannes, der das Recht besessen hatte, seinen Großvater um Geld zu verkaufen. Dazu war sie so hochgeboren und anspruchsvoll, daß es ihm kaum kühner erschienen wäre, den Kaiser zu fragen, wie viel er für den Purpur begehre, als um sie zu werben. Aber sie zu beschützen, sie zu warnen, sich durch ihren Anblick und ihre Rede erfrischen zu lassen, dazu fühlte er sich berechtigt, dies Glück sollte keiner ihm schmälern. Und sie gönnte es ihm, sie achtete ihn, sie gewährte ihm das Recht, sie zu behüten; das empfand er dankbar und freudig.

Er würde sogleich die außerordentlichen Anstrengungen der letzten Stunden noch einmal auf sich genommen haben, wenn er sicher gewesen wäre, auch dann durch einen Trunk Wasser aus ihrer Hand erquickt zu werden. An sie und ihre Huld auch nur denken zu dürfen, schien ihm ein reicheres Glück als der Besitz jedes andern Weibes.

Während er vor dem Thor des Stadthauses der Schwester aus der Sänfte stieg, schüttelte er lächelnd über sich selbst den Kopf; denn er sagte sich, daß er auf dem ganzen langen Wege kaum an etwas anderes als an Balbilla gedacht hatte.

Die Wohnung Paulinas besaß nur wenige zu Wirtschaftsräumen gehörige Oeffnungen, die in die Straße schauten, und doch war sein Kommen bemerkt worden.

Ein mit Schlinggewächsen umranktes Fenster an der Seitenwand des Hauses rahmte ein reizendes Mädchenhaupt ein, das neugierig auf das städtische Treiben unter sich niederblickte.

Pontius bemerkte es nicht; Arsinoe aber — denn sie war es, der das hübsche Köpfchen gehörte, erkannte sogleich den Baumeister, den sie auf der Lochias gesehen und von dem ihr Pollux erzählt, daß er sein Gönner und Freund.

Seit einer Woche lebte sie in dem reichen Hause der Witwe des Pudens.

Es fehlte ihr an nichts, und doch sehnte sie sich mit aller Kraft ihrer Seele hinaus in die Stadt, um nach Pollux und seinen Eltern zu forschen, von denen sie seit dem Tod des Vaters nichts gehört hatte.

Ihr Geliebter suchte sie gewiß mit Angst und Schmerzen; aber wie konnte er sie finden?

Drei Tage nach dem Einzug in ihr neues Heim hatte sie das Fensterchen entdeckt, aus dem sie die Straße zu überblicken vermochte.

Es gab da genug zu sehen; denn sie führte in den Hippodrom und wurde niemals leer von Fußgängern und Wagen, die sich dahin oder nach Nikopolis begaben.

Wohl gewährte es ihr Vergnügen, auf die schönen Rosse und die bekränzten Jünglinge und Männer zu schauen, die an Paulinas Hause vorbeizogen; aber sie trat doch nicht bloß um sich zu unterhalten an die umrankte Maueröffnung, nein, sie hoffte vielmehr ihren Pollux, seinen Vater, seine Mutter, seinen Bruder Teuker oder einen andern Bekannten einmal an ihrem neuen Heim vorübergehen zu sehen. Dann konnte es ihr vielleicht glücken, einen von ihnen anzurufen, ihn zu fragen, was aus den Freunden geworden sei, und ihn zu bitten, ihrem Bräutigam mitzuteilen, wo sie sich befand.

Ihre Pflegemutter hatte sie zweimal bei dem Fenster überrascht und ihr nicht unfreundlich, doch entschieden verboten auf die Straße zu blicken. Sie war ihr auch ohne Widerspruch in das Innere des Hauses gefolgt; sobald sie aber wußte, daß Paulina abwesend oder beschäftigt war, schlich sie sich wieder an das Fenster und schaute nach denen aus, an die sie zu jeder Stunde des Tages denken mußte.

Sie fühlte sich nicht glücklich in ihrer reichen neuen Umgebung.

Anfänglich hatte es ihr wohl gefallen, sich auf den weichen Polstern Paulinas auszustrecken und keine Hand zu rühren, gute Bissen zu essen, weder für die Kinder sorgen, noch in der gräßlichen Papyrusfabrik arbeiten zu müssen; doch schon am dritten Tage sehnte sie sich hinaus ins Freie, — besonders nach den Kindern, nach Selene und Pollux.

Einmal war sie mit Paulina in einer bedeckten Rheda ausgefahren, und zwar zum erstenmal in ihrem Leben. Als die Pferde anzogen, hatte sie sich über die schnelle

Bewegung gefreut und sich zur Seite hinausgelehnt, um die Häuser und Menschen an sich vorüberfliegen zu sehen; aber Paulina war darüber, wie über so vieles andere, das sie selbst für recht und erlaubt hielt, ungehalten geworden, hatte ihr geboten, den Kopf zurückzuziehen und gesagt, daß ein sittsames Mädchen beim Spazierenfahren in den Schoß sehen müsse.

Ihre Pflegemutter war gütig, zeigte sich niemals heftig, ließ sie wie die eigene Tochter kleiden und bedienen, küßte sie am Morgen und vor dem Zubettgehen, und doch hatte Arsinoe noch nicht ein einzigesmal an das Verlangen Paulinas gedacht, sie möge sie lieben.

Die stolze, bei aller Freundlichkeit kühle Frau, von der sie sich stets überwacht fühlte, erschien ihr wie eine Fremde, die Macht über sie hatte. Die schönsten Empfindungen ihrer Seele mußte sie ohnehin vor ihr verschließen.

Einmal, nachdem Paulina ihr mit feuchten Augen von ihrer verstorbenen Tochter erzählt hatte, war Arsinoe weich geworden und hatte ihr, dem Antrieb des Herzens folgend, anvertraut, daß sie den Bildhauer Pollux lieb habe und hoffen dürfe, sein Weib zu werden.

„An einen Bildhauer denkst Du?“ hatte Paulina mit solchem Abscheu gefragt, als sei ihr Blick einer Kröte begegnet. Dann war sie auf und nieder geschritten und hatte mit der ihr eigenen ruhigen Entschiedenheit hinzugefügt:

„Nein, mein Kind, das alles wirst Du so bald als möglich vergessen, ich weiß für Dich einen edleren Bräutigam. Wenn Du ihn erst kennst, dann wirst Du nach keinem andern verlangen. Hast Du in diesem Hause ein einzigs Bildwerk gesehen?“

„Nein," entgegnete Arsinoe, „aber was Pollux angeht . . ."

„Höre mich," unterbrach sie die Witwe. „Hab' ich Dir nicht von unserem gütigen Vater im Himmel gesprochen, sagt' ich Dir nicht, daß die Götter der Heiden erfundene Luftgebilde sind, die aberwitzige Thoren mit allen Schwächen und Lastern sündiger Menschen ausgestattet haben? Kannst Du nicht begreifen, wie närrisch es ist, zu Steinen zu beten? Welche Kraft könnte wohl leicht zerstörbaren Figuren von Erz und Marmor innewohnen? Wir nennen sie Götzen? Wer sie bildet, der dient ihnen, der bringt ihnen Opfer, große Opfer; denn er stellt den Geist und seine besten Kräfte in ihren Dienst. Hast Du mich verstanden?"

„Nein. Die Kunst ist gewiß etwas Hohes, und Pollux ist ein guter Mensch, der bei der Arbeit des Gottes voll ist."

„Warte nur, warte, Du lernst schon begreifen," hatte Paulina erwidert, hatte Arsinoe an sich gezogen und erst freundlich, dann in strengerem Tone gesagt: „Geh nun zur Ruhe und flehe den gütigen Vater im Himmel an, daß er Dir das Herz erleuchten möge. Die Götzenbildner mußt Du vergessen, und ich verbiete Dir, in meiner Gegenwart jemals wieder von diesem Bildhauer zu reden."

Arsinoe war als Heidin aufgewachsen, hing mit Liebe an den heitern Göttern der Väter und hoffte, nachdem der Schmerz über den Verlust des Vaters und die Trennung von den Geschwistern seine brennende Bitterkeit verloren, wieder auf frohe künftige Tage. Sie war wenig geneigt, ihre junge Liebe und alles irdische Glück

für geistige Güter zu opfern, deren Wert sie gar nicht begriff.

Ihr Vater hatte stets mit Haß und Verachtung von den Christen geredet. Sie sah nun, daß sie auch gut und hilfreich sein konnten, und die Lehre, daß es einen freundlichen Gott im Himmel gäbe, der alle Menschen wie eigene Kinder liebe, sagte ihr zu; aber daß man dem Feinde vergeben, daß man stets seiner Sünden reuig gedenken und jede Lust und jedes Vergnügen, die das heitere Alexandria bot, seiner unwert finden sollte, das erschien ihr widersinnig und thöricht.

Was hatte sie denn Großes begangen?

Konnte der freundliche Gott von ihr fordern, sich viele gute Tage zu verderben, weil sie als Kind von einem Kuchen genascht, einen Topf zerschlagen und später einmal trotzig oder ungehorsam gewesen war?

Gewiß nicht!

Und nun sollte gar auch ein Künstler, ein guter treuer Mensch wie ihr langer Pollux, dem väterlichen Gotte verhaßt sein, weil er so wundervolle Dinge, wie den Kopf ihrer Mutter, zu bilden verstand?

Wenn das sich wirklich so verhielt, dann wollte sie tausendmal lieber zu der lachenden Aphrodite, dem heitern Eros, dem schönen Apollon und zu allen neun Musen, die ihren Pollux beschützten, die Hände erheben, als zu ihm.

Eine stille Abneigung gegen die strenge Frau, die sie nicht verstehen konnte und von deren Lehren und Mahnungen sie kaum die Hälfte begriff, wurde in ihr lebendig. Manches Wort der Witwe, das leicht eine Stätte in ihrem Herzen hätte finden können, wies sie nur zurück,

weil es aus dem Munde der kühlen Frau kam, die ihr in jeder Stunde einen neuen Zwang aufzuerlegen versuchte.

Paulina hatte sie noch nie zu den Versammlungen der Christen in ihre Villa geführt.

Sie wünschte sie erst vorzubereiten und ihr die Seele für das Heil zu öffnen. Kein Gemeindelehrer durfte sie bei dieser Aufgabe unterstützen. Sie, sie ganz allein wollte die Seele dieses schönen, so fest auf den Wegen der Heiden wandelnden Geschöpfes für den Heiland erobern. So verlangte es der Pakt, den sie mit ihm geschlossen. Mit dieser mühevollen That hoffte sie die Seligkeit ihrer Tochter zu erkaufen.

Tag für Tag ließ sie Arsinoe in ihr nur mit Blumen und christlichen Symbolen geschmücktes Zimmer kommen und widmete dort ihrer Belehrung mehrere Stunden. Aber ihre Schülerin zeigte sich mit jedem Tage unempfänglicher und zerstreuter. Sie dachte, während Paulina sprach, an ihren Pollux, die Geschwister, die für den Kaiser veranstalteten Feste und an den schönen Putz, den sie als Roxane getragen hätte. Sie fragte sich, welches Mädchen nun ihre Stelle vertreten würde und wie sie zu einem Wiedersehen mit dem Geliebten gelangen könnte.

Wie bei dem Unterricht, so ging es bei den Gebeten Paulinas, die oft länger als eine Stunde dauerten und an denen sie Mittwochs und Freitags knieend, die anderen Tage der Woche mit aufgehobenen Händen teilnehmen mußte.

Als ihre Pflegemutter entdeckt hatte, daß sie oft in die Straße hinaussah, glaubte sie den Grund des zerstreuten Wesens der Schülerin erkannt zu haben und

erwartete nur die Heimkehr ihres Bruders, des Baumeisters Pontius, um das Fenster beseitigen zu lassen.

Als der Architekt den hohen Vorsaal des Hauses der Schwester betreten hatte, kam ihm Arsinoe entgegen. Ihre Wangen waren gerötet; denn sie hatte sich beeilt, so schnell als möglich von ihrem Fenster in das untere Stockwerk zu gelangen und den Baumeister zu sprechen, bevor er die inneren Gemächer betrat und mit Paulina redete.

Sie sah schöner als je aus.

Mit Vergnügen blickte Pontius sie an.

Er wußte, daß er dies liebliche Antlitz schon gesehen hatte, doch erinnerte sich nicht sogleich wo; denn solche, denen man nur flüchtig begegnet ist, erkennt man da nicht leicht wieder, wo man schwer vermuten kann, sie zu finden.

Arsinoe ließ ihm nicht Zeit sie anzureden; denn sie trat ihm in den Weg, begrüßte ihn und fragte schüchtern:

„Du weißt wohl nicht mehr, wer ich bin?“

„Doch, doch,“ entgegnete der Baumeister, „indessen . . .“

„Ich bin des Palastverwalters Keraunus Tochter, von der Lochias, Du weißt doch . . .“

„Richtig, richtig; und Arsinoe heißt Du! Heute noch frug ich nach Deinem Vater und hörte zu meinem Bedauern . . .“

„Er ist tot.“

„Armes Kind! Wie hat sich seit meiner Abreise alles in dem alten Palast verändert! Das Thorwächterhäuschen ist verschwunden, ein neuer Verwalter zog dort ein, und dann, — aber sage mir zuerst, wie Du in dies Haus kommst?“

„Mein Vater hat nichts hinterlaſſen, und da haben Chriſten uns bei ſich aufgenommen. Wir waren unſerer acht.“

„Und meine Schweſter beherbergt euch alle?“

„Nein, nein. Das eine wurde in dies, das andere in jenes Haus gebracht. Wir kommen nie wieder zuſammen.“

Bei dieſer Mitteilung rannen Thränen über Arſinoes Wangen; doch ſie faßte ſich ſchnell und ſagte, bevor Pontius ihr ſeine Teilnahme ausſprechen konnte:

„Ich möchte Dich um etwas bitten! — Laß mich reden, bevor man uns ſtört.“

„Sprich nur, mein Kind!“

„Du haſt ja Pollux, den Bildhauer Pollux gekannt.“

„Gewiß.“

„Und Du warſt ihm gütig geſinnt?“

„Er iſt ein braver Menſch und ein tüchtiger Künſtler.“

„Ja wahrlich, das iſt er. Und außerdem . . . Darf ich Dir alles ſagen und willſt Du mir beiſtehen?“

„Gern, wenn es in meiner Macht ſteht.“

Arſinoe ſchaute mit reizender Verlegenheit errötend zu Boden und ſagte dann leiſe:

„Wir lieben einander; ich bin ſeine Braut.“

„Nimm meinen Glückwunſch.“

„Ach, wenn es ſchon ſo weit wäre! Seit dem Tode des Vaters haben wir einander nicht wieder geſehen. Ich weiß nicht, wo er und ſeine Eltern geblieben ſind, und wie ſoll er mich hier finden?“

„So ſchreibe ihm.“

„Das kann ich nicht gut, und wenn ich's vermöchte, ſo würde mein Bote . . .“

„Ließ meine Schwester ihn suchen?“

„Nein, nein. Ich darf vor ihr nicht einmal seinen Namen über die Lippen bringen. Sie will mich an einen andern vergeben; sie sagt, die Bildhauerkunst sei dem Gotte der Christen verhaßt.“

„Sagt sie das? So wünschst Du wohl, ich möchte Deinen Bräutigam suchen?“

„Ja, ja, guter Herr, und wenn Du ihn findest, so sage ihm, ich wäre des Morgens früh und gegen Abend allein. Alle Tage! Denn dann fährt Deine Schwester immer zum Gottesdienst in ihr Landhaus.“

„Also zum Liebesboten willst Du mich machen? Du kannst keinen Unerfahrenern wählen.“

„Ach, edler Pontius, wenn Du ein Herz hast . . .“

„Laß mich ausreden, Mädchen. Ich will Deinen Bräutigam suchen, und finde ich ihn, so soll er erfahren, wo Du jetzt weilst; aber zum Stelldichein hinter dem Rücken meiner Schwester will und kann ich ihn nicht laden. Offen soll er vor Paulina treten und um Dich werben. Versagt sie euch ihre Zustimmung, so werd' ich eure Sache bei meiner Schwester zu führen versuchen. Bist Du damit zufrieden?“

„Ich muß es ja sein. Und nicht wahr, Du teilst mir mit, wohin er selbst und seine Eltern kamen?“

„Das will ich Dir versprechen. Und nun noch eine Frage. Fühlst Du Dich wohl in diesem Hause?“

Arsinoe schaute wieder verlegen zu Boden, dann schüttelte sie den Kopf mit dem Ausdruck lebhafter Verneinung und eilte davon.

Pontius schaute ihr teilnehmend und mitleidig nach.

„Armes, schönes Geschöpf,“ murmelte er vor sich hin und begab sich in das Gemach seiner Schwester.

Der Hausmeiſter hatte ſeine Ankunft gemeldet, und Paulina war ihm bis an die Schwelle entgegengegangen.

In ihrem Wohnzimmer fand der Baumeiſter den Biſchof Eumenes, einen würdigen Greis mit klaren, milden Augen.

„Dein Name iſt heute in aller Mund,“ ſagte Paulina nach der üblichen Begrüßung. „Man ſagt, Du hätteſt in dieſer Nacht Wunder verrichtet.“

„Ich kam ſehr ermattet nach Hauſe,“ verſetzte Pontius; „da Du mich aber dringend zu ſprechen wünſchteſt, kürzte ich meine Erholungszeit ab.“

„Wie mir das leid thut!“ rief die Witwe.

Der Biſchof ſah, daß die Geſchwiſter Geſchäftliches mit einander zu verhandeln hatten, und fragte, ob er nicht ſtöre.

„Im Gegenteil,“ rief Paulina. „Es handelt ſich um meine neue Pflegebefohlene, die leider viel unnütze Dinge im Kopf hat. Sie ſagt, ſie hätte Dich auf der Lochias geſehen, mein Pontius.“

„Ich kenne das ſchöne Kind.“

„Ja, ſie iſt von lieblichem Anſehen,“ entgegnete die Witwe. „Aber ihr Geiſt und ihr Herz ſind völlig unausgebildet geblieben, und die Lehre fällt bei ihr auf ſteinigen Boden; denn ſie benützt jede freie Stunde, um den Reitern und Wagen nachzuſchauen, die in den Hippodrom fahren. Bei dieſem neugierigen Gaffen nimmt ſie tauſend unnütze und zerſtreuende Bilder in ſich auf — ich bin nicht immer zu Hauſe — und ſo iſt es das Beſte, wenn wir das verderbliche Fenſter zumauern laſſen.“

„Und um das zu bewerkſtelligen, ließeſt Du mich rufen?“ fragte Pontius verdroſſen. „Mit dieſem Werke

wären, sollt' ich meinen, Deine Haussklaven auch ohne mich fertig geworden."

„Vielleicht; — aber die Wand muß dann auch neu übertüncht werden. Ich weiß ja, wie gefällig Du bist."

„Ich danke Dir. Morgen schicke ich Dir zwei ordentliche Leute."

„Nein, heute schon, wenn es angeht."

„Hat es denn solche Eile, dem armen Kind den Spaß zu verderben? Und dazu muß ich glauben, daß es nicht einmal nach Reitern und Wagen, sondern nach seinem braven Bräutigam ausschaut."

„Um so schlimmer. Ich sagte Dir ja, Eumenes, daß ein Bildhauer sie zum Weibe begehrt."

„Sie ist eine Heidin," entgegnete der Bischof.

„Aber auf dem Wege zum Heil," versetzte Paulina. „Doch davon reden wir später. Es gibt auch noch etwas anderes zu besprechen, Pontius. Der Saal in meinem Landhause muß erweitert werden."

„So schick mir die Pläne."

„Sie liegen in der Bücherei meines armen Gatten."

Der Baumeister verließ die Schwester, um sich in das ihm wohlbekannte Gemach zu begeben.

Sobald der Bischof mit Paulina allein war, schüttelte er das Haupt und sagte:

„Wenn ich richtig sehe, meine Schwester, so gehst Du bei der Führung des Dir anvertrauten Kindes irre. Nicht alle sind berufen, und widerspenstige Herzen wollen mit sanfter Hand auf den Weg des Heils geleitet und nicht auf ihn gezogen und gestoßen werden. Warum schneidest Du dem Mädchen, das noch mit beiden Füßen mitten in der Welt steht, alles ab, was ihm Vergnügen bereitet?

Geſtatte der Jungfrau doch, jede erlaubte Freude zu genießen, die ja die Lebensluft der Jugend iſt. Kränke Arſinoe nicht vergeblich, laß ſie die Hand, die ſie leitet, nicht fühlen. Lehre ſie zunächſt Dich von Herzen lieben, und wenn ſie nichts Teureres kennt als Dich, wird eine Bitte Deines Mundes mehr vermögen als Riegel und vermauerte Fenſter."

„Ich wünſche zunächſt nichts weiter, als daß ſie mich liebt," fiel Paulina dem Biſchof ins Wort.

„Aber prüfteſt Du ſie ſchon? Siehſt Du in ihr den Funken, der ſich zur Flamme anfachen läßt? Haſt Du in ihr einen Keim entdeckt, der zur Sehnſucht nach dem Heil, zur Hingabe an den Erlöſer aufwachſen könnte?"

„In jedes Menſchen Bruſt liegt dieſer Keim. Das ſind Deine eigenen Worte."

„Aber in vielen Heiden iſt er mit Sand und Geröll hoch bedeckt. Fühlſt Du in Dir die Kraft beide fortzuräumen, ohne den Keim und das Land, das ihn hegt, zu beſchädigen?"

„Ich fühle ſie, und ich gewinne Arſinoe für Jeſus Chriſtus," entgegnete Paulina entſchieden.

Pontius unterbrach dies Geſpräch. Eine Zeit lang blieb er noch bei der Schweſter und ſprach mit ihr und Eumenes über den in ihrem Landhauſe vorzunehmenden Neubau, dann verließ er ſie zugleich mit dem Biſchof und begab ſich zu den Brandſtätten am Hafen und bei dem alten Palaſte.

Sechzehntes Kapitel.

Pontius fand den Kaiſer nicht mehr auf der Lochias; denn Hadrian war am Nachmittag in das Cäſareum gezogen. — Der brandige Geruch in allen Gemächern des alten Palaſtes war ihm widerwärtig geweſen, und er hatte das erneuerte Schloß für eine Unglücksſtätte zu halten begonnen.

Der Baumeiſter wurde mit Sehnſucht erwartet; denn die im Cäſareum urſprünglich für den Kaiſer eingerichteten Gemächer waren bei der Ausſtattung der Säle auf der Lochias ausgeplündert und in Unordnung gebracht worden; Pontius ſollte nun für ihre ſchnelle Inſtandſetzung ſorgen.

Ein Wagen erwartete ihn, an Sklaven fehlte es nicht, und ſo nahm er denn ſogleich die neue Aufgabe in Angriff und widmete ſich ihr bis tief in die Nacht.

In ſeinem Vorzimmer wurde er auch diesmal vergeblich erwartet.

Hadrian hatte einige Gemächer bezogen, die zu dem Quartier ſeiner Gemahlin gehörten.

Er war in ernſter Stimmung.

Als der Präfekt Titianus gemeldet wurde, ließ er

ihn warten, bis er mit eigener Hand einen neuen Umschlag auf die Brandwunden seines Lieblings gelegt.

„Geh nur, Herr," bat der Bithynier, nachdem der Kaiser sein Werk mit der Geschicklichkeit eines Wundarztes beendigt hatte. „Titianus wandelt da drin schon eine Viertelstunde auf und nieder."

„Mag er doch," entgegnete der Herrscher. „Und wenn auch die ganze Welt nach mir schreit, sie müßte warten, bis diesen treuen Fingern ihr Recht geschehen ist! Ja, mein Knabe, wir wandern zusammen als fest verbundene Gefährten durchs Leben. Das thun wohl auch andere, und jeder, der so mit seinem Genossen hinzieht und mit ihm das Gleiche genießt und erleidet, der denkt zuletzt, daß er ihn wie sich selber kenne; aber der tiefste Kern im Wesen seines Begleiters bleibt ihm dennoch verborgen. Dann läßt das Schicksal eines Tages einen Sturm daherbrausen. Der reißt vor den Augen des Wanderers die letzte Hülle von der Seele des Genossen, und erst jetzt steht sie unverschleiert vor ihm wie ein aus den Schalen gefallener Kern, wie ein nackter Körper. — In dieser Nacht nun wehte solche Windsbraut und ließ mich das Herz meines Antinous schauen wie meine Hand, die ich hier vor die Augen halte. — Ja, ja, ja! Wer sein blühendes Dasein für einen werten Besitz des Freundes in die Schanze schlägt, der würde für die Person dieses Freundes zehn Leben opfern, wenn er sie hätte! Diese Nacht, mein Freund, soll Dir unvergessen bleiben. Sie gibt Dir das Recht, mir viel Böses anzuthun, und grub Deinen Namen an der vordersten Spitze derer, denen ich Wohlthaten schulde, tief in mein Herz ein. Es sind ihrer nicht viel."

Hadrian hielt Antinous die Hand hin.

Der Jüngling, der bis dahin verwirrt zu Boden geſchaut hatte, drückte ſie an den Mund und ließ die Lippen heftig bewegt auf ihr ruhen. Dann erhob er die großen Augen zu denen des Kaiſers und ſagte bittend:

„So darfſt Du nicht mehr mit mir reden; denn wie verdiente ich ſolche Güte wohl? Was iſt denn mein Leben? Ich ließe es hinfliegen wie ein Kind den Käfer, den es ſich einfing, um Dir einen einzigen trüben Tag zu erſparen.“

„Ich weiß es,“ entgegnete der Herrſcher feſt und ging in das Nebenzimmer zu dem Präfekten.

Titianus war auf Befehl des Kaiſers gekommen.

Es galt feſtzuſtellen, welche Entſchädigung der Stadt und den einzelnen Beſitzern der abgebrannten Speicher gezahlt werden ſollte; denn Hadrian hatte beſchloſſen, durch ein Dekret verkündigen zu laſſen, daß niemand durch das von den Göttern geſandte Unglück, das in ſeinem Hauſe den Urſprung genommen, Schaden erleiden dürfe.

Der Präfekt hatte bereits die notwendigen Erkundigungen eingezogen, und wurde nun den Geheimſchreibern Phlegon, Heliodor und Celer der Auftrag erteilt, an die Betroffenen Schreiben zu richten, in denen ſie im Namen des Cäſar aufgefordert werden ſollten, der Wahrheit gemäß die Höhe des Verluſtes anzugeben, der ſie betroffen.

Titianus brachte auch die Nachricht, daß Griechen und Juden beſchloſſen hätten, ihrer Freude über die Rettung des Kaiſers durch große Dankopfer Ausdruck zu geben.

„Und die Chriſten?“ frug Hadrian.

„Sie verſchmähen es, Tiere zu opfern, doch wollen ſie ſich zu einem gemeinſamen Dankgebete vereinigen.“

„Sie lassen sich ihre Erkenntlichkeit wenig kosten," lachte der Kaiser.

„Ihr Bischof Eumenes überbrachte mir eine Summe, für die man hundert Ochsen kaufen könnte, zur Verteilung an die Armen. Er sagt, der Christengott sei ein Geist und verlange nur geistige Opfer. Das Beste, was man ihm darbringen könnte, sei ein vom Geiste befohlenes, aus warmem Herzen kommmendes Gebet."

„Das klingt nicht übel für uns," entgegnete Hadrian, „aber es taugt nicht für das Volk. Philosophische Lehren führen nicht zur Frömmigkeit. Die Menge braucht sichtbare Götter und greifbare Opfer. Sind die Christen hier gute und dem Staat ergebene Bürger?"

„Für sie brauchten wir keine Gerichte."

„So nimm ihr Geld und laß es an Bedürftige verteilen; aber ihr gemeinsames Gebet muß ich verbieten. Mögen sie immerhin im stillen für mich die Hände zu ihrem großen Geiste erheben. An die Oeffentlichkeit darf ihre Lehre nicht treten. Sie ist nicht ohne verführerische Reize, und die Sicherheit des Staates verlangt, daß die Menge treu zu den alten Göttern und Opfern hält."

„Wie Du befiehlst, Cäsar."

„Du kennst den Bericht des Plinius an Trajan über die Christen?"

„Und die Antwort des Kaisers."

„Gut denn. Lassen wir sie im stillen treiben, wonach ihnen der Sinn steht; nur darf ihr Thun weder gegen die Gesetze des Staates verstoßen, noch sich in die Oeffentlichkeit drängen. Sobald sie sich unterfangen, den alten Göttern die Achtung zu versagen, die ihnen gebührt oder gar einen Finger gegen sie aufzuheben, wird

Strenge geübt und jede Ausschreitung mit dem Tode bestraft."

Während dieses Gespräches war Verus in das Zimmer getreten.

Er folgte heute dem Kaiser überall hin; denn er hoffte, ein Wort über seine Beobachtung des Himmels zu hören und wagte es doch nicht, ihn nach ihrem Ergebnis zu fragen.

Als er Hadrian beschäftigt sah, ließ er sich von einem Kämmerer zu Antinous führen.

Der Günstling erblich beim Anblick des Prätors, fand aber doch Fassung genug, um ihm zu seinem Geburtstage Glück zu wünschen.

Es war Verus nicht entgangen, daß sein Erscheinen den Jüngling erschreckt hatte; darum legte er ihm zunächst gleichgiltige Fragen vor, verflocht lustige Geschichtchen in das Gespräch und sagte, nachdem er die Absicht ihn zu beruhigen erreicht hatte, leichthin:

„Im Namen des Staates und aller Freunde des Kaisers muß ich Dir danken. Du führtest Deinen Auftrag gut zu Ende, wenn auch mit etwas kräftigen Mitteln."

„Ich bitte Dich, laß das," fiel ihm Antinous dringend ins Wort und sah ängstlich nach der Thür des Nebengemaches.

„Um dem Kaiser den freien Geist zu erhalten, hätte ich ganz Alexandria geopfert. Wir mußten übrigens beide unsere gute Absicht und die elenden Speicher teuer genug bezahlen."

„Sprich doch von anderen Dingen."

„Du sitzest da mit verbundenen Händen und verbranntem Haar, und ich fühle mich unwohl."

„Hadrian ſagte, Du hätteſt beim Retten wacker geholfen.“

„Mich dauerten die armen Hamſter, denen die Flammen den zuſammengeſchleppten Vorrat fortfreſſen wollten, und erhitzt, wie ich vom Gaſtmahl kam, ſprang ich unter die Löſcher. Mein erſter Lohn beſtand aus kaltem, eiskaltem Seewaſſer, das man mir aus einem vollen Schlauch über den Kopf goß. An mir werden alle Lehren der Ethik zu Schanden, und ich bin längſt geneigt, die Schauſpieldichter, in deren Stücken die Tugend belohnt und das Laſter beſtraft wird, für Tröpfe zu halten; denn meinen ſchlimmſten Thaten dank' ich die beſten Stunden und meinen guten nur Verdruß und Elend. Keine Hyäne kann heiſerer lachen, als ich jetzt rede, ein Organ hier drin ſcheint ſich in einen Igel verwandelt zu haben, deſſen Stacheln mir weh thun, und das alles, weil ich mich zu Handlungen fortreißen ließ, die Moraliſten als tugendhaft preiſen.“

„Du huſteſt und ſiehſt nicht gut aus; leg Dich doch nieder.“

„An meinem Geburtstag? Nein, junger Freund. Und nun frag' ich Dich noch, bevor ich Dich verlaſſe: kannſt Du mir ſagen, was Hadrian in den Sternen las?“

„Nein.“

„Auch nicht, wenn ich Dir meinen Perſeus für jeden Dienſt zur Verfügung ſtelle? Der Mann kennt Alexandria und iſt ſtumm wie ein Fiſch.“

„Auch dann nicht; denn was ich nicht weiß, kann ich nicht ſagen. Wir ſind beide nicht wohl; ich wiederhole es, Du thäteſt gut Dich zu pflegen.“

Verus verließ bald nach dieſem Rate das Gemach, und Antinous ſchaute ihm erleichtert nach.

Der Beſuch des Prätors hatte ihn mit Unruhe erfüllt und den Widerwillen, den er gegen ihn hegte, geſteigert. Er wußte, daß er von Verus mißbraucht worden war; denn Hadrian hatte ihm erzählt, daß er nicht, um für ſich ſelbſt die Sterne zu befragen, ſondern um dem Prätor das Horoſkop zu ſtellen, auf die Warte geſtiegen ſei und dieſen von ſeinem Vorſatz unterrichtet habe.

Es gab keine Entſchuldigung, keine Beſchönigung mehr für ſein Thun!

Dieſem wüſten Gecken, dieſem lachenden Heuchler zu Gefallen war er zum Verräter an ſeinem Herrn, war er zum Brandſtifter geworden, mußte er es ertragen, ſich von dem größten und ſcharfblickendſten unter den Menſchen mit Lob und Dankſagungen überſchütten zu laſſen. Er haßte, er verabſcheute ſich ſelbſt und fragte ſich, warum das Feuer, das ihn umloht, ſich begnügt hatte, ihm Haar und Hände leicht zu verletzen.

Als Hadrian zu ihm zurückkehrte, bat er ihn um die Erlaubnis, ſich ins Bett legen zu dürfen.

Der Kaiſer geſtattete ihm dies gern, befahl Maſtor, bei ihm zu wachen, und folgte dann der Bitte ſeiner Gemahlin um einen Beſuch.

Sabina war nicht auf der Brandſtätte geweſen, hatte aber in jeder Stunde einen Boten abgeſchickt, um ſich nach dem Stande des Feuers und dem Befinden des Gemahls zu erkundigen. Bei ſeinem Einzug in das Cäſareum hatte ſie ihn begrüßt und war dann in ihre Gemächer zurückgegangen.

Die zweite Stunde vor Mitternacht brach an, als Hadrian ihr Zimmer betrat.

Er fand ſie auf dem Lager ohne den Schmuck, den

sie am Tage zu tragen pflegte, aber wie zum Gastmahl gekleidet.

„Du wünschest mich zu sprechen?“ fragte der Kaiser.

„Ja. Und dieser an bemerkenswerten Ereignissen reiche Tag schließt bemerkenswert; denn Du ließest mich nicht vergebens bitten.“

„Du gibst mir selten Gelegenheit, Dir einen Wunsch zu erfüllen.“

„Beklagst Du Dich darüber?“

„Vielleicht; denn statt zu bitten, pflegst Du zu fordern.“

„Lassen wir dies Gefecht mit müßigen Worten.“

„Gern. Zu welchem Zwecke ließest Du mich rufen?“

„Verus feiert heute seinen Geburtstag.“

„Und Du möchtest wissen, was ihm die Sterne verheißen?“

„Oder vielmehr, wie Dich die Vorgänge am Himmel für ihn stimmten.“

„Es blieb mir noch wenig Zeit das Gesehene zu überlegen. Jedenfalls verheißen ihm seine Sterne eine glänzende Zukunft.“

Ein freudiger Schimmer strahlte aus den Augen Sabinas; doch zwang sie sich ruhig zu bleiben und fragte gelassen:

„Das gibst Du zu und kannst dennoch zu keinem Entschluß gelangen?“

„So wünschst Du also das entscheidende Wort heute schon zu hören?“

„Wozu diese Frage?“

„Gut. Seine Sterne überstrahlen die meinen und nötigen mich, mich vor ihm zu hüten.“

„Wie klein! Du fürchtest den Prätor?“

„Nein, aber ſein mit Dir verbündetes Glück.“

„Wenn er unſer Sohn iſt, wird ſeine Größe die unſere ſein.“

„Mit nichten; denn mache ich ihn zu dem, was Du wünſcheſt, wird er verſuchen, unſere Größe zu der ſeinen zu machen. Das Schickſal . . .“

„Du behaupteſt, es ſei ihm günſtig; ich aber muß dies leider beſtreiten.“

„Du? Verſuchſt auch Du in den Sternen zu leſen?“

„Nein. Das überlaſſe ich den Männern. Haſt Du von dem Aſtrologen Ammonius gehört?“

„Ja. Ein geſchickter Mann, der auf der Warte des Serapeums beobachtet und, wie viele ſeinesgleichen in dieſer Stadt, ſeine Kunſt benützte, um ſich ein großes Vermögen zuſammenzuſcharren.“

„Kein Geringerer als der Aſtronom Claudius Ptolemäus wies mich an ihn.“

„Die beſte Empfehlung.“

„Wohl denn, ich gab Ammonius den Auftrag in der vergangenen Nacht Verus das Horoſkop zu ſtellen. Er brachte es mir vorhin mit einer Erklärung. Hier iſt es.“

Der Kaiſer griff ſchnell nach der Tafel, die Sabina ihm reichte, und ſagte, während er die nach Stunden geordneten Verheißungen aufmerkſam prüfte:

„Ganz richtig! Sollte mir das da entgangen ſein? Gut gemacht! Durchaus meinen eigenen Beobachtungen entſprechend! Aber hier, — warte — hier fängt die dritte Stunde an, bei deren Beginn ich geſtört ward. Ewige Götter, was iſt das!“

Der Kaiſer entfernte die Wachstafel des Ammonius weiter von ſeinen Augen und regte die Lippen nicht mehr,

bis er zu der letzten Stunde der schwindenden Nacht gelangt war. Dann ließ er die Hand, die das Horoskop hielt, sinken und rief schaudernd:

„Ein gräßliches Schicksal! Horaz hat recht. Mit dem schwersten Falle stürzen hohe Türme zusammen.“

„Der Turm, an den Du denkst, ist das Schoßkind des Glückes, vor dem Du Dich fürchtest,“ sagte Sabina. „Gönne doch Verus eine kurze Glückszeit vor dem grauenvollen Ende, das ihm bevorsteht.“

Hadrian schaute während dieser Bitte sinnend zu Boden und entgegnete dann, indem er vor der Gemahlin stehen blieb:

„Wenn dieser Mann nicht finsterem Unheil verfällt, so sind die Sterne und die Schicksale der Menschen einander so fremd wie das Meer dem Herzen der Wüste, wie der Pulsschlag des Menschen dem Kiesel im Bache. Hätte Ammonius auch zehnmal geirrt, so blieben doch mehr als zehn dem Prätor verhängnisvoll feindliche Zeichen auf dieser Tafel übrig. Ich beklage Verus; — doch der Staat hat des Kaisers Unglück mit zu erdulden. Dieser Mann kann nicht mein Nachfolger werden.“

„Nicht?“ frug Sabina und erhob sich von ihrem Lager. „Nicht? auch nicht, nachdem Du gesehen hast, daß Dein Stern den seinen überdauert? Nicht, obgleich ein Blick in diese Tafel Dich lehren könnte, daß er Asche sein wird, wenn die Welt noch lange Deinen Winken gehorcht?“

„Beruhige Dich und laß mir Zeit. — Jetzt sag' ich: auch dann nicht!“

„Auch dann nicht!“ wiederholte Sabina dumpf.

Dann raffte sie sich zusammen und fragte mit leidenschaftlicher Bitte:

„Nicht, auch dann nicht, wenn ich die Hände flehend zu Dir erhebe und Dir ins Antlitz ſchreie: Du und das Schickſal, ihr habt mir den Segen, das Glück, das ſchöne Lebensziel des Weibes mißgönnt, und ich will und muß es erreichen! Ich muß und will mich einmal, und wär' es auch nur auf kurze Zeit, von einem geliebten Munde mit demjenigen Namen nennen hören, der das ärmſte Bettelweib mit dem Säugling im Arme hoch über die Kaiſerin ſtellt, die nie an der Wiege eines Kindes ſtand, das ſie gebar. Ich will und muß vor meinem Ende Mutter ſein, Mutter heißen und ſagen können: mein Kind, mein Sohn, unſer Kind.“

Dabei ſchluchzte Sabina laut auf und ſchlug die Hände vor das Antlitz.

Der Kaiſer trat von der Gemahlin zurück.

Ein Wunder hatte ſich vor ſeinen Augen ereignet.

Sabina, in deren Augen er noch niemals eine Thräne geſehen, Sabina weinte, Sabina hatte ein Herz wie andere Weiber!

Ueberraſcht, erſtaunt, tief ergriffen ſah er, wie ſie, von der mächtigen Erregung ihres Innern geſchüttelt, ſich von ihm abwandte und ſich vor dem Polſter, das ſie verlaſſen hatte, auf die Kniee warf, um das Geſicht in den Kiſſen zu verbergen.

Regungslos blieb er ſtehen und ſagte, als er ihr endlich näher trat:

„Steh auf, Sabina, Dein Verlangen iſt gerecht. Du ſollſt den Sohn haben, nach dem Deine Seele ſich ſehnt.“

Die Kaiſerin erhob ſich, und ein dankbarer Blick aus ihren in Thränen ſchwimmenden Augen traf den ſeinen.

Sabina konnte auch lächeln, ſie konnte auch ſchön ſein.

Es hatte eines Lebens, es hatte einer ſolchen Stunde bedurft, um Hadrian dies zu zeigen.

Schweigend zog er einen Seſſel zu ihr heran und ließ ſich neben ihr nieder. Eine Zeit lang hielt er ihre Hand ſtill mit der ſeinen umfaßt. Dann ließ er ſie los und ſagte freundlich:

„Wird Verus auch das erfüllen, was Du von einem Sohne erwarteſt?“

Sie nickte bejahend mit dem Kopfe.

„Und woher nimmſt Du dieſe Zuverſicht?“ frug der Kaiſer. „Er iſt ein Römer und nicht arm an ſchätzenswerten, ja glänzenden Gaben. Wer wie er im Feld und im Rat ſeinen Mann ſteht und doch den Eros mit großem Glück zu ſpielen weiß, der wird auch den Purpur nicht ungeſchickt tragen. Aber er hat das leichte Blut ſeiner Mutter und ſein Herz flattert hierhin und dorthin.“

„Laß ihn, wie er iſt. Wir verſtehen einander, und er iſt der einzige Menſch, auf deſſen Neigung ich baue, auf deſſen Treue ich ſo ſicher zähle, als wär' er mein leiblicher Sohn.“

„Und dies feſte Vertrauen, auf welche Thatſachen iſt es begründet?“

„Du wirſt mich verſtehen; denn Du biſt ja nicht blind für die Winke, die uns das Schickſal erteilt. Haſt Du Zeit, eine kurze Geſchichte zu hören?“

„Die Nacht iſt noch lang.“

„So will ich denn reden. Verzeih, wenn ich mit Dingen beginne, die vergangen zu ſein ſcheinen; — doch ſie ſind es nicht; denn ſie wirken in mir fort bis auf dieſe Stunde! Ich weiß, daß Du mich nicht ſelbſt zum Weibe erwähltеſt. Plotina nahm mich für Dich in Dein

Haus. Sie hat Dich geliebt; — ob Deine Neigung der ſchönen Frau oder der Gattin des Kaiſers, von dem Du alles zu erwarten hatteſt, gehört, wer weiß es!"

„Ich habe das Weib Plotina geehrt und geliebt!"

„Sie wählte für Dich in mir eine Gattin, die von hohem Wuchs und alſo für den Purpur geeignet, aber nicht ſchön war. Dazu kannte ſie mich und wußte, daß ich es ſchlechter als andere verſtand, die Herzen für mich zu gewinnen. Im Elternhauſe genoß kein anderes Kind ſo ſpärlich wie ich die Gaben der Liebe, und daß mein Gatte mich nicht mit zärtlicher Neigung verwöhnte, das weißt Du am beſten."

„Ich möcht' es in dieſer Stunde bereuen."

„Es würde zu ſpät ſein. Aber ich will nicht bitter werden, gewiß nicht. Und doch, wenn Du mich verſtehen ſollſt, muß ich bekennen, daß ich mich, ſo lange ich jung war, ſchmerzlich nach jener Liebe ſehnte, die niemand mir darbot."

„Und haſt Du ſelbſt jemals geliebt?"

„Nein; aber es that mir weh, daß ich's nicht konnte. Bei Plotina ſah ich damals oft die Kinder der Anverwandten, und manchmal verſuchte ich es, ſie an mich zu ziehen; während ſie aber mit den anderen Frauen zutraulich ſpielten, ſchien ich ſie mit Scheu zu erfüllen. Bald grollt' ich auch ihnen; nur des Cejonius Commodus Söhnchen, unſer Verus, gab mir friſche Antworten, wenn ich ihn fragte und brachte mir ſein zerbrochenes Spielzeug, um die Schäden zu heilen, die es erlitt. So gewann ich den Buben lieb."

„Er war ein wundervoll anmutiger Knabe."

„Das iſt er geweſen. Eines Tages nun ſaßen wir

Frauen alle im Garten des Kaisers beisammen. Da lief Verus herzu und brachte einen besonders schönen rotwangigen Apfel, den Trajan selbst ihm geschenkt. Die Frucht ward von allen bewundert. Plotina nahm sie dem Knaben sogar aus der Hand und fragte scherzend, ob er ihr den Apfel nicht schenken wolle. Da sah er sie mit den großen Augen verwundert an, schüttelte den Lockenkopf, eilte auf mich zu, gab mir, ja mir und keiner andern, die Frucht, schlang mir die Aermchen um den Hals und sagte: ‚Sabina, Du sollst ihn haben.'"

„Ein Parisurteil."

„Scherze jetzt nicht. Mir hat diese That eines selbstlosen Kindes den Mut gestärkt, den Jammer des Lebens zu tragen. Ich wußte nun, daß es einen gab, der mich liebte, und dieser eine lohnte alles, was ich für ihn empfand und was ich nicht müde ward für ihn zu thun, mit freundlicher Neigung. Er ist der Einzige, von dem ich weiß, daß er weinen wird, wenn ich sterbe. Gib ihm das Recht, mich Mutter zu nennen, und mach ihn zu unserem Sohne."

„Er ist es," entgegnete Hadrian mit ernster Würde und hielt Sabina die Hand hin.

Die Kaiserin versuchte sie an ihre Lippen zu ziehen; er aber entzog sie ihr und fuhr fort:

„Teile ihm mit, daß wir ihn an Sohnesstatt annehmen. Sein Weib ist die Tochter des Nigrinu, der fallen mußte, weil ich feststehen wollte. Du liebst Lucilla nicht; doch bewundern dürfen wir sie beide; denn ich wenigstens kenne keine andere Frau in Rom, für deren Tugend man einstehen möchte. Ich bin ihr ohnehin einen Vater schuldig und freue mich dieser Tochter. So

wären wir denn mit Kindern geſegnet. Ob und wann ich Verus auch zum Nachfolger ernenne und der Welt mitteile, wer ihr künftiger Beherrſcher ſein ſoll, das kann ich jetzt noch nicht entſcheiden, dazu bedarf es einer ruhigeren Stunde. Auf morgen, Sabina. Mit einem Unglück begann dieſer Tag; möge das, womit wir ihn gemeinſam beſchließen, uns zum Glücke und dem Staat zum Segen gedeihen."

Siebenzehntes Kapitel.

Es gibt ſchöne warme Tage im Februar; wer aber glaubt, daß ſie den Frühling bringen, der täuſcht ſich.

Die herbe, harte Sabina hatte auf Stunden weiche, weibliche Regungen über ſich Herr werden laſſen, ſobald ſie aber die Sehnſucht ihres nach mütterlichem Glück lechzenden Gemütes erfüllt ſah, zog ſich ihr Herz wieder zuſammen und das Feuer, das ihr die Bruſt erwärmt hatte, erloſch.

Jeder der ihr nahte, und auch ihr Gemahl, fühlte ſich durch ihr Weſen wiederum erkältet und abgeſtoßen.

Verus war erkrankt.

Die erſten Anzeichen eines Leberleidens, das ihm die Aerzte in Ausſicht geſtellt hatten, wenn er, der Europäer, ſein ausſchweifendes römiſches Leben in Alexandria fortſetze, begannen ihm viele böſe Stunden zu bereiten.

Mit Ungeduld trug er die erſten körperlichen Schmerzen, die das Schickſal ihm auferlegte.

Selbſt der großen Kunde, die Sabina ihm überbrachte und die ſeine kühnſten Hoffnungen verwirklichte, wohnte die Kraft nicht inne, ihn mit der neuen Empfindung des Krankſeins zu verſöhnen.

Er erfuhr auch, daß die Besorgnisse Hadrians vor dem überhellen Glanz seiner Sterne ihn beinahe um die Adoption gebracht hätten, und weil er sicher glaubte, daß er sich beim Löschen des von Antinous angelegten Feuers sein Leiden zugezogen habe, bereute er bitter seinen hinterlistigen Eingriff in die Berechnungen des Kaisers.

Der Mensch läßt gern jede Last, und besonders die einer verübten Schuld von anderen mittragen, und so verwünschte der leidende Prätor den Antinous und die Wissenschaft des Simeon Ben Jochai, weil ja die Freveltat, durch die ihm die Lust des Lebens getrübt ward, ohne sie ungeschehen geblieben wäre.

Hadrian hatte die Alexandriner ersucht, die für ihn vorbereiteten Schauspiele und Aufzüge zu verschieben; denn seine Beobachtungen für den Lauf der Schicksale des folgenden Jahres waren noch nicht beendet. Allabendlich begab er sich nun auf die hohe Warte des Serapeums und schaute von dort aus nach den Sternen. Am zehnten Januar schloß er die Arbeit ab. Am elften begannen die Festlichkeiten. Sie nahmen viele Tage in Anspruch. Die Roxane wurde auf Wunsch des Prätors von der schönen Tochter des Juden Apollodor dargestellt.

Alles, was die Alexandriner dem Kaiser boten, war großartig und glänzend.

So viel Schiffe wie hier waren in keiner andern Naumachie bei einer zum Schein gelieferten Seeschlacht zertrümmert worden, eine größere Zahl von wilden Tieren hatte man selbst im römischen Zirkus bei keiner Gelegenheit zusammen gesehen. Und wie blutig fielen die Gladiatorengefechte aus, bei denen schwarze und weiße Kämpfer eine bunte, Herz und Sinn erregende Abwechslung boten.

Bei den Aufzügen gab es infolge der verſchiedenen Elemente, die dieſe Vereinigungsſtätte der ägyptiſchen, griechiſchen und orientaliſchen Kultur zu ſtellen vermochte, ſo mannigfaltige Augenweide, daß ſie trotz ihrer übertriebenen Länge weniger ermüdend wirkten, als die Römer gefürchtet hatten.

Die Aufführungen der Tragödien und Komödien waren ſo reich mit überraſchenden Effekten: Feuersbrünſten, Waſſersfluten und dergleichen ausgeſtattet und gaben den alexandriniſchen Schauſpielern Gelegenheit, ihre Kunſt ſo glänzend zu bewähren, daß Hadrian und ſeine Begleiter geſtehen mußten, ſelbſt in Rom und Athen keinen Darſtellungen von gleicher Vollendung beigewohnt zu haben.

Ein Stück des Juden Ezechiel, der unter den Ptolemäern in griechiſcher Sprache Dramen geſchrieben hatte, die Stoffe aus der Geſchichte ſeines Volkes behandelten, nahm die beſondere Aufmerkſamkeit des Kaiſers in Anſpruch.

Der Präfekt Titianus wurde während dieſer Feſtzeit ſchwer von alten Atembeſchwerden gequält und hatte dabei alle Hände voll zu thun; gleichwohl half er dem Baumeiſter Pontius redlich bei der Aufſuchung des Bildhauers Pollux.

Beide Männer thaten ihr Beſtes; wenn es ihnen aber auch bald gelang, Frau Doris und Euphorion zu finden, blieb dagegen jede Spur ihres verſchwundenen Sohnes verloren.

Papias, der frühere Meiſter des jungen Mannes, befand ſich nicht mehr in der Stadt, ſondern war von Hadrian nach Italien geſandt worden, um dort in ſeiner Villa zu Tibur Centauren und andere Figuren auszuführen. Seine zurückgebliebene Gattin verſicherte, nichts

von Pollux zu wissen, als daß er ihrem Manne in roher Weise den Dienst gekündigt habe.

Die Arbeitsgenossen des Unglücklichen konnten gar keine Auskunft über ihn geben; denn niemand von ihnen hatte der Verhaftung beigewohnt. Papias war vorsichtig genug gewesen, den Mann, den er fürchtete, ohne Zeugen in Sicherheit bringen zu lassen.

Weder der Präfekt noch der Baumeister suchten den braven Burschen im Gefängnisse, und hätten sie es gethan, würden sie ihn kaum gefunden haben; denn Pollux wurde nicht in Alexandria selbst in Haft gehalten. Die Gefängnisse der Stadt waren nach dem Feste überfüllt gewesen, und so hatte man ihn in das benachbarte Kanopus geführt und dort eingekerkert und abgeurteilt.

Pollux hatte ohne Rückhalt zugestanden, den silbernen Köcher genommen zu haben und sich dann den Anschuldigungen seines Meisters gegenüber höchst ungeberdig betragen. So machte er von vornherein einen ungünstigen Eindruck auf den Richter, während dieser Papias als einen reich begüterten und allgemein hochgeschätzten Mann achtete.

Man hatte dem Angeklagten kaum das Wort gegönnt und ihm auf seines Meisters schwere Beschuldigungen und sein eigenes Geständnis hin schnell das Urteil gesprochen.

Den Märchen zuzuhören, die dieser freche Gesell, der jede Rücksicht vergaß, die er seinem Lehrherrn und Wohlthäter schuldete, den Richtern auftischen wollte, wäre ein Zeitverderb gewesen. Zwei Jahre des Nachdenkens, meinte der Hüter des Gesetzes, würde diesen gefährlichen Burschen lehren, fremdes Eigentum zu achten und sich vor Ausschreitungen gegen diejenigen zu hüten, denen er Dankbarkeit und Verehrung schuldete.

Pollux verwünschte im Gefängnis zu Kanopus sein Schicksal und hoffte vergeblich auf den Beistand der Freunde. Diese wurden endlich des vergeblichen Suchens müde und fragten nur noch gelegentlich nach ihm. Er benahm sich in der Haft anfänglich so widerspenstig, daß man ihn unter strengen Verschluß nahm, aus dem man ihn auch dann nicht entließ, als er, statt zu toben, still geworden war und in dumpfem Brüten die Tage verträumte. Sein Wächter kannte die Menschen und glaubte sicher vorhersagen zu dürfen, daß dieser junge Dieb, wenn seine zwei Jahre vorüber wären, als ein unschädlicher Geisteskranker den Kerker verlassen würde.

Titianus, Pontius, Balbilla und selbst Antinous hatten es versucht, mit dem Kaiser über ihn zu reden, doch waren sie sämtlich scharf zurückgewiesen und belehrt worden, daß Hadrian keine Kränkung seines Künstlerstolzes vergesse.

Aber der Herrscher bewies auch, daß er für Gutes, das er erfahren, ein treues Gedächtnis besaß; denn, als ihm einmal ein Gericht aufgetragen wurde, das Kohl und kleine Würste enthielt, lächelte er vor sich hin, griff nach seinem mit Goldstücken gefüllten Beutel und befahl einem Kämmerer, ihn der von der Lochias verwiesenen Thorwächtersfrau Doris in seinem Namen zu überbringen.

Das alte Ehepaar wohnte jetzt in einem eigenen Häuschen in der Nähe des Quartiers seiner verwitweten Tochter Diotima.

Hunger und äußeres Elend blieben ihm fern, doch war eine große Veränderung mit ihm vorgegangen.

Die Augen der armen Doris waren entzündet; denn die Thränen hatten sich an sie gewöhnt, ließen sie selten

trocknen und floſſen über, ſobald nur ein Wort, ein Gegenſtand, ein Gedanke ſie an Pollux, ihren Liebling, ihren Stolz, ihre Hoffnung erinnerte. Und wie wenige halbe Stunden beſaß der Tag, in denen ſie nicht an ihn dachte!

Bald nach dem Tode des Verwalters hatte ſie Selene aufgeſucht; Frau Hanna konnte und wollte ſie aber nicht zu der Kranken führen; denn ſie wußte von Maria, daß ſie die Mutter des treuloſen Geliebten ihres Pfleglings ſei.

Bei einem zweiten Beſuche zeigte ſich Selene ſo ſcheu, ſo ängſtlich und ſonderbar gegen Doris, daß die alte Frau glauben mußte, ihr Beſuch ſei ihr läſtig.

Bei Arſinoe, deren Wohnung ſie durch die Diakoniſſin kannte, war ſie noch übler angekommen.

Sie hatte ſich als Mutter des Bildhauers Pollux anmelden laſſen und war mit dem Beſcheid, daß Arſinoe für ſie nicht zu ſprechen ſei und ſich ihren Beſuch ein- für allemal verbitte, zurückgewieſen worden.

Nachdem der Baumeiſter Pontius ſie aufgeſucht und ermutigt hatte, noch einmal zu verſuchen, Arſinoe, die treu an ihrem Sohne hänge, im Hauſe ſeiner Schweſter zu ſehen und zu ſprechen, war ſie Paulina ſelbſt begegnet und ſo ſcharf von ihr zurückgewieſen worden, daß ſie beleidigt und bis zu Thränen gekränkt zu ihrem Manne heimkam. Sie hatte auch Euphorion nicht widerſprochen, als er ihr verbot, jemals wieder das Chriſtenhaus zu betreten.

Das Geſchenk des Kaiſers war der Armen ſehr willkommen und nützlich geweſen; denn Euphorion hatte durch die Erregungen und den Kummer in den letzten Monden den Schmelz der Stimme und das Gedächtnis völlig

eingebüßt, war aus dem Theaterchor entlaſſen worden und fand nur noch bei der Myſterienfeier von kleinen Sekten oder bei der Einübung von Hymenäen und Klageliedern um einige Drachmen Entgelt einen Platz unter den Sängern.

Dabei hatten die Alten ihre Tochter, der Pollux nicht mehr beiſtehen konnte, zu unterſtützen, und die Vögel, die Grazien und die Katze wollten auch freſſen.

Daß es möglich wäre, ſie abzuſchaffen, war weder Doris noch Euphorion auch nur von fern in den Sinn gekommen.

Bei Tage konnte die Alte nicht mehr lachen; — bei Nacht aber hatte ſie manche gute Stunde; denn dann zeigte die Hoffnung ihr ſchöne Zukunftsbilder und erzählte ihr allerlei mögliche und unmögliche Geſchichten, die ihr das Herz mit neuem Mute beſeelten.

Wie oft ſah ſie dann Pollux aus der fernen Stadt, in die er vielleicht geflohen war, aus Rom oder gar aus Athen als großen Mann, mit Lorbeer geſchmückt und reich an Schätzen zurückkehren!

Der Kaiſer, der doch noch freundlich an ſie dachte, konnte nicht ewig zürnen. Vielleicht ſchickte er einmal ſeine Boten aus, um Pollux zu ſuchen, und um durch große Aufträge wieder gut zu machen, was er ihm angethan hatte.

Daß ihr Liebling am Leben ſei, das wußte ſie, darin täuſchte ſie ſich gewiß nicht, ſo oft auch Euphorion ihr zu beweiſen verſuchte, daß er geſtorben ſein müſſe. Der Sänger wußte viele Geſchichten von unglücklichen Menſchen zu erzählen, die ermordet worden und niemals wieder zum Vorſchein gekommen waren; aber ſie ließ ſich nicht

überzeugen, fuhr fort zu hoffen und lebte sich ganz in den Vorsatz ein, ihren jüngern Sohn Teuker, sobald seine Lehrzeit abgeschlossen war, also in einigen Monaten, auf Reisen zu schicken, um den verschollenen Bruder im ganzen römischen Reiche zu suchen.

Antinous, dessen verbrannte Hände unter der Pflege des Kaisers schnell geheilt waren, und der außer für Pollux nie für einen andern Jüngling Freundschaft empfunden hatte, beklagte das Verschwinden des Künstlers und nahm sich vor, Frau Doris aufzusuchen. Aber er trennte sich jetzt schwerer denn je von dem Gebieter, und war ihm so eifrig zur Hand, daß Hadrian ihm manchmal freundlich vorwarf, er mache seinen Sklaven den Dienst zu leicht.

Wenn er wirklich einmal über eine Stunde verfügen konnte, ließ er es trotzdem bei dem Vorsatz, nach den Eltern des Freundes zu sehen; denn zwischen Wollen und Vollbringen lag bei ihm ein weites Feld, das niemals überschritten wurde, wenn ihn keine heftigen Antriebe drängten.

Dergleichen waren es, die ihn, wenn der Kaiser im Museum disputirte, oder sich durch die Führer der verschiedenen Religionsgenossenschaften über den Inhalt der Lehren, denen sie folgten, unterrichten ließ, zu dem Landhause führten, in dem Selene auch noch, nachdem der Februar begonnen, verweilte.

Es war ihm mehrmals gelungen, sich in den Garten Paulinas zu stehlen; doch die Hoffnung, von Selene bemerkt zu werden und mit ihr zu sprechen, wollte sich anfänglich nicht verwirklichen lassen.

So oft er sich dem Hause Hannas näherte, vertrat

ihm die verwachsene Maria den Weg, erzählte ihm, wie ihre Freundin sich befinde, und bat oder befahl ihm dann, sich zu entfernen.

Sie war immer in der Nähe der Kranken; denn ihre Mutter wurde jetzt von ihrer Schwester gepflegt, und Frau Hanna hatte für sie die Erlaubnis erwirkt, die Papyrusblätter zu Hause kleben zu dürfen.

Die Witwe selbst durfte in der Fabrik nicht fehlen; denn ihr Amt als Aufseherin machte ihre Anwesenheit in der Werkstätte notwendig.

So kam es, daß Antinous niemals von Hanna und immer nur von Maria empfangen und von ihr abgewiesen wurde.

Zwischen dem schönen Jüngling und dem mißgestalteten Mädchen hatte sich eine gewisse Beziehung gebildet.

Wenn Antinous kam und sie ihm ihr: „Schon wieder?“ zurief, faßte er ihre Hand und bat sie innig, doch nur ein einzigesmal seinen Wunsch zu erfüllen. Sie blieb indes standhaft, doch wies sie ihn nie streng, sondern immer nur lächelnd und mit freundlichen Mahnungen zurück.

Wenn er ausgesucht schöne Blumen aus seinem Pallium hervorzog und sie anflehte, sie Selene im Namen ihres Freundes von der Lochias zu geben, so nahm sie das Geschenk an und versprach, es in ihr Zimmer zu stellen; aber es könnte, versicherte sie, weder ihm noch ihr nützen, wenn sie wüßte, von wem es komme.

Nach solchen Abweisungen verstand er es wohl, mit herzgewinnenden Worten zu schmeicheln; doch ihr zu trotzen und sein Ziel mit Gewalt zu erreichen, hatte er niemals gewagt.

Wenn die Blumen im Zimmer ſtanden, ſah Maria weit öfter nach ihnen als Selene.

Blieb Antinous einmal lange aus, ſo ſehnte die Verwachſene ſich nach ſeinem Anblick und ging in der Stunde, in der er zu erſcheinen pflegte, unruhig zwiſchen dem Thore des Gartens und dem Häuschen der Freundin auf und nieder.

So wie ihn dachte ſie ſich die Engel, und die Engel, an die ſie dachte, ſahen bald nicht anders als er aus.

In jedes ihrer Gebete ſchloß ſie den armen, ſchönen Heiden mit ein. Milde Zärtlichkeit, in die ſich manchmal ein leiſes Weh miſchte, das ſie auf ihren Schmerz über ſeine verlorene Seele bezog, war von ihren Gedanken an ihn untrennbar.

Hanna wurde durch ſie von jedem neuen Beſuche des jungen Mannes unterrichtet, und ſo oft Maria von Antinous redete, zeigte ſich die Diakoniſſin beſorgt und hieß ſie ihm drohen, daß ſie den Thorwächter rufen würde.

Die Witwe wußte, wer der unermüdliche Bewunderer ihres Pfleglings war; denn einmal hatte ſie ihn mit Maſtor reden hören und ihn, der jede freie Stunde benützte, um dem Gottesdienſte der Chriſten beizuwohnen, gefragt, wer er ſei.

Ganz Alexandria, ja das ganze Reich kannte den Namen des ſchönſten Jünglings ſeiner Zeit, des gefeierten Günſtlings des Kaiſers.

Auch Hanna hatte von ihm gehört und erfahren, daß ihn die Dichter beſangen und heidniſche Frauen begierig waren, einen Blick aus ſeinen Augen zu erhaſchen. Sie wußte, wie ſittenlos das Treiben unter den Großen in Rom war, und Antinous erſchien ihr wie ein glänzender Falke, der eine Taube umkreiſt, um im günſtigen

Augenblick auf sie herabzustoßen und sie mit Schnabel und Fängen zu Grunde zu richten.

Hanna wußte auch, daß Selene Antinous kannte, und daß er es gewesen war, der sie einmal von einer wütenden Dogge befreit und dann aus dem Wasser gezogen hatte; aber die Genesende ahnte nicht, wer ihr Retter war. Das ging aus vielen ihrer Reden hervor.

Am Ende des Februar hatte Antinous sich drei Tage hinter einander gezeigt; nun ließ Hanna dem Pförtner durch den Bischof Eumenes streng befehlen, auf den jungen Mann acht zu haben und ihm den Eintritt in das Landhaus, wenn es sein müßte auch mit Gewalt, zu verwehren.

Aber die Liebe findet den Weg auch durch verschlossene Thüren, und es gelang Antinous dennoch, sich in den Garten Paulinas zu schleichen.

Bei einem dieser Besuche konnte er Selene belauschen, wie sie, auf einen Stab gestützt, von einem schönen blondlockigen Knaben und Frau Hanna begleitet, auf und nieder hinkte.

Antinous hatte alles Krüppelhafte als einen Fehlgriff der harmonisch bildenden Natur nicht freundlich zu bemitleiden, sondern mit Widerwillen von ihm hinweg zu schauen gelernt.

Hier empfand er ganz anders.

Die verwachsene Maria war ihm anfänglich abschreckend erschienen; jetzt freute er sich, wenn er sie sah, obgleich sie stets seine Wünsche kreuzte, und die lahme Selene, der die Gassenbuben „Klipp, klapp!“ nachgerufen hatten, erschien ihm anbetungswürdiger denn je.

Wie schön war ihr Antlitz und ihre Gestalt, wie eigentümlich ihr Schritt! Sie hinkte nicht, nein, sie wiegte

ſich durch den Garten. So, dachte er ſpäter, ließen ſich die Nereiden von leicht bewegten Wogen forttragen.

Die Liebe begnügt ſich mit allem, und das wird ihr nicht ſchwer; denn ſie weiß, was ſie auch immer umfaßt, in eine höhere Ordnung des Seins zu erheben. In ihrem Lichte wird die Schwäche zur Tugend, der Mangel zum Vorzug.

Die Beſuche des Bithyniers waren nicht die einzige Sorge Frau Hannas. Die anderen trug ſie freilich nicht bang, ſondern mit Freuden.

Ihr Hausſtand hatte ſich um zwei Menſchen vermehrt, und ihr Einkommen war klein.

Um die Pfleglinge nicht darben zu laſſen, mußte ſie, während ſie die Mädchen in der Fabrik beaufſichtigte, auch die eigenen Hände rühren, und am Abend nicht nur für Maria, ſondern auch für ſich ſelbſt Papyrusblätter mit nach Hauſe nehmen, um ſie in langer Nachtarbeit zuſammen zu kleben.

Sobald der Zuſtand Selenes ſich gebeſſert hatte, half ſie ihr gern und fleißig, — aber wochenlang hatte die Geneſende von jeder Beſchäftigung fern gehalten werden müſſen.

Maria ſchaute Hanna oft mit ſtiller Beſorgnis an; denn ſie ſah jetzt ſehr bleich aus.

Nachdem ſie einmal ohnmächtig zuſammengeſunken war, hatte die Verwachſene ſich ein Herz gefaßt und ihr vorgeſtellt, daß ſie mit dem Pfunde, das der Herr ihr gegeben, wohl wuchern, es aber nicht wie eine Verſchwenderin fortſchenken dürfe. Sie gönne ſich gar keine Ruhe, arbeite Tag und Nacht, beſuche nach wie vor in den Erholungsſtunden die Häuſer der Armen und Kranken,

und werde, wenn sie sich nicht mehr Ruhe gönne, bald statt pflegen zu können, der Pflege bedürfen.

„Gönne Dir doch," sagte Maria, „wenigstens in der Nacht den unentbehrlichen Schlaf."

„Wir müssen leben," entgegnete Hanna, „und wie darf ich borgen, da ich doch nicht wiederzugeben vermag."

„Bitte Paulina," riet das Mädchen, „Dir den Mietzins zu erlassen, — sie thut es gern."

„Nein," entgegnete Hanna entschieden. „Was dies Häuschen abwirft, kommt meinen Armen zu gute, und Du weißt doch, wie nötig sie es haben. Was wir geben, das leihen wir unserem Herrn, und er besteuert keinen über sein Vermögen."

Selene war genesen; doch hatte der Arzt erklärt, daß keines Menschen Kunst sie jemals von ihrer Lahmheit zu befreien vermöge. Sie war die Tochter Hannas, der blinde Helios die Sonne des Hauses der Diakonissin geworden.

Arsinoe durfte ihre Schwester selten und nur in Begleitung der Pflegemutter besuchen. Es kam auch zwischen ihr und Selene nie zu einem ungehemmt offenen Gespräch. Die ältere Tochter des Verwalters war jetzt zufrieden und heiter, die jüngere nicht nur traurig über das Verschwinden des Geliebten, sondern auch, weil sie sich in ihrem neuen Heim unglücklich fühlte, leicht aufbrausend und schnell geneigt, Thränen zu vergießen.

Den kleinen Waisen des Keraunus erging es gut. Sie wurden manchmal zu Selene geführt, und erzählten ihr mit Liebe von ihren neuen Eltern.

Durch die Mithilfe der Genesenen verminderte sich die Arbeitslast ihrer Freundinnen, und als der März

begann, wurde eine Anforderung an die Witwe gestellt, die ihrem einfachen Leben eine neue Wendung geben mußte, wenn sie ihr folgte.

Im oberen Aegypten hatten sich christliche Verbrüderungen gebildet, und eine der größten an die alexandrinische Muttergemeinde die Bitte gerichtet, ihr einen Presbyter, einen Diakonen und eine Diakonissin zu senden, die befähigt wären, die Gläubigen und Getauften im hermopolitischen Gaue, die bereits nach Tausenden zählten, zu leiten und zu belehren. Das Gemeindeleben, die Armen- und Krankenpflege in jener Landschaft, bedurfte der Organisation durch kundige Hände, und Hanna wurde gefragt, ob sie sich entschließen könnte, die Hauptstadt zu verlassen und ihre segensreiche Thätigkeit zu Besa in erweiterten Grenzen fortzusetzen. Es sollte sie dort ein freundliches Haus, ein Palmengarten und Gaben der Gemeinde erwarten, die nicht bloß ihr eigenes Leben, sondern auch das ihrer Pfleglinge sicherstellen würden.

Hanna fühlte sich mit starken Banden an Alexandria gefesselt. Vor allem hielten sie ihre Armen und Kranken, unter denen ihr viele ans Herz gewachsen waren, zurück. Wie manches verirrte Mädchen hatte sie auch schon in der Fabrik gerettet.

Darum erbat sie sich kurze Bedenkzeit, und sie wurde ihr bewilligt. Am fünfzehnten März mußte die Entscheidung erfolgt sein. Schon der fünfte Tag dieses Monats brachte sie mit sich; denn während Hanna sich in der Papyrusfabrik befand, gelang es Antinous, wieder in den Garten Paulinas zu dringen und sich kurz vor Sonnenuntergang bis zu dem Hause der Witwe zu schleichen.

Maria bemerkte ihn auch diesmal zur rechten Zeit

und wies ihn wie immer freundlich zurück; der Bithynier war aber heute erregter als sonst, ergriff ihre Hand mit warmer Dringlichkeit und umfaßte sie, während er sie bat, Gnade zu üben. Tief erschreckt versuchte sie sich von ihm zu befreien; er aber ließ sie nicht los, sondern rief schmeichelnd:

„Ich muß sie heute sehen und sprechen, nur dies einemal, gute, liebe Maria."

Bevor sie es verhindern konnte, hatte er ihr einen Kuß auf die Stirn gedrückt und war dann in das Haus zu Selene geflohen.

Die Verwachsene wußte nicht, wie ihr geschehen war. Verwirrt, wie gelähmt von wechselnden Gefühlen stand sie da und schaute beschämt zu Boden.

Sie empfand, daß ihr etwas Unerhörtes begegnet sei, aber dies Unerhörte erschien ihr wie ein blendendes Licht. Für sie, die arme Maria, war es aufgegangen, und hochklopfenden Herzens gab sie sich dem ihr ganz neuen Gefühle des Stolzes hin, das Scham und Entrüstung auf kurze Zeit zum Schweigen brachte.

Einiger Minuten bedurfte sie, um sich zu sammeln und sich ihrer Pflicht bewußt zu werden, und diese Minuten blieben von Antinous nicht unbenutzt.

Mit weiten Schritten eilte er in das Zimmer, in dem er Selene in jener unvergeßlichen Nacht auf das Lager niedergelassen hatte, und rief ihr schon auf der Schwelle ihren Namen entgegen.

Da erschrak sie und schob das Buch beiseite, aus dem sie dem blinden Bruder vorgelesen hatte.

Zum zweitenmal rief er sie bittend an.

Nun erst erkannte ihn Selene und fragte ruhig:

„Suchſt Du mich oder Frau Hanna?“

„Dich, Dich!“ rief er feurig. „O Selene! Ich habe Dich aus dem Waſſer gezogen, und ſeit jener Nacht kann ich Dich nicht vergeſſen und muß vergehen aus heißer Liebe zu Dir. Sind Deine Gedanken nie und nie den meinen begegnet? Biſt Du immer noch ſo kalt, ſo ſtumm, ſo regungslos wie damals, als Du halb dem Tode und halb dem Leben gehörteſt? Wie der Schatten eines Toten die Stätte, an der alles zurückblieb, woran er auf Erden hing, umkreiſe ich ſchon ſeit langen Monaten dies Haus, und niemals gelang es mir, Dir, Du Einzige zu ſagen, was ich empfinde.“

Bei dieſem Bekenntnis warf der Jüngling ſich vor ihr nieder und verſuchte es, ihr die Kniee zu umfaſſen; ſie aber ſagte vorwurfsvoll:

„Was ſoll das alles? Steh auf und mäßige Dich.“

„O laß mich, laß mich,“ bat er innig. „Sei nicht ſo kalt und ſo hart! Erbarme Dich meiner und ſtoße mich nicht von Dir.“

„Steh auf,“ wiederholte das Mädchen. „Ich will Dir nicht zürnen; denn ich ſchulde Dir Dank.“

Da erhob er ſich wieder und ſagte leiſe:

„Nicht Dank, nur Liebe, ein wenig Liebe begehr' ich.“

„Ich bemühe mich, alle Menſchen zu lieben,“ entgegnete die Jungfrau, „und ſo lieb' ich auch Dich; — Du haſt mir ja viel Gutes erwieſen.“

„Selene, Selene!“ ſchrie er jubelnd auf, warf ſich wiederum vor ihr nieder und griff ſtürmiſch nach ihrer Rechten; kaum aber hielt er ihre Hand in der ſeinen, als Maria, glühend vor Erregung, in das Zimmer geſtürzt kam. Mit heiſerer Stimme, aus der Unwille und

Zorn klangen, befahl sie ihm, gleich das Haus zu verlassen und rief, als er es von neuem versuchte, sie mit Bitten zu bestürmen:

„Wenn Du nicht gehorchst, so rufe ich die Männer zu Hilfe, die dort die Blumen betrachten. Ich frage Dich, willst Du gehorchen, ja oder nein?“

„Warum bist Du so böse, Maria?“ frug der blinde Helios. „Dieser Mann ist gut, und sagte Selene ja nur, daß er sie lieb hat.“

Nun wies Antinous mit einer flehenden Geberde auf den Knaben; schon aber stand Maria am Fenster und legte die Hand an den Mund, um zu rufen.

„Laß, laß!“ rief der Jüngling der Verwachsenen zu, „ich gehe schon.“

Dabei schritt er still und langsam der Thür entgegen; schaute aber Selene noch einmal mit leidenschaftlicher Wärme an. Endlich verließ er das Zimmer, stöhnend vor Scham und Enttäuschung, und doch wieder so froh und stolz, als wäre ihm eine große und schwere That gelungen.

Im Garten begegnete ihm Frau Hanna und ging sogleich mit beschleunigten Schritten auf ihr Haus zu. Dort fand sie Maria laut schluchzend und in Thränen zerfließend.

Bald war die Witwe von allem unterrichtet, was sich in ihrer Abwesenheit zugetragen hatte.

Eine Stunde später eröffnete sie dem Bischof, daß sie den Ruf der Gemeinde von Besa annehme und bereit sei, nach Oberägypten abzureisen.

„Mit Deinen Pfleglingen?“ frug Eumenes.

„Ja. Selenes Herzenswunsch wäre freilich, von Dir

getauft zu werden; weil aber ein Jahr der Belehrung erforderlich iſt . . .“

„Ich verrichte morgen die heilige Handlung.“

„Morgen, mein Vater?“

„Ja, Schweſter, und ich thu' es getroſt. Sie hat den alten Menſchen in der Meerflut gelaſſen, und bevor wir ihre Lehrer wurden, iſt ſie durch die Schule des Lebens gegangen. Schon als Heidin nahm ſie ihr Kreuz willig auf ſich, und erwies ſich ſo treu, als ſei ſie eine Vertraute des Herrn. Was ihr fehlte: Glaube, Liebe und Hoffnung, das fand ſie in Deinem Hauſe. Im Namen des Heilands danke ich Dir für dieſe Seele, meine Schweſter.“

„Nicht mir, nicht mir,“ bat die Witwe. „Ihr Herz war erſtarrt, und nicht durch mich, ſondern durch den warmen Glauben des blinden Knaben dort taute es auf.“

„Ihm und Dir verdankt ſie das Heil,“ entgegnete der Biſchof. „Und ſo ſollen beide zuſammen die Taufe empfangen. Geben wir dem lieblichen Kinde den Namen des ſchönſten unter den Jüngern, und nennen wir ihn ‚Johannes‘. Selene ſoll in Zukunft, wenn es ihr ſelbſt gefällt, ‚Martha‘ heißen.“

Achtzehntes Kapitel.

Selene und Helios empfingen die Taufe, und zwei Tage ſpäter beſtiegen Frau Hanna, ihre Pfleglinge und Maria in Begleitung des Presbyter Hilarion und eines Diakonen im mareotiſchen Hafen ein Nilſchiff, das ſie der neuen Heimat, der oberägyptiſchen Stadt Beſa, zuführen ſollte.

Die Verwachſene hatte mit der Antwort auf die Frage der Witwe, ob ſie ihr zu folgen wünſche, gezaudert.

In Alexandria wohnte ihre alte Mutter, und dann — aber gerade dieſes „Dann“ war ihr zu Hilfe gekommen, alle Bedenken ſcharf zu zerſchneiden und ein entſchiedenes „Ja“ zu ſagen; denn es hatte ſich auf Antinous bezogen.

Anfänglich war es ihr unerträglich erſchienen, ihn nie wiederzuſehen; denn ſie hatte ſo oft an den ſchönen Jüngling denken müſſen, und ihr ganzes Herz ſollte doch nur dem einen gehören, der auch für ſie am Kreuze geſtorben, dem ſie ſich für dieſe und jene Welt angelobt hatte.

Selene war am Tage nach der Taufe in das Stadthaus Paulinas gegangen und hatte dort von Arſinoe unter vielen Thränen Abſchied genommen. Die ganze Liebe, die die Schweſtern vereinte, wachte in der Trennungs-

ſtunde wieder auf. Selene hatte von Paulina gehört, daß Pollux geſtorben ſei, und grollte der Nebenbuhlerin nicht mehr, die ihn leidenſchaftlicher als ſie beklagte. Früher war der Friede ihrer Seele freilich mehr als einmal durch die Erinnerung an den Geſpielen getrübt worden.

Die Trennung von Alexandria, wo ihre meiſten Geſchwiſter zurückblieben, fiel ihr ſchwer, und freute ſie ſich auf das neue Heim; denn ſie war nicht mehr dieſelbe, die ſie noch vor wenigen Monden geweſen, und ſie ſehnte ſich nach dem fernen Schauplatz für ihr neues, geheiligtes Leben.

Eumenes und Hanna hatten recht geſehen. Nicht der Witwe, ſondern dem blinden Knaben war es gelungen, ſie für das Chriſtentum zu gewinnen.

Dieſe That des Kindes hatte einen ſeltſamen Verlauf genommen.

Schon die Verheißung des Sklaven Maſtor, Helios würde dereinſt in einem leuchtenden Himmel ſeinem Vater unter lieblichen Engeln wieder begegnen, hatte mächtig auf die lebhafte Einbildungskraft und das weiche Herz des blinden Kindes gewirkt.

Im Hauſe Hannas empfing ſeine Hoffnung neue Nahrung, und Maria und die Witwe erzählten ihm viel von ihrem großen, freundlichen Gott und ſeinem Sohne, der die Kinder liebe und ſie eingeladen habe, zu ihm zu kommen.

Als Selene ſich zu erholen begann, und es ihm geſtattet wurde, mit ihr zu reden, teilte er ihr voll innerer Freude alles mit, was er von den Frauen gehört; ſeine Schweſter fand indes anfänglich keinen Gefallen an dieſen

wunderlichen Hirngeſpinnſten und verſuchte es, ſeinen Glauben an ſie zu trüben und ſein Herz zu den alten Göttern zurückzuführen.

Während ſie aber den Knaben zu leiten verſuchte, fühlte ſie ſich nach und nach gezwungen, ihm auf ſeinem Weg zu folgen. Zuerſt ging ſie mit unſicheren Schritten vorwärts; Frau Hanna aber unterſtützte ſie durch ihr Beiſpiel und manches gute Wort. Lehren erteilte ſie nur, wenn das Mädchen ſie fragte und um Erklärungen bat.

Liebe und Frieden atmete alles, was Selene hier umgab, und der Knabe empfand das, ſprach es aus, zwang ſie, es anzuerkennen, und bot ihr in ſeiner eigenen Perſon das erſte Ziel für die neu in ihr erwachende Sehnſucht, ſich liebreich zu erweiſen.

Der feſte Glaube des Kindes, der ſich durch keinerlei Gründe und keine von den Mythen, die ſie kannte, erſchüttern ließ, rührte ſie und veranlaßte ſie, Frau Hanna zu fragen, was es mit dieſer oder jener Behauptung des Bruders auf ſich habe.

Es war ihr erfreulich erſchienen, daß das elende Erdenleben mit dem Tode den Abſchluß finden ſollte; Helios aber ließ ſie verſtummen, als er traurig ſagte:

„Haſt Du denn gar keine Sehnſucht, den Vater und die Mutter wiederzuſehen?“

Ein Wiederſehen mit der Mutter!

Dieſer Gedanke machte auch ſie auf das Jenſeits begierig, und Frau Hanna fachte den Funken der Hoffnung in ihrer Seele zur Flamme an.

Selene hatte viel Elend geſehen und erfahren, und ſich gewöhnt, die Götter grauſam zu nennen. Helios

ſagte ihr, Gott und der Heiland wären gut und liebten die Menſchen wie ihre Kinder.

„Iſt es nicht freundlich,“ fragte er ſie, „daß uns der himmliſche Vater zu Frau Hanna führte?“

„Ja, aber man hat uns von einander geriſſen,“ verſetzte Selene.

„Laß nur,“ entgegnete das Kind zuverſichtlich, „im Himmel finden wir uns alle wieder.“

Die Geneſende erkundigte ſich nach jedem einzelnen ihrer Geſchwiſter, und Hanna ſchilderte ihr alle Familien, in denen ſie untergekommen waren.

Die Witwe ſah nicht aus, als ob ſie lüge, die Kleinen beſtätigten auch ihre Berichte bei manchem Beſuche, und doch konnte Selene nur ſchwer die Bilder für richtig halten, die ſie ihr von dem Leben in den Häuſern der Glaubensgenoſſen entwarf.

Die Mutter der Chriſten, hatte ein großer Kirchenlehrer geſagt, ſollte der Stolz der Kinder, die Frau der Stolz des Mannes, Mann und Kinder der Stolz der Frau, und Gott der Stolz und Ruhm aller Mitglieder des Hauſes ſein.

Liebe und Glaube waren auch thatſächlich das Band, Friede und ein tugendhaftes Leben das Geſetz der Familie. Und in ſolcher reinen, wohlthätigen Lebensluft, deren Segen ſie im Häuschen Hannas an ſich ſelbſt und Helios empfand, wuchſen ihre Geſchwiſter nunmehr heran!

Ihr gerader Sinn fand die rechte Antwort, als ſie ſich fragte, was wohl aus ihnen allen hätte werden können, wenn ihr Vater am Leben geblieben und ſeines Amtes entſetzt worden wäre? Elend und Schande hätte ihrer gewartet.

Und nun?

Vielleicht hatte die Gottheit doch freundlich gegen die Kinder gehandelt.

Liebe, Liebe und wieder Liebe atmete alles, was sie sah und hörte, und doch hatte ihr die Liebe die grausamsten Schmerzen bereitet.

Warum war es ihr beschieden gewesen, so schweres durch dieselbe Empfindung zu erdulden, die anderen das Leben verschönte? Hatte wohl jemand schwereres als sie zu erdulden gehabt? Ganz gewiß! Ein lebhafter Jüngling hatte sie irre geführt, und ihre Schwester statt ihrer glücklich zu machen verheißen. Das war schwer zu ertragen gewesen, aber der Heiland, von dem ihr Helios erzählte, war noch viel härter geprüft worden. Die Menschheit, für die er, ein Sohn Gottes, zur Erde nieder gestiegen war, um sie von Elend und Schuld zu erlösen, hatte ihm seine Güte damit gedankt, daß sie ihn ans Kreuz schlug. Sie sah in ihm einen Leidensgenossen und forderte die Witwe auf, ihr von ihm zu erzählen.

Manches Opfer hatte Selene den Ihren gebracht, und ihr Gang in die Papyrusfabrik blieb ihr unvergeßlich; — er aber hatte sich verspotten lassen und sein Blut für die Seinen vergossen. Und wer war sie — wer der Sohn Gottes?!

Seine Gestalt wurde ihr lieb, sie ward nicht müde, sich über seine Schicksale, seine Reden und Thaten zu unterrichten, und unvermerkt kam für sie der Tag, an dem ihre Seele sich bereit fand, die Lehren Christi mit inbrünstiger Sehnsucht aufzunehmen.

Mit dem Glauben gewann sie das Bewußtsein der Schuld, das ihr bis dahin fremd gewesen war.

Aus Stolz und Furcht, niemals aber aus Liebe hatte ſie die Hände gerührt; die heilige Gabe des Lebens hatte ſie ſelbſtſüchtig von ſich geworfen, ohne zu fragen, was aus denen werden würde, für die ſie zu ſorgen verpflichtet war. Ihrer leiblichen Schweſter, die ihrer Obhut und ihres Segens bedurfte, und auch ihrem Jugendgeſpielen Pollux hatte ſie geflucht und unzähligemale die Leiter des menſchlichen Schickſals verwünſcht. Das alles empfand ſie jetzt ſchmerzlich mit dem ihrem Gemüte eigenen Ernſte; aber ſie fühlte ſich beruhigt durch die Kunde, daß es einen gebe, der die Welt erlöſt und die Schuld jedes reuigen Sünders auf ſich genommen habe.

Nachdem Selene der Witwe ihren Wunſch, eine Chriſtin zu werden, ausgeſprochen hatte, führte dieſe den Biſchof Eumenes zu ihr.

Er ſelbſt übernahm es, den Unterricht der Jungfrau zu leiten, und fand in ihr eine von Lernbegier erfüllte Schülerin.

Wie eine von jenen grauen, getrockneten Blumen, die ſich, wenn man ſie ins Waſſer ſenkt, eröffnen, und in friſche Blüten verwandeln, ſo erſchloß ſich ihr vorzeitig verwelkendes Herz. Sie ſehnte ſich nach völliger Geneſung, um wie Hanna Kranke zu pflegen und jene Liebe zu bethätigen, die Chriſtus von ſeinen Getreuen verlangt.

Das war es, was ſie beſonders an ihrem neuen Glauben erfreute, daß er nicht die Reichen, die viele Opfer bringen konnten, ſelig zu machen verhieß, ſondern die reumütig nach Vergebung lechzenden Elenden, die Armen und Notleidenden, an die ſie dachte, als ob ſie mit ihnen zu der gleichen Familie gehörte.

Ihre tüchtige Natur begnügte sich nicht mit der Gesinnung, sondern verlangte darnach, sich zu bewähren. In Besa durfte sie mit Hanna ans Werk gehen, und diese Aussicht erleichterte ihr den Abschied von Alexandria.

Ein günstiger Wind führte die Reisenden gen Süden und glücklich ans Ziel.

Zwei Tage nach ihrem Aufbruch schlich sich Antinous wieder in den Garten Paulinas. Er näherte sich dem Häuschen der Witwe und sah sich vergebens nach der verwachsenen Maria um.

Der Weg war frei.

Ihr Ausbleiben mußte ihn erfreuen, aber es beunruhigte ihn dennoch.

Das Herz schlug ihm heftig; denn vielleicht war es ihm heute vergönnt, Selene allein zu finden.

Ohne zu klopfen, öffnete er das Thor; doch er wagte es nicht, die Schwelle zu übertreten; denn im Vorgemach stand ein fremder Mann und lehnte Bretter an die Wand.

Der Tischler, ein Christ, dem Paulina ihr Häuschen für seine Familie überlassen hatte, fragte Antinous nach seinem Begehr.

„Ist Frau Hanna zu Hause?“ stammelte der Bithynier.

„Wohnt nicht mehr hier.“

„Und ihre Pflegetochter Selene?“

„Ist mit ihr nach Oberägypten gezogen. Hast Du etwas an sie zu bestellen?“

„Nein,“ entgegnete der Jüngling betroffen. „Seit wann sind sie fort?“

„Seit vorgestern.“

„Und sie kommen nicht wieder?“

„In den nächsten Jahren gewiß nicht. Später vielleicht, wenn der Herr es so schickt.“

Antinous verließ auf dem breiten Mittelwege unangefochten den Garten.

Er sah bleich aus, und ihm war zu Mut wie einem Wanderer in der Wüste, der die Quelle verschüttet findet, aus der er Labung zu schöpfen gehofft hat.

In der ersten freien Stunde des folgenden Tages klopfte der Jüngling wiederum bei dem Tischler an, um sich zu erkundigen, in welchem oberägyptischen Orte sich die Auswanderer niederzulassen gedächten, und der Handwerker antwortete treuherzig:

„In dem oberägyptischen Besa.“

Antinous war von je ein Träumer gewesen, doch so gedankenlos, so schlaff vor sich hindämmernd wie in dieser Zeit, hatte Hadrian ihn noch niemals gesehen.

Wenn er ihn zu erwecken und zu größerer Frische anzuspornen versuchte, sah ihn der Liebling bittend an und gab sich alle Mühe ihm dienstfertig zu sein und ihm ein heiteres Gesicht zu zeigen; aber immer nur mit kurzem Erfolg.

Selbst auf den Jagdzügen in die libysche Wüste, die der Kaiser manchmal unternahm, blieb Antinous schlaff und unberührt von der Lust des Weidwerks, der er sich sonst mit Freude und Geschick hinzugeben pflegte.

Der Kaiser hatte es in Alexandria länger ausgehalten als an anderen Orten, und war jetzt müde der Festlichkeiten und Gastereien, des Wortgefechtes mit den Mitgliedern des Museums, des Verkehrs mit überspannten Mysten, Zeichendeutern, Sternsehern und Quacksalbern, von denen die Stadt wimmelte. Auch die kurzen Audienzen,

die er den Führern der verschiedenen Religionsgenossenschaften erteilte, und die Besuche der Fabriken und Werkstätten des betriebsamen Ortes fingen an ihn zu ermüden.

Eines Tages erklärte er, die südlichen Gaue des Nilthals besuchen zu wollen.

Die Priesterschaft der einheimischen ägyptischen Götter hatte ihn um diese Gunst ersucht, und nicht nur seine Wißbegier und Reiselust, sondern auch staatsmännische Erwägungen veranlaßten ihn, den Wunsch der in der reichen und wichtigen Provinz besonders einflußreichen Hierarchie zu erfüllen.

Der Gedanke, die Wunder aus der Pharaonenzeit, die so viele Reisende anzogen, mit eigenen Augen zu schauen, ermunterte ihn, und seine gute Stimmung wuchs, sobald er bemerkte, wie belebend sein Entschluß, die Reise nach Süden anzutreten, auf Antinous wirkte.

Der Günstling hatte in den letzten Wochen über nichts auch nur die geringste Freude gezeigt.

Die Huldigungen, mit denen ihn die vornehmen Alexandrinerinnen nicht weniger aufdringlich als die römischen Frauen bestürmten, ekelten ihn an.

Bei den Gastmählern zeigte er sich als ein schweigender Tischgenosse, dessen Nachbarschaft niemand erfreute.

Selbst die glänzendsten und aufregendsten Schauspiele im Zirkus und die schönsten Wettfahrten und Rennen im Hippodrom hatten es kaum mehr vermocht, seine Augen auf sich zu ziehen.

Früher war er gern und aufmerksam den Stücken Menanders und seiner Nachahmer, Alexis, Apollodor und Posidippus gefolgt, jetzt hatte er, wenn er sie aufführen sah, in die Luft gestarrt und an Selene gedacht.

Die Aussicht, dahin zu gelangen, wo sie sich befand, regte ihn kräftig an und belebte ihm den erlöschenden Lebensmut. Er hoffte wieder, und wer in der Zukunft Licht glänzen sieht, dem erscheint die Gegenwart nicht mehr finster.

Hadrian freute sich dieser Wandlung seines Lieblings und ließ die Vorbereitungen zum Aufbruch beschleunigen.

Dennoch vergingen Monate, bevor er die Reise antreten konnte.

Zunächst beschäftigte ihn die Sorge, das durch die Aufstände der Juden entvölkerte Libyen neu zu kolonisiren. Dann gab es Bestimmungen über neuaufzuführende Poststraßen zu treffen, die einen Teil des Reiches dem andern näher bringen sollten, und endlich mußte die förmliche Zustimmung des Senates für neue Bestimmungen in Betreff der Erblichkeit des verliehenen Bürgerrechtes abgewartet werden.

Diese war freilich gewiß, aber der Kaiser veröffentlichte ohne sie kein Gesetz, und es lag ihm viel an einem schnellen Inkrafttreten seiner Verordnung.

Bei den Besuchen des Museums hatte sich der Herrscher nach der Lage seiner einzelnen Mitglieder erkundigt und arbeitete nun Verordnungen aus, die die Sorgen des Lebens von den fleißigen Forschern fern halten sollten.

Auch dem Geschick der alternden Lehrer und Erzieher der Jugend hatte er seine Aufmerksamkeit zugewandt und suchte es zu verbessern.

Als Sabina ihm vorhielt, wie große Kosten diese neuen Maßregeln verursachen würden, erwiderte er:

„Wir lassen die Veteranen nicht darben, die dem Staat den Leib zur Verfügung stellen. Warum sollen

diejenigen in Sorgen verkommen, die mit ihrem Geist für ihn eintreten? Was sollen wir höher stellen, Macht und Besitz oder geistiges Vermögen? Je schwerer es mir als Kaiser wird, diese Frage zu beantworten, desto bestimmter fühle ich mich verpflichtet, Beamte, Krieger und alternde Lehrer mit gleichem Maße zu messen."

Auch die Alexandriner selbst hielten Hadrian durch mancherlei neue Ehrenbezeigungen auf. Sie erhoben ihn zum Gotte, weihten ihm einen Tempel und veranstalteten zu seiner Ehre immer neue Feste, gewiß um ihn für ihre Stadt zu gewinnen und ihrem Stolz und ihrer Freude über seinen langen Besuch Ausdruck zu geben; daneben aber auch, weil die vergnügungssüchtige Bürgerschaft diese Gelegenheit gern ergriff, um sich eine Güte zu thun und in lauter seltenen Genüssen zu schwelgen. So verschlang der kaiserliche Besuch viele Millionen, und Hadrian, der nichts unerforscht ließ und sich Auskunft über die von der Stadt verausgabten Summen zu verschaffen wußte, tadelte den Leichtsinn seiner verschwenderischen Wirte.

Voll Anerkennung schrieb er später an seinen Schwager Servianus über den Reichtum und die Betriebsamkeit der Alexandriner. Er rühmte ihnen nach, daß niemand unter ihnen müßig gehe. Von diesen werde Glas, von jenen Papier, von anderen Leinwand verfertigt, und jeder dieser rastlosen Menschen, sagte er, rühre bei einem Handwerk die Hände. Selbst Podagristen, Blinde und Chiragristen suchten und fänden hier Beschäftigung. Aber dennoch nennt er die Alexandriner eine widerhaarige, nichtswürdige Gesellschaft mit scharfen und bösen Zungen, die weder Verus noch Antinous geschont hätten. Den Juden, Christen und Serapisdienern sagt er in diesem

Schreiben nach, an Stelle der olympiſchen Götter nur einen Gott zu verehren, und wenn er auch von den Chriſten behauptet, daß ſie dem Serapis huldigten, ſo meint er damit, daß ſie der Lehre von einem Fortleben der Seele nach dem Tode ergeben wären.

Viel zu ſchaffen machte Hadrian der Streit, in welchem Tempel man den neu aufgefundenen Apis unterbringen ſollte. Von alters her wurde dieſer heilige Stier im Ptahtempel von Memphis gepflegt; — doch die ehrwürdige Pyramidenſtadt war von Alexandria weit überflügelt worden, und der Serapistempel hier überbot den im Gebiet des Sokari von Memphis zehnfach an Glanz und Größe.

Die alexandriniſchen Aegypter, die das dem Serapeum benachbarte Viertel Rhakotis bewohnten, wünſchten den in Stiergeſtalt auf Erden wandelnden Gott in ihrer Mitte zu haben; — die Memphiten aber ließen nicht von ihrem alten Recht, und es wurde dem Kaiſer nicht leicht gemacht, den die Gemüter tief erregenden Streit zu einem befriedigenden Ausgang zu führen.

Memphis behielt ſeinen Apis, und das Serapeum von Alexandria wurde dafür mit Gnadengeſchenken bedacht, die ſonſt nur den Tempeln in der Pyramidenſtadt zu gute gekommen waren.

Im Juni konnte der Kaiſer endlich aufbrechen.

Er wünſchte, die Provinz zu Fuß und zu Roß zu durchſtreifen, und Sabina ſollte ihm nach dem Eintritt der Ueberſchwemmung zu Schiffe folgen.

Die Kaiſerin wäre gern nach Rom oder Tibur zurückgekehrt; denn Verus hatte beim Eintritt der Sommerhitze Aegypten auf den beſtimmten Befehl der Aerzte verlaſſen.

Er ſchied mit ſeiner Gattin als Sohn des Herrſcherpaares, — doch kein Wort Hadrians berechtigte ihn zu der ſichern Hoffnung, auch zu ſeinem Nachfolger in der Regierung ernannt zu werden.

Die unbändige Genußſucht des ſchönen Wüſtlings war durch ſein Leiden zwar ſchwer beeinträchtigt, doch keineswegs gebrochen worden, und auch in Rom fuhr er fort, alle Genüſſe des Lebens auszukoſten.

Hadrians Zaudern beunruhigte ihn häufig; denn die kaiſerliche Sphinx hatte es nur zu oft verſtanden, ihren Rätſeln eine höchſt unerwartete Löſung zu geben. Das trübe Ende, das ihm vorausgeſagt worden war, verurſachte ihm geringe Sorgen, ja, Ben Jochais Prophezeiung trieb ihn an, jede Stunde des Wohlſeins auszugenießen, die das Geſchick ihm noch gönnte.

Neunzehntes Kapitel.

Balbilla und ihre Gefährtin, Publius Balbinus und andere vornehme Römer, der Sophist Favorinus und ein großes Gefolge von Kämmerern und Dienern sollten die Kaiserin zu Schiff begleiten, während Hadrian die Landreise mit einem kleinen Gefolge antrat, zu dem er einen stattlichen Jagdtroß gesellte.

Bevor er nach Memphis gelangt war, hatte er in der libyschen Wüste, die er durchzog, einige Löwen und viele andere Raubtiere erlegt und dabei an Antinous den besten Weidgesellen wieder gefunden.

Kaltblütig in der Gefahr, rüstig beim Wandern, genügsam und dienstwillig in jeder Lage, erschien der Jüngling seinem Gebieter wie ein von den Göttern selbst zu seiner Freude geschaffener Gefährte.

Wenn Hadrian stunden- und tagelang sann und schwieg, störte er ihn mit keinem Worte; aber auch in solchen Zeiten war dem Kaiser die Gegenwart seines Lieblings notwendig; denn ihn beglückte das bloße Bewußtsein, ihn in seiner Nähe zu haben.

Auch Antinous fühlte sich bei dieser Wanderung wohl; denn er empfand, daß er seinem verehrten Herrn etwas

ſein und dadurch die Laſt verringern konnte, mit der ihn der Frevel, den er begangen, noch immer bedrückte.

Das Träumen war ihm ohnehin lieber als das Reden, und die friſche Bewegung wahrte ihn vor Erſchlaffung.

In Memphis wurde Hadrian einen vollen Monat zurückgehalten.

Er mußte daſelbſt mit Sabina, deren Schiff er dort vorfand, die Tempel der ägyptiſchen Götter beſuchen und im Ornat der Pharaonen ſich mancherlei Zeremonien unterwerfen.

Sabina glaubte oft vergehen zu müſſen, wenn ſie, geſchmückt mit dem großen Geierkopfputz der Beherrſcherinnen des Nilthales, in langen Gewändern und mit Goldſchmuck überladen, an der Seite des Gemahls in Prozeſſion durch alle Räume, auf das Dach und endlich in das Sanctuarium der Heiligtümer geführt wurde. Wie widerſinnigen Förmlichkeiten galt es ſich auch bei dieſen Rundgängen zu unterwerfen und wie zahlreichen Opfern beizuwohnen.

Wenn ſie von den Tempelbeſuchen heimkehrte, fühlte ſie ſich bis aufs äußerſte erſchöpft, und es war auch nichts Kleines, ſich ſo viele Räucherungen und Beſprengungen gefallen zu laſſen, ſo lange Litaneien und Hymnen mit anzuhören, ſo weite Strecken zu durchwandern, und während man zu den Himmliſchen erhoben wurde, ſich auf dem Throne der Gottheit mit verſchiedenartigen Kronen ſchmücken und mit allerlei Binden und Symbolen ausſtatten zu laſſen.

Ihr Gemahl ging ihr mit gutem Beiſpiel voran.

Er trug bei dieſen Zeremonien die ganze ernſte Majeſtät ſeines Weſens zur Schau und benahm ſich unter den Aegyptern wie einer der Ihren. An der myſtiſchen Weisheit

der Prieſter, mit denen er häufig und lange verkehrte, fand er Gefallen.

Wie zu Memphis, ſo unterwarf ſich das kaiſerliche Paar in allen Haupttempeln der weiter ſüdlich gelegenen größeren Städte den Huldigungen der Hierarchie und der Vergötterung.

Wo Hadrian die Mittel für die Erweiterung eines Heiligtums bewilligte, mußte er mit eigener Hand die Zeremonie der Grundſteinlegung ausführen.

Bei alledem behielt er Zeit, in der Wüſte zu jagen, die Staatsgeſchäfte zu erledigen und die ſehenswürdigen Denkmäler der Vorzeit zu beſichtigen. In Memphis vor allen Dingen die Totenſtadt mit den Pyramiden, mit dem großen Sphinx, dem Serapeum und den Apisgräbern.

Vor ihrem Aufbruch befragte er und ſeine Begleiter das Orakel des heiligen Stieres.

Der Dichterin Balbilla wurde die freundlichſte Zukunft verheißen. Der Stier, dem ſie mit abgewandtem Antlitz einen Kuchen reichen mußte, war mit ihrer Gabe zufrieden geweſen und hatte ſie mit der feuchten Zunge an der Hand geſtreift.

Hadrian befand ſich noch im Ungewiſſen über den Spruch der Apisprieſter; denn es war ihm von ihnen eine verſiegelte Rolle ſowie eine Erklärung der in ihr enthaltenen Zeichen überreicht, aber feierlich anbefohlen worden, ſie nicht früher als nach Ablauf eines halben Jahres zu eröffnen.

Der Kaiſer traf mit ſeiner Gattin nur in den größeren Städten zuſammen; denn er reiſte zu Lande, ſie aber zu Waſſer.

Die Schiffe erreichten faſt ausnahmslos ihr Ziel

früher als die Wanderer, und wenn dieſe endlich auch dahin kamen, gab es jedesmal eine Bewillkommnungsfeier, an der Sabina freilich nur ſelten teilnahm. Um ſo eifriger war Balbilla bemüht, den Wandernden die Ankunft durch freundliche Ueberraſchungen zu verſchönern.

Sie verehrte den Kaiſer, und die Schönheit ſeines Lieblings übte einen unwiderſtehlichen Zauber auf ihre Künſtlerſeele.

Ihn anzuſchauen gewährte ihr Genuß, ſein Scheiden bekümmerte ſie, und wenn er wiederkehrte, war ſie immer die Erſte, die ihn begrüßte.

Und doch kümmerte er ſich um das heitere Mädchen nicht mehr und nicht weniger als um die anderen Frauen im Gefolge Sabinas; Balbilla aber verlangte auch nichts von ihm als den Genuß, ihn anzuſchauen und ſich an ſeiner Schönheit zu erfreuen.

Hätte er es gewagt, ihre Huldigungen für Liebe zu nehmen und ihr die ſeine anzutragen, würde die Dichterin ihn mit Entrüſtung in ſeine Schranken zurückgewieſen haben; und doch gab ſie ihre Bewunderung über die Schönheit des Bithyniers unverholen zu erkennen, und zwar in auffallend gefliſſentlicher Weiſe.

Wenn die Reiſenden nach längerer Abweſenheit wieder erſchienen, fand Antinous in dem Schiffsraume, den er bewohnte, Blumen und auserleſene Früchte, die ſie ihm geſandt, und Verſe, in denen ſie ihn beſungen hatte.

Er legte das alles zu dem andern und gewährte der Geberin dafür nur geringere Achtung.

Der Dichterin blieb dies Gefühl ihres ſchönen Abgottes verborgen, und ſie kümmerte ſich auch nicht um ſeine Empfindungen.

Es war ihr bis dahin ſtets mühelos gelungen, ſich in den Grenzen des Ziemlichen zu halten.

Jetzt gab es Stunden, in denen ſie ſich ſagte, daß ſie ſich vielleicht hinreißen laſſe, dieſe Schranke zu überſchreiten.

Aber was fragte ſie nach dem Urteil ihrer Umgebung, was nach dem innern Leben des Bithyniers, an dem ihr nur die äußere Form gefiel?

Die Möglichkeit, Hoffnungen in ihm zu erwecken, die ſie niemals erfüllen konnte und wollte, fürchtete ſie nicht, weil ſie ihr nicht einmal in den Sinn kam; und dennoch war ſie unzufrieden mit ſich ſelbſt; denn Einer mißbilligte ihr Thun, Einer hatte ihre Abſicht, die Schönheit des Jünglings durch Blumen zu ehren, in klaren Worten getadelt, und das Urteil dieſes Einen galt ihr mehr als das aller anderen Männer und Frauen zuſammengenommen.

Dieſer Eine war der Baumeiſter Pontius, und ſeltſamerweiſe ließ ſie ſich gerade durch die Erinnerung an ihn von Thorheit zu Thorheit verleiten.

Sie hatte den Architekten in Alexandria oft geſehen und bei ihrem Abſchied ſich von ihm verſprechen laſſen, der Kaiſerin und ihr nachzukommen und ihr wenigſtens auf einem Teil der Nilfahrt Geſellſchaft zu leiſten.

Aber er kam nicht, er ließ ſie auch nichts von ſich hören, obgleich er geſund war und jeder Bote dem Kaiſer Rollen mit Aufſchriften von ſeiner Hand überbrachte.

Er, auf deſſen treue Hingabe ſie wie auf Felſen gebaut hatte, war alſo nicht weniger ſelbſtſüchtig und wankelmütig als die anderen Männer.

Täglich und ſtündlich dachte ſie an ihn, und ſobald

ein von Norden kommendes Schiff in der Nähe des ihren vor Anker ging, beobachtete sie die ans Land steigenden Reisenden, um ihn unter ihnen zu entdecken.

Sie sehnte sich nach Pontius, wie ein verirrter Wanderer den Führer zurückwünscht, der ihm entlaufen, und doch grollte sie ihm; denn er hatte ihr durch tausend Zeichen verraten, daß sie ihm wert sei, daß sie Macht über seinen starken Willen besitze, und nun war er wortbrüchig und kam nicht.

Und sie?

Sie war nicht ungerührt von seiner Neigung geblieben und gegen den Enkel des Freigelassenen ihres Großvaters gütiger gewesen, als gegen die edelsten Männer aus dem eigenen Stande.

Und trotz alledem verdarb ihr gerade Pontius den Genuß ihrer Reise und blieb, statt ihr zu folgen, in Alexandria.

Wie leicht hätte er seine Bauten anderen Architekten übertragen können, von denen die große Weltstadt wimmelte.

Wenn er nicht nach ihr fragte, so brauchte sie sich wahrhaftig noch weniger um ihn zu kümmern. Einmal am Schluß der Reise kam er vielleicht doch noch, und dann sollte er sehen, wie viel sie auf seine Mahnungen gebe!

Ungeduldig sehnte sie die Stunde herbei, in der sie ihm alle ihre auf Antinous gedichteten Verse vorlesen und ihn fragen konnte, wie sie ihm gefielen. Es gewährte ihr kindische Lust, die Zahl dieser kleinen Gedichte zu vermehren, sie sauber auszufeilen, in ihnen ihr ganzes Wissen und Können leuchten zu lassen. Künstlichen und schwierigen Maßen gab sie den Vorzug, einige Verse wurden in lateinischer Sprache, andere in attischem, wieder

andere in äoliſchem Griechiſch gedichtet, das ſie nun ſchon zu gebrauchen verſtand, alles, um Pontius zu ſtrafen, um ihn zu ärgern, und doch auch, um vor ihm mit ihrem Können möglichſt hell zu glänzen. Sie beſang Antinous für Pontius, und keine Blume erhielt der Günſtling von ihr, bei der ſie nicht mit trotzig aufgeworfener Lippe an den Baumeiſter gedacht hätte.

Aber ein Mädchen kann die Schönheit eines Jünglings nicht ſtraflos mit neuen und wieder neuen Verſen beſingen, und ſo kamen Stunden, in denen Balbilla zu glauben geneigt war, daß ſie Antinous liebe. Sie nannte ſich dann ſeine Sappho, und er ſchien beſtimmt, ihr Phaon zu werden.

Während ſeiner langen Wanderungen mit dem Kaiſer konnte ſie ſich lebhaft — ja bis zu Thränen ſchmerzlich — nach ihm ſehnen; ſobald er aber zurückkehrte und ſie ihm wieder in die wenig belebten Züge und matten Augen ſchaute und ſchläfrige „Ja“ und „Nein“ hörte, womit er ihre Fragen beantwortete, war der Zauber völlig gebrochen, und ſie geſtand ſich redlich ein, daß ſie ihn beinahe ebenſo gern aus Marmor gehauen wie in Fleiſch und Blut vor ſich ſehe.

In ſolchen Stunden wurde ihre Erinnerung an den Baumeiſter beſonders lebendig, und während einmal ihr Schiff zwiſchen Lotosblättern hinfuhr, über die ſich eine ſchöne, voll aufgeblühte Blume emporhob, flocht ſie, die jede bemerkenswerte Erſcheinung ſchnell auffaßte, um ſie dichteriſch in ſich umzubilden, eine Reihe von Verſen zuſammen, in denen ſie Antinous eine Lotosblume nannte, die ihre Beſtimmung erfüllte, wenn ſie nur ſchön war, und Pontius mit dem Schiffe verglich, das, wohlgefügt

und gut gesteuert, zu frischen Fahrten in weite Fernen einlud.

Beim hundertthorigen Theben erreichte die Nilfahrt ein Ende.

Nichts, was römischen Reisenden anziehend erschien, blieb hier unbesichtigt. Die bis in das Herz der Felsenberge eindringenden Pharaonengrüfte und die großen, doch ihres alten Glanzes beraubten Tempel im Westen der Totenstadt erregten die Bewunderung des Kaisers. Das Herrscherpaar hörte mit seinen Begleitern auch den berühmten Memnonskoloß, dessen oberen Teil ein Erdbeben zu Boden geschleudert hatte, dreimal am frühen Morgen klingen.

Balbilla beschrieb dies Ereignis in mehreren langen Gedichten, die Sabina in den Stein des Kolosses meißeln ließ. Die Dichterin glaubte, die Stimme des Memnon gehört zu haben, der seiner Mutter Eos entgegensang, während ihre Thränen, der frische Morgentau, das Bild ihres vor Troja gefallenen Sohnes benetzten. Sie verfaßte diese Verse in äolischer Mundart, nannte sich als ihre Verfasserin und teilte den Lesern, zu denen sie auch Pontius zählte, mit, daß sie aus keinem geringeren Hause als aus dem des Königs Antiochus stamme.

Die ungeheuren Tempel auf beiden Ufern des Nils entsprachen völlig den Erwartungen des Kaisers, obgleich sie durch Erdbeben und Belagerungen schwere Beschädigungen erlitten hatten und die verarmende Priesterschaft von Theben nicht mehr im stande war, für ihre Erhaltung, geschweige denn für ihre Wiederherstellung genügende Sorge zu tragen.

Balbilla begleitete Hadrian auch in das Heiligtum des Ammon auf dem Ostufer von Theben.

In dem größten und höchſten aller Säulenſäle fühlte ſich ihre empfängliche Seele mächtig erhoben, und als der Kaiſer bemerkte, wie ſie mit glühenden Wangen bald aufwärts ſchaute, bald an eine der turmhohen Säulen gelehnt um ſich her blickte, fragte er ſie, was ſie in dieſem echten Götterhauſe empfinde.

„Eins, eins vor allem anderen," rief die Dichterin, „daß die Baukunſt von allen Künſten die erhabenſte iſt! Dieſer Tempel ſcheint mir ein gewaltiges Epos zu ſein, und der, der es dichtend erſann, hat es nicht aus ärmlichen Worten, ſondern aus ſchwer beweglichen Maſſen zuſammengefügt. Tauſend Teile ſind hier zu einem Ganzen verbunden und ein jeder fügt ſich in ſchöner Harmonie zu dem andern und hilft dem gewaltigen Gedanken, der die Seele des Schöpfers dieſer Halle erfüllte, Ausdruck zu geben. Welcher andern Kunſt wäre es vergönnt, ein gleich unvergängliches, jedes gewöhnliche Maß weit überſchreitendes Werk zu geſtalten?"

„Die Dichterin reicht dem Architekten einen Lorbeer," entgegnete der Kaiſer. „Aber iſt des Dichters Reich nicht das Unendliche und kommt der Baukünſtler jemals über das Endliche und Begrenzte hinaus?"

„Iſt denn das Weſen der Himmliſchen meßbar?" gab Balbilla fragend zurück. „Es iſt es nicht; und doch ſcheint mir dieſe Halle ſo beſchaffen, als müßte die Gottheit Raum in ihr finden."

„Weil ſie einem Meiſter den Urſprung verdankt, deſſen Seele, als er ſie ſchuf, an die Grenzen der Ewigkeit rührte. Aber glaubſt Du, daß dieſer Tempel die Geſänge Homers überdauert?"

„Nein; doch die Erinnerung an ſie wird eben ſo

wenig vergeſſen werden wie der Zorn des Achill und die Irrfahrten des vielgewandten Odyſſeus.“

„Schade, daß unſer Pontius Dich nicht hört,“ rief der Kaiſer. „Er hat den Plan zu einem Werke vollendet, das mich und ihn und uns alle zu überdauern beſtimmt iſt. Ich rede von meinem Grabmal. Außerdem will ich durch ihn zu Tibur Thore, Höfe und Säle in ägyptiſchem Stil erbauen laſſen, die uns an unſere Wanderung durch dies wunderbare Land erinnern ſollen. Ich erwarte ihn morgen.“

„Morgen?“ frug Balbilla, und das Antlitz färbte ſich ihr bis zur Stirn mit flammendem Rot.

Zwanzigſtes Kapitel.

Hadrian war bald nach dem Aufbruch von Theben, der am zweiten November erfolgte, zu einem großen Entſchluß gelangt.

Verus ſollte nicht nur als ſein Sohn, ſondern auch als ſein Nachfolger anerkannt werden.

Das Drängen Sabinas hätte für ſich allein nicht genügt, ſeinem Zaudern ein Ende zu machen, zumal es gerade jetzt durch die eigenſten Wünſche des Kaiſers neue Nahrung empfing.

Das Herz ſeiner Gattin hatte nach einem Kinde verlangt, aber auch das ſeine ſehnte ſich nach einem Sohne, und in Antinous beſaß er einen ſolchen.

Sein Liebling war ein am Wege aufgeleſener Knabe von niedriger, wenn auch von freier Herkunft; doch es lag in der Hand des Kaiſers, ihn groß zu machen, die höchſten Ehrenſtellen Roms auf ihn zu übertragen und ihn endlich öffentlich als ſeinen Erben anzuerkennen.

Wenn einer, ſo hatte Antinous dies um ihn verdient, und keinem andern als ihm konnte er neidlos alles, was er ſelbſt beſaß, übertragen. Dieſe Gedanken, dieſe Wünſche waren viele Monate alt, doch des Bithyniers Sinn und

Wesen hatten sich immer und immer wieder ihrer Verwirklichung entgegengestellt.

Hadrian war ernstlicher als seine Vorgänger bemüht gewesen, die gesunkene Würde des Senats zu heben, und dennoch durfte er seiner Zustimmung auch für die gewagteste Maßnahme gewiß sein. Die leitenden Behörden der Republik waren auch unter den zügellosesten seiner Vorgänger anerkannt worden und in Thätigkeit geblieben. Freilich mußten sie alle, wie sie auch hießen, dem Imperator gehorchen; — aber sie waren immerhin vorhanden, und das Reich konnte auch mit einem Schwächlinge an der Spitze in den von Hadrian gezogenen und mit weiser Enthaltsamkeit eingeschränkten Grenzen ungeschmälert fort bestehen.

Vor wenigen Monaten hätte er dennoch nicht gewagt, an die Adoption seines Lieblings zu denken.

Jetzt hoffte er der Erfüllung seines Wunsches näher zu stehen.

Zwar war Antinous noch immer ein Träumer, doch auf den Wanderungen und Jagdzügen durch Aegypten hatte er sich frisch und rüstig, verständig und nach dem Aufbruch von Theben zu Zeiten sogar keck und munter erwiesen.

Diesen Antinous konnte er selbst in die Schule nehmen und ihn, wenn er von Ehrenamt zu Ehrenamt gestiegen und die Zeit gekommen war, zu seinem Nachfolger ernennen.

Fürs erste sollte dieser Plan verborgen bleiben.

Wenn er Verus öffentlich adoptirte, blieb jeder Gedanke an eine neue Sohneswahl ausgeschlossen; und er durfte es getrost wagen, den Schützling Sabinas zu seinem

Nachfolger zu ernennen; denn der berühmteſte unter den römiſchen Aerzten hatte Hadrian auf ſeine Veranlaſſung hin geſchrieben, daß die untergrabene Geſundheit des Prätors nicht wieder herzuſtellen ſei. Im beſten Falle ſtehe ihm noch eine beſchränkte Anzahl von Lebensjahren bevor.

Mochte Verus denn ruhig mitten in den glänzendſten Hoffnungen dahin ſiechen! Erſt wenn er die Augen geſchloſſen, war es an der Zeit, den zu thatkräftiger Männlichkeit herangereiften Träumer an ſeine Stelle zu ſetzen.

Auf der Rückreiſe von Theben nach Alexandria traf Hadrian mit der Gemahlin zu Abydos zuſammen und eröffnete ihr ſeinen Entſchluß, den Sohn ihrer Wahl zu ſeinem Nachfolger zu ernennen.

Sabina dankte ihm mit einem „Endlich“, das halb ihrer Zufriedenheit, halb dem Verdruß über das lange Zögern des Gatten Ausdruck gab.

Hadrian geſtattete ihr, von Alexandria aus nach Rom zurückzukehren, und noch am nämlichen Tage wurden Boten mit Briefen an den Senat und an den Präfekten von Aegypten abgeſandt.

Das für Titianus beſtimmte Schreiben enthielt den Auftrag, die Adoption des Prätors öffentlich ausrufen zu laſſen, bei dieſer Gelegenheit ein Freudenfeſt zu veranſtalten und dabei dem Volke in des Kaiſers Namen alle Gnaden zu gewähren, die die ägyptiſche Sitte dem Herrſcher nach der Geburt eines Thronfolgers zu üben vorſchrieb.

Das Gefolge des fürſtlichen Paares feierte den Entſchluß Hadrians durch prächtige Gaſtmähler: der Kaiſer aber nahm nicht an ihnen teil, ſondern ließ ſich über

den Nil ſetzen und zog bei Antäopolis in die Wüſte, um von dort aus in die Schluchten des arabiſchen Gebirges zu dringen und wilde Tiere zu erlegen. Niemand als Antinous, Maſtor, einige Jäger und Hunde begleiteten ihn.

Bei Beſa dachte er mit den Schiffen zuſammenzutreffen. Den Beſuch dieſes Ortes hatte er für den Rückweg aufgehoben, weil er auf dem weſtlichen Nilufer gereiſt war und ihn der Abſtecher über den Strom zu viel Zeit gekoſtet hätte.

An einem ſchwülen Novemberabend wurden die Zelte der Wanderer zwiſchen dem Nil und dem Kalkgebirge aufgeſchlagen, in dem ſich eine lange Reihe von Grüften aus der Pharaonenzeit befand.

Hadrian beſuchte ſie, weil ihn die höchſt merkwürdigen Darſtellungen an ihren Wänden ergötzten; Antinous aber blieb zurück; denn er hatte dergleichen in Oberägypten ſchon weit öfter beſichtigen müſſen, als ihm lieb war. Er fand dieſe Bilder einförmig und unſchön, und es fehlte ihm die Ausdauer, ſich wie ſein Gebieter in ihre Bedeutung zu vertiefen. Hundertmal war er, um Hadrian nicht allein zu laſſen, aber gewiß nicht um ihretwillen, mit in die alten Grüfte gegangen; heute aber konnte er ſich vor Ungeduld und Erregung kaum laſſen; denn er wußte, daß ihn ein Ritt, ein Marſch von wenigen Stunden nach Beſa zu Selene führen würde.

Drei oder vier Stunden blieb der Kaiſer jedenfalls aus, und wenn er ſich ein Herz faßte, konnte er vor ſeiner Heimkehr das Mädchen, nach dem er ſich ſehnte, aufgeſucht haben und doch früher als der Gebieter zurück ſein.

Aber vor dem Handeln kam das Bedenken!

Da ſtieg der Kaiſer den Berg hinan und konnte ihn ſehen. — Es wurden Boten erwartet, und er hatte den Auftrag erhalten, ſie zu empfangen. Wenn üble Nachrichten kamen, durfte der Herr unter keiner Bedingung allein ſein.

Zehnmal trat er an ſein gutes Jagdpferd heran, um ſich ihm auf den Rücken zu ſchwingen, einmal griff er auch nach dem Hauptzeug, um es zu zäumen; aber während er dem Hengſte das biegſame, vielfach gegliederte Gebiß durch die Zähne zog, brach ihm die Thatkraft wieder zuſammen.

Während dieſes Zauderns vergingen die Stunden, und endlich wurde es ſo ſpät, daß der Kaiſer bald zurückkehren konnte und es Thorheit geweſen wäre, weiter an die Ausführung ſeines ſchönen Planes zu denken.

Schon war der erwartete Bote mit mehreren Schreiben erſchienen; Hadrian aber noch immer nicht wieder gekommen.

Es dunkelte, und große Regentropfen fielen von dem ſchwer bewölkten Himmel, und Antinous war noch immer allein.

Zu der Sehnſucht geſellte ſich Reue über die verſäumte Gelegenheit, Selene wiederzuſehen und Unruhe über das lange Ausbleiben des Gebieters.

Trotz des Regens, der heftiger zu ſtrömen begann, trat er an die Luft, deren drückende Schwüle ihm die ſchwache Willenskraft vollends lähmte, und rief nach den Hunden, mit denen er den Kaiſer aufzuſuchen gedachte; da aber ließ ſich das Gebell des Moloſſers vernehmen, und bald darauf trat Hadrian mit Maſtor aus dem Dunkel in den Lichtſchein, der die beleuchteten Zelte umgab.

Der Kaiſer gönnte dem Liebling nur einen flüchtigen Gruß und ließ es ſich dann ſchweigend gefallen, daß Antinous ihm das Haar trocknete und einen Imbiß brachte, während Maſtor ihm die Füße badete und ihn mit friſchen Gewändern bekleidete. Als er mit dem Bithynier vor der bereitſtehenden Mahlzeit lag, ſagte er:

„Ein ſeltſamer Abend! Wie heiß und drückend die Luft iſt. Hüten wir uns; denn es ſteht uns Schlimmes bevor.“

„Was iſt Dir begegnet, Herr?“

„Mancherlei. Gleich am Thor des erſten Grabes, das ich betreten wollte, fand ich ein altes ſchwarzes Weib, das uns die Hände abwehrend entgegenſtreckte und uns widrig klingende Worte zuſchrie.“

„Haſt Du ſie verſtanden?“

„Nein. Wer kann das Aegyptiſche lernen.“

„Dann weißt Du alſo nicht, was ſie ſagte?“

„Ich ſollt' es erfahren. ‚Tod‘ rief die Alte und wiederum ‚Tod‘. In der Gruft, die ſie bewachte, lagen ich weiß nicht wie viele von der Peſt befallene Menſchen.“

„Und Du ſaheſt ſie?“

„Ja, ich hatte bisher nur von dieſer Krankheit gehört. Sie iſt gräßlich und entſpricht den Beſchreibungen, die ich von ihr las.“

„Aber, Herr!“ rief Antinous vorwurfsvoll und ängſtlich.

„Als wir den Gräbern den Rücken wandten,“ fuhr Hadrian fort, ohne auf den Einwurf des Jünglings zu achten, „begegnete uns ein weißgekleideter älterer Mann und ein ſeltſam ausſehendes Mädchen. Sie war lahm und doch von ungewöhnlicher Schönheit.“

„Auch ſie ging zu den Kranken?“

„Ja, sie brachte ihnen Arznei und Brot.“

„Aber sie trat nicht zu ihnen hinein?“ frug Antinous dringend.

„Sie that es, trotz meiner Warnung. In ihrem Begleiter fand ich einen alten Bekannten wieder.“

„Einen alten?“

„Jedenfalls ist er betagter als ich. In Athen trafen wir, als wir noch jung waren, häufig zusammen. Er hielt sich damals zu den Platonikern und war eifriger, ja, vielleicht auch höher begabt als wir alle.“

„Wie kommt solch ein Mann zu den Pestkranken von Besa? Wurde er Arzt?“

„Nein. Schon zu Athen suchte er mit glühendem Eifer die Wahrheit, und jetzt behauptet er, sie gefunden zu haben.“

„Hier unter den Aegyptern?“

„In Alexandria bei den Christen.“

„Und das lahme Mädchen, das den Philosophen begleitete, glaubt auch an den gekreuzigten Gott?“

„Ja, sie ist eine Krankenpflegerin oder dergleichen. Es liegt doch etwas Großes in der Schwärmerei dieser Leute.“

„Ist es wahr, daß sie einen Esel und Tauben anbeten?“

„Thorheit!“

„Ich weigerte mich auch, es zu glauben; jedenfalls sind sie gut und pflegen alle Leidenden, auch fremde, die nicht zu ihnen gehören.“

„Woher weißt Du das?“

„Man hört doch in Alexandria manches von ihnen.“

„Leider, leider! Ich verfolge keine luftigen Feinde,

und zu denen rechne ich die Gedanken und den Glauben der Menschen; doch ich frage mich manchmal, ob es dem Staate frommen kann, wenn die Bürger es aufgeben, gegen die Not des Lebens anzukämpfen und sich über sie hinwegzutrösten durch die Hoffnung auf ein erträumtes Glück in einer andern Welt, die vielleicht nur in der Vorstellung derer vorhanden ist, die an sie glauben."

„Ich wollte, das Leben wäre mit dem Tode zu Ende," sagte Antinous nachdenklich. „Und dennoch . . ."

„Nun?"

„Wenn ich gewiß wüßte, daß ich in jener andern Welt diejenigen bei einander fände, die ich wiederzusehen wünschte, dann könnte mich wohl nach einem zweiten Leben verlangen."

„Du möchtest Dich also bis in alle Ewigkeit unter der Masse der alten Bekannten, die der Tod Dir doch bis auf den letzten in die andere Welt nachschickt, noch einmal drängen und stoßen lassen?"

„Das nicht, aber ich wollte, es wäre mir gestattet, mit einigen Auserwählten ewig zu leben."

„Und würde ich zu diesen gehören?"

„Ja," rief Antinous innig und drückte die Lippen auf die Hand Hadrians.

„Ich wußte es: doch selbst um den Preis, Dich, meinen Liebling, niemals zu entbehren, möchte ich das einzige Recht, das der Mensch vor den unsterblichen Göttern voraus hat, nicht aufgeben."

„Welches Recht kannst Du meinen?"

„Das Recht, aus den Reihen der Lebenden zu treten, sobald mir das Nichtsein erträglicher scheint als das Dasein."

„Die Götter freilich können nicht sterben."

„Und die Chriſten wollen es nur, um an den Tod ein neues Leben zu knüpfen.“

„Ein ſchöneres doch als das erſte auf Erden.“

„Sie nennen es ein ſeliges. Die Mutter dieſes ewigen Lebens iſt die unverwüſtliche Luſt am Daſein auch unter den Elendeſten unſeres Geſchlechts, ſein Vater die Hoffnung. Sie glauben an Leidloſigkeit in jener andern Welt; denn der, den ſie ihren Erlöſer nennen, der gekreuzigte Chriſtus, erlöſte ſie durch ſeinen Tod von künftigen Schmerzen.“

„Kann denn einer die Leiden des andern auf ſich übertragen wie ein Gewand oder eine Laſt?“

„Sie ſagen es, und mein Freund aus Athen iſt davon überzeugt. In den magiſchen Büchern findet ſich manche Vorſchrift, wie das Unglück ſich nicht nur von Menſchen auf Tiere, ſondern auch von einem Menſchen auf den andern übertragen läßt. Es ſind ſogar mit Sklaven merkwürdige Verſuche hierüber angeſtellt worden, und ich habe noch immer in mancher Provinz gegen die Menſchenopfer zu kämpfen, durch die die Götter verſöhnt oder günſtig geſtimmt werden ſollen. Denke nur an die unſchuldige Iphigenia, die zum Altare geführt ward. Schloß das geborſtene Forum ſich nicht, nachdem Quintus Curtius in die Spalte geſprungen? Wenn das Schickſal ein tödliches Geſchoß nach Dir ſchleudert und ich fange es mit dieſer Bruſt auf, ſo begnügt es ſich vielleicht mit dem Wurfe und fragt nicht nach der Perſon des Getroffenen.“

„Die Götter wären auch wenig beſcheiden, wenn ſie Dein Blut nicht für das meine annehmen wollten.“

„Leben iſt Leben, und das des Jüngeren mehr wert als das des Alten. Für Dich erblühen noch viele Freuden.“

„Und Du bist dem ganzen Erdkreise notwendig.“

„Nach mir kommt ein anderer. Bist Du ehrgeizig, Knabe?“

„Nein, Herr!“

„Was hatte denn das zu bedeuten? Alle anderen wünschten mir Glück zu meinem Sohne Verus; nur Du nicht. Hat Dir meine Wahl nicht gefallen?“

Da errötete Antinous und schaute befangen zu Boden; Hadrian aber sagte:

„Sprich offen aus, was Du meinst.“

„Der Prätor ist leidend.“

„Er hat nur noch wenige Jahre zu leben, und wenn er tot ist . . .“

„Er kann ja genesen.“

„Wenn er tot ist, muß ich mich nach einem andern Sohne umschauen. Was meinst Du? Von wem hört sich wohl jeder, der Sklave wie der Konsul, besonders gern ‚Vater‘ rufen.“

„Von einem, den er recht lieb hat.“

„Ganz recht, und besonders wenn dieser eine mit der festesten Treue an ihm hängt. Ich bin ein Mensch wie die anderen, und Du, mein braver Gesell, stehst nun einmal meinem Herzen am nächsten, und ich werde den Tag segnen, an dem ich Dir vor aller Welt gestatten darf mich ‚Vater‘ zu nennen. Unterbrich mich nicht. Wenn Du Deinen Willen kräftig zusammen nimmst, wachen Sinnes wie auf der Jagd in das Treiben der Menschen, die Dich umgeben, hineinschaust, wenn Du Deinen Geist zu schärfen versuchst und auffaßt, was ich Dich lehre, dann kann es geschehen, daß einst Antinous an Stelle des Verus . . .“

„Nur das nicht!“ rief der Jüngling tief erblaſſend und mit bittend erhobenen Händen.

„Das Große, mit dem uns das Schickſal überraſcht, erſcheint uns furchtbar, ſo lang es uns neu iſt,“ entgegnete Hadrian. „Der Schiffer gewöhnt ſich bald an den Seeſturm, und man trägt den Purpur zuletzt wie Du Deinen Chiton.“

„O Herr, ich bitte Dich,“ ſagte Antinous angſtvoll, „laß doch von dieſem Gedanken; ich tauge nicht für die Größe.“

„Aus kleinen Schößlingen werden Palmen.“

„Aber ich bin nur ein ärmliches Kräutlein, das in Deinem Schatten das Leben friſtet. Die ſtolze Roma . . .“

„Rom iſt meine Magd. Es hat ſich gefallen laſſen müſſen, von Männern gemeinen Schlages beherrſcht zu werden, und ich möchte ihm zeigen, wie den ſchönſten unter ſeinen Söhnen der Purpur kleidet. Solche Wahl darf die Welt von einem Kaiſer erwarten, den ſie ſchon lange als Künſtler, das heißt als einen Prieſter des Schönen kennt. Thut ſie es nicht, dann werde ich ſie zwingen, ihren Geſchmack nach dem meinen zu richten.“

„Du treibſt Spott mit mir, Cäſar,“ fuhr der Bithynier beunruhigt auf. „Es kann ja Dein Ernſt nicht ſein, und wenn es wahr iſt, daß Du mich liebſt . . .“

„Nun, Knabe?“

„Dann läßt Du mich ſtill für Dich leben und ſorgen, dann verlangſt Du nichts von mir als Verehrung, Liebe und Treue.“

„Die beſitz' ich ſchon lange, und ich möchte meinen Antinous für dieſe reichen Geſchenke belohnen.“

„Laß mich nur bei Dir, laß mich, wenn es not thut, für Dich in den Tod gehen.“

„Ich glaube, Knabe, Du wärſt im ſtande, für mich das Opfer zu bringen, von dem wir ſprachen.“

„Zu jeder Stunde, ohne mit der Wimper zu zucken.“

„Meinen Dank für dies Wort! Das iſt ein freundlicher Abend geworden, und einen wie ſchlimmen hab' ich erwartet!“

„Weil Dich das Weib vor dem Grabe erſchreckte?“

„‚Tod‘ iſt ein garſtiges Wort. Zwar das ‚Totſein‘ kann den Weiſen nicht erſchrecken; — doch der Schritt aus dem Licht in das Dunkel iſt furchtbar. Das Bild der Alten und ihr gellender Ruf wollten mir nicht aus dem Sinn. Dann kam der Chriſt und führte ſeltſame, das Herz beängſtigende Reden. Bevor es dunkelte, zog er mit dem hinkenden Mädchen nach Hauſe. Ich ſchaute ihnen nach und wurde von der Sonne geblendet, die ſich über den libyſchen Bergen zum Untergang neigte. Der Horizont war klar, — nur unter dem Tagesgeſtirn hingen Wolken. Im Weſten, ſagen die Aegypter, liege das Reich des Todes. Daran mußte ich denken, und das Orakel, das Unheil, mit dem mich die Sterne in dieſem Jahr bedrohen, der Schrei des Weibes, das alles kam mir auf einmal in den Sinn. Als ich dann gewahrte, wie die Sonne mit dem Gewölke kämpfte und ſich mehr und mehr der Hügelreihe jenſeits des Stromes näherte, da ſagte ich mir: Wird ſie glänzend verſinken, ſo ſchauſt du getroſt in die Zukunft, — wird ſie aber von den Wolken verſchlungen, bevor ſie zur Ruhe gelangt, dann wird das Geſchick ſich erfüllen, dann gilt es, die Segel einzuziehen und den Sturm zu erwarten.“

„Und was iſt geſchehen?“

„Der feurige Sonnenball brannte in glühendem Rot

und war von Millionen Strahlen umgeben. Einer war von dem andern getrennt und jeder leuchtete hell. Es war als hätten ſich in dem untergehenden Körper zahlloſe Bogenſchützen verſammelt und ſchöſſen goldene Pfeile nach allen Richtungen hin in das Gewölk. Wundervoll war dies Schauſpiel, und ſchon hob ſich mir das Herz in freudiger Regung, da ſenkte ſich raſch, als ob ſie erzürnt ſei über die Wunden, die ſie von dem leuchtenden Geſchoſſe empfing, eine finſtere Wolke nieder, eine zweite, dritte und vierte folgten ihr ſchnell, und finſtere Dämonen warfen einen grauen, flockigen Vorhang über das leuchtende Haupt des Helios, wie der Henker ein rauhes ſchwarzes Tuch über den Kopf des Verurteilten zieht, auf den er das Knie ſtemmt, um ihn zu erdroſſeln."

Antinous bedeckte bei dieſem Berichte das Antlitz mit beiden Händen und murmelte angſtvoll:

„Schrecklich, ſchrecklich! Was mag uns bevorſtehen? Hör nur, wie es donnert und der Regen auf das Zeltdach ſchlägt."

„Die Wolken ſenden Bäche hernieder. Da rinnt das Waſſer ſchon zu uns herein. Die Sklaven ſollen ihm Rinnen zum Abfluſſe graben. Schlagt die Pflöcke feſter, ihr Burſchen da draußen, ſonſt reißt der Sturmwind das leichte Gebäude auseinander."

„Und wie ſchwül die Luft iſt!"

„Der heiße Wind ſcheint die Regengüſſe zu wärmen. Hier bleibt es trocken. Miſche mir einen Becher Wein, Antinous. Sind Briefe gekommen?"

„Ja, Herr."

„Gib ſie mir, Maſtor."

Der Sklave, der eifrig beſchäftigt war, die in das

Zelt sickernden Regenbäche mit Erde und Steinen abzudämmen, sprang auf, trocknete schnell die Hände, nahm den einen der Säcke aus der für die Schriften des Kaisers bestimmten Truhe und gab sie dem Gebieter.

Hadrian öffnete die lederne Tasche, nahm eine Rolle heraus, brach sie schnell auf und rief dann, nachdem er den Inhalt durchflogen:

„Was ist das? Da hab' ich den Spruch des Apisorakels eröffnet. Wie kommt er unter die neuen Briefe?"

Antinous näherte sich Hadrian, faßte die Tasche ins Auge und sagte:

„Mastor versah sich. Dies sind die Schreiben aus Memphis. Gleich bring' ich Dir den richtigen Beutel."

„Warte," entgegnete der Kaiser, indem er die Hand des Günstlings heftig erfaßte. „Hab' ich es hier mit einem Spiele des Zufalls oder dem Willen des Schicksals zu thun? Warum kam mir gerade heute dies falsche Verhältnis in die Hand? Warum mußte ich aus zwanzig Schreiben, die es enthält, gerade dieses ergreifen? Sieh her! Ich will Dir diese Zeichen erklären. Da stehen drei Paar Arme, die mit Schild und Schwert bewaffnet sind, neben dem Namen des ägyptischen Monats, der unserem November gleichkommt. Das sind die drei Zeichen des Unglücks. Die Lauten hier oben sind von glücklicher Vorbedeutung, die Maste dort deuten auf einen gewöhnlichen Stand der Dinge. Drei von diesen Hieroglyphen stehen immer zusammen. Drei Lauten bedeuten großes Glück, zwei Lauten und ein Mast Glück und mittleres Wohlsein, ein Paar Arme und zwei Lauten Unglück, dem gute Stunden folgen, und immer so fort.

Hier im November beginnen die bewaffneten Arme, und sie stehen da zu dreien und dreien und künden lauter drohendes Unheil, das keine Laute freundlich ermäßigt. Siehst Du es, Knabe? Verstehst Du jetzt die Meinung dieser Zeichen?"

„Wohl, wohl; aber deutest Du sie auch richtig? Die kämpfenden Arme führen vielleicht zum Siege."

„Nein. Der Aegypter stellt durch sie den Streit dar, und Streit und Unruhe ist für ihn dasselbe, was wir das Schlechte und Böse nennen."

„Wie seltsam!"

„Nein, es ist gut gedacht; denn sie sagen, alles sei ursprünglich gut von den Göttern geschaffen; doch die an sich vollkommenen Teile des Alls veränderten ihre Natur durch unruhige und disharmonische Mischung. Diese Erklärung gab mir der Priester des Apis, und hier, hier stehen neben dem Namen des Novembers die drei kämpfenden Arme, die gräßlichen Zeichen! Wenn einer der Blitze, die wieder und wieder dies Zelt wie Lichtströme erleuchten, mich und Dich und uns alle erschlägt, — mich soll es nicht wundern. Schweres, Furchtbares steht uns bevor. Es gehört Mut dazu, unter solchen Zeichen den klaren Blick zu behalten und nicht zu verzagen."

„Brauche nur gegen die kämpfenden Arme der ägyptischen Götter die Deinen; denn sie sind stark," bat Antinous; der Kaiser aber senkte das Haupt und sagte mutlos:

„Im Kampfe gegen das Schicksal müssen die Himmlischen selbst unterliegen." —

Das Gewitter tobte fort. Der Sturm riß mehr als

einmal die Zeltſtricke aus dem Boden und zwang die Sklaven, die leichte Wohnung des Gebieters mit den Händen feſtzuhalten, der Wolkenbruch goß große Waſſermaſſen auf die ſeit Jahren von keinem Regentropfen berührten Wüſtenberge und füllte jede trockene Rinne an den Abhängen mit Bächen und Strömen.

Weder Hadrian noch Antinous ſchloſſen während dieſer furchtbaren Nacht die Augen.

Der Kaiſer hatte nur noch eine von allen Rollen geöffnet, die ſich in dem neuen Briefſacke befanden. Sie enthielt die Nachricht, daß der Präfekt Titianus von den alten Atembeſchwerden grauſam geplagt werde, und die Bitte des würdigen Mannes, den Staatsdienſt verlaſſen und ſich auf ſeine Güter zurückziehen zu dürfen.

Es war nichts Kleines für Hadrian, dieſen treuen Helfer in Zukunft entbehren zu ſollen, dieſen Mann zu miſſen, den er ins Auge gefaßt hatte, um Judäa, in dem neue Aufſtände das Haupt erhoben hatten, zu beruhigen und ohne Blutvergießen zum Gehorſam zurückzuführen. Die erregte Provinz zu vernichten, konnte wohl auch anderen gelingen, ſie mit Güte zu beſiegen und zu erhalten nur dem milden und klugen Titianus.

Dem Kaiſer fehlte der Mut, in dieſer Nacht noch einen andern Brief zu erbrechen. Schweigend lag er auf dem Polſter, bis der Morgen graute, und dachte an jede ſchlimme Stunde ſeines Lebens, an den Mord des Nigrinus, des Tatianus und der anderen Senatoren, durch den er ſich die Herrſchaft geſichert, und gelobte den Göttern von neuem große Opfer, wenn ſie ihn vor dem nahenden Unheil bewahrten.

Als er ſich am folgenden Morgen erhob, erſchrak

Antinous über ſein Ausſehen; denn Antlitz und Lippen Hadrians waren völlig blutlos.

Nachdem der Kaiſer die für ihn angekommenen Briefe geleſen hatte, brach er nicht zu Fuß, ſondern zu Pferde mit Antinous und Maſtor nach Beſa auf, um dort das Gefolge zu erwarten.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Die entfesselten Elemente wüteten in dieser Nacht auch im Gebiete der Nilstadt Besa.

Die Bürgerschaft dieses alten Ortes hatte alles gethan, was sie konnte, um den reisenden Herrscher würdig zu empfangen. Die Hauptstraßen waren mit Blumengewinden, die sich von Mast zu Mast und von Haus zu Haus zogen, geschmückt und am Hafen, hart am Ufer des Stromes, die Bildsäulen des Kaisers und seiner Gemahlin aufgestellt worden. Aber der Sturm riß die Guirlanden mit samt den Masten zu Boden, und die erregten Wogen des Flusses schlugen mit unbändiger Kraft an das Ufer, rissen ein Stück des fruchtbaren Erdreichs nach dem andern mit sich fort, stürzten sich wie flüssige Keile in die Spalten des getrockneten Erdreichs und unterhöhlten das hohe Ufer beim Landungsplatze.

Nach Mitternacht brauste der Sturm mit unerhörter Gewalt, riß die mit Palmenzweigen bedeckten Dächer von manchem Hause und traf die Nilflut mit so gewaltigen Stößen, daß sie dem brandenden Meere gleichsah.

Die ganze ungebrochene Kraft des Wogenschwalles

ſtürzte ſich wieder und wieder auf den Erdvorſprung, der die Bildſäulen des Kaiſerpaares trug.

Kurz bevor das erſte Frühlicht ſich zeigte, ertrug die durch keinen Steinbau gefeſtigte Landzunge den wilden Anſturm des Waſſers nicht länger. — Erdſchollen glitten und fielen laut klatſchend in den Strom, und ihnen folgte mit donnerndem Lärm ein großes Stück des Uferhanges.

Die hinter ihm gelegene Erdfläche ſenkte ſich, und die Bildſäule des Kaiſers, die ſie getragen, geriet ins Wanken und neigte ſich langſam zum Falle. Als es tagte, lag ſie mit dem Fußgeſtell nach oben am Boden; ihr Haupt war in die Erde vergraben.

Die Bürger verließen bei Tagesanbruch die Häuſer und erfuhren von den Fiſchern und Schiffern, was während der Nacht am Hafen geſchehen war. — Sobald der Sturm ſich gelegt hatte, drängten ſich Hunderte, ja Tauſende von Männern, Weibern und Kindern auf dem Landungsplatze um die umgeſunkene Bildſäule zuſammen. — Man ſah die abgeriſſenen Erdſchollen, man wußte, daß der Strom Land vom Ufer geriſſen und das Unheil verurſacht hatte.

Ob der Nilgott Hapi dem Kaiſer zürnte?

Ein übles Vorzeichen war in dem Mißgeſchick, das die Statue des Herrſchers betroffen, jedenfalls zu erkennen.

Der Toparch, das Haupt der Stadt, ließ die Wiederaufrichtung der Statue, die übrigens unbeſchädigt geblieben war, ſogleich in Angriff nehmen; denn Hadrian konnte in wenigen Stunden erſcheinen.

Viele Männer des Ortes, Freie und Sklaven, drängten ſich zu dieſer Arbeit, und bald ſtand die in ägyptiſchem

Stil gearbeitete Statue des Kaisers wieder aufrecht und blickte mit dem starren Gesicht in den Hafen.

Das Standbild Sabinas wurde neben das seine gerückt, und der Toparch zog sich befriedigt in seine Wohnung zurück.

Die meisten Arbeiter und Gaffer verließen mit ihm den Landungsplatz; ihnen aber folgten andere Neugierige, die die Bildsäule nicht mehr in ihrer Lage auf dem Erdsturze gesehen hatten und nun ihre Meinungen über die Art und Weise ihres Sturzes austauschten.

„Der Sturm kann diese schwere Kalksteinmasse nimmermehr umgeweht haben," sagte ein Seiler, „und wie weit steht sie von dem abgerissenen Land entfernt."

„Sie soll den Erdschollen nachgestürzt sein," entgegnete ihm ein Bäcker.

„So verhält es sich auch," behauptete ein Schiffer.

„Unsinn," rief der Seiler. „Hätte die Statue auf dem fortgerissenen Lande gestanden, wäre sie zuerst ins Wasser gefallen und im Flusse versunken, das sieht ein jedes Kind ein. Hiebei sind andere Kräfte im Spiel gewesen."

„Vielleicht," bemerkte ein Tempeldiener, der sich mit Zeichendeuterei abgab, „brachten die Götter das stolze Bildwerk zu Fall, um Hadrian einen warnenden Wink zu erteilen."

„Die Himmlischen mischen sich in unserer Zeit nicht mehr unter die Menschen," entgegnete der Schuster, „doch in der gräßlichen Nacht blieben die ruhigen Bürger zu Hause, und es gab freies Spiel für die Feinde des Kaisers."

„Wir sind treue Unterthanen," fiel ihm der Bäcker entrüstet ins Wort.

„Aufsässiges Gesindel seid ihr," rief ein römischer Soldat, der wie die ganze Kohorte, die hier stand unter dem grausamen Tinnius Rufus in Judäa gedient hatte, den Bürgern ins Antlitz. „Unter euch Tieranbetern hören die Händel nicht auf, und den Christianern, die sich da drüben jenseits der Thalschlucht eingenistet haben, mögt ihr das Schlimmste nachsagen, und ihr schmeichelt ihnen noch immer."

„Der tapfere Fuscus hat recht," schrie ein Bettler, „das verruchte Gesindel trug uns die Pest in die Häuser. Wo sich die Seuche nur zeigte, da gab es Christen und Christenweiber zu sehen. Zu meinem Bruder kamen sie auch. Ganze Nächte lang blieben sie bei seinen kranken Kindern sitzen, und beide sind natürlich gestorben."

„Wäre nur mein alter Legat Tinnius Rufus hier," grollte der Soldat, „es würde ihnen allen nicht besser ergehen als ihrem gekreuzigten Gotte."

„Ich habe gewiß nichts mit ihnen gemein," entgegnete der Bäcker. „Doch was wahr ist, muß wahr bleiben. Es sind stille, freundliche Leute, pünktliche Zahler, die nichts Uebles begehen und vielen Armen Gutes erweisen."

„Gutes?" kreischte der Bettler, der von dem Diakonus der Gemeinde von Besa kein Almosen empfangen hatte, sondern zur Arbeit ermuntert worden war. „Alle fünf Priester der hohen Sechmet von der Artemisgrotte ließen sich von ihnen verführen und haben das Heiligtum ihrer Göttin schmählich verlassen. Und ist das etwa gut, daß sie die Kinder meines Bruders mit ihren Tränken vergiftet?"

„Warum sollten sie nicht auch Kinder schlachten?" frug der Soldat. „Schon in Syrien hörte ich dergleichen,

und was dieſe Bildſäule anbetrifft, ſo will ich das Schwert nicht mehr tragen . . ."

„Hört den tapferen Fuscus, er hat vieles geſehen," ertönte es aus der Menge.

„So will ich mein Schwert nicht mehr tragen, wenn ſie die Bildſäule nicht in der Dunkelheit umgeſtürzt haben."

„Nein, nein," entgegnete der Schiffer entſchieden, „dem abgeſpülten Lande fiel ſie nach; ich ſah ſie noch darauf liegen."

„Biſt Du auch ein Chriſtianer?" frug der Soldat, „oder glaubſt Du, ich ſpielte mit dem Eide bei meinem Schwerte? Ich habe in Bithynien gedient, in Syrien und Judäa, und kenne dies Geſindel, ihr Leute. — Hundert Chriſtianer gab's da zu ſehen, die ihr Leben fortwarfen wie einen abgetragenen Schuh, weil ſie der Bildſäule des Kaiſers und unſeren Göttern nicht opfern wollten."

„Da hört ihr's," kreiſchte der Bettler, „und habt ihr auch nur einen einzigen von ihnen unter den Bürgern bemerkt, die die Statue wieder aufrichten halfen?"

„Es war keiner dabei," ſagte der Schiffer, der ſich der Anſicht des Soldaten anzuſchließen begann.

„Die Chriſten warfen die Bildſäule des Kaiſers zu Boden," ſchrie der Bettler in die Menge hinein. „Es iſt erwieſen, und es ſoll ihnen übel bekommen! Wer ein Freund des göttlichen Hadrian iſt, holt ſie jetzt mit mir aus ihren Häuſern."

„Keinen Aufſtand," unterbrach der Soldat den wütenden Mann. „Da iſt der Tribun; er wird euch hören."

Der römiſche Offizier, der mit einer Abteilung Soldaten dahergezogen kam, um den Kaiſer vor der Stadt

zu empfangen, wurde von der Menge mit lautem Geschrei begrüßt. Er gebot Ruhe und ließ sich von dem Krieger berichten, was die Bürger so heftig erregte.

„Wohl möglich," sagte der nervig und streng aussehende Mann, der ebenso wie Fuscus unter Tinnius Rufus gedient und sich vom Troßbuben zum Offizier heraufgekämpft hatte. „Wohl möglich; doch wo sind eure Beweise?"

„Die meisten Bürger drängten sich zu der Aufrichtung der Statue, die Christen aber hielten sich fern von der Arbeit," rief der Bettler. „Keiner ließ sich hier sehen. Frage den Schiffer, Herr, — er war dabei und kann es bezeugen."

„Das ist allerdings mehr als verdächtig. — Diese Angelegenheit muß streng untersucht werden. Achtung, ihr Leute."

„Da kommt eine christliche Dirne," rief der Seiler.

„Die lahme Martha; ich kenne sie wohl," unterbrach ihn der Bettler. „Sie läuft in alle Pesthäuser und vergiftet die Menschen. Bei meinem Bruder hat sie drei Tage und vier Nächte gesteckt und den Kindern die Kissen gewendet, bis man sie hinaustrug. Wo sie hinkommt, da gibt es Tote."

Selene, die jetzt Martha genannt wurde, achtete nicht auf die Menge, sondern ging mit ihrem blinden Bruder Helios, der nun Johannes hieß, ruhig auf den Weg zu, der von dem erhöhten Ufer zum Landungsplatze führte.

Sie wünschte dort einen Kahn zu mieten, um über den Strom zu setzen. In einem Dorfe auf der der Stadt gegenüberliegenden Insel wohnten kranke Christen, denen sie Arznei bringen und die sie pflegen wollte. Ihr ganzes

Leben war ſeit Monden den Leidenden gewidmet. Auch in heidniſche Häuſer hatte ſie Hilfe gebracht und ſich weder vor Peſt noch vor Fieber geſcheut. Dabei waren ihre Wangen nicht röter geworden, doch ein reiner, milder Glanz, der die ſtrenge Schönheit ihrer Züge verklärte, leuchtete ihr aus den Augen.

Als das Mädchen dem Hauptmanne näher kam, faßte er es ins Auge und rief:

„He, blaſſe Dirne, biſt Du eine Chriſtin?“

„Ja, Herr,“ entgegnete Selene, und ſchritt gelaſſen mit ihrem Bruder weiter.

Der Römer ſchaute ihr nach und als ſie an der Statue Hadrians vorbeiging und dabei das Haupt tiefer neigte als vorher, befahl er ihr herriſch, ſtehen zu bleiben und ihm zu ſagen, warum ſie das Geſicht von der Bildſäule des Kaiſers abgewandt habe.

„Hadrian iſt unſer Gebieter wie eurer,“ entgegnete die Jungfrau. „Ich habe Eile; denn auf der Inſel ſind Kranke.“

„Sie bringt ihnen nichts Gutes,“ rief der Bettler. „Wer weiß, was in dem Körbchen da ſteckt.“

„Schweig!“ unterbrach ihn der Tribun.

„Man ſagt, Dirne, daß Deine Glaubensgenoſſen in dieſer Nacht die Statue des Kaiſers umgeſtürzt hätten.“

„Wie könnte das wahr ſein! Wir ehren den Kaiſer ſo hoch wie ihr.“

„Ich will es Dir glauben, und Du ſollſt es beweiſen. Da ſteht die Bildſäule des göttlichen Cäſar; folge mir und bete ſie an.“

Selene ſchaute dem ſtrengen Manne entſetzt ins Antlitz und fand kein Wort der Entgegnung.

„Nun?“ frug der Hauptmann. „Wirſt Du mir folgen? Ja oder nein?“

Selene rang nach Faſſung, und als der Soldat die Hand nach ihr ausſtreckte, ſagte ſie mit zitternder Stimme:

„Wir ehren den Kaiſer, aber wir beten keine Bildſäule an, ſondern nur unſern Vater im Himmel.“

„Da haben wir's!“ lachte der Bettler.

„Ich frage noch einmal,“ rief der Tribun, „willſt Du dies Bildnis anbeten oder weigerſt Du Dich, es zu thun?“

In der Seele Selenes erhob ſich ein grauſamer Kampf. Widerſtand ſie dem Römer, ſo war ihr Leben gefährdet, ſo konnte die Wut des Volkes ſich gegen ihre Glaubensgenoſſen richten; — that ſie ihm aber den Willen, ſo läſterte ſie Gott, ſo brach ſie dem Heiland, den ſie liebte, die Treue, ſo verſündigte ſie ſich gegen die Wahrheit und ihr Gewiſſen.

Eine furchtbare Angſt überfiel ſie und raubte ihr die Kraft, die Seele zum Gebet zu erheben.

Sie konnte, ſie durfte nicht thun, was von ihr verlangt wurde, und doch trieb die in jedem Sterblichen mächtige Liebe zum Leben ihr die Füße vorwärts und hemmte ſie wieder vor dem ſteinernen Götzen.

„Erhebe die Hände und bete den göttlichen Cäſar an,“ rief der Tribun, der, wie alle Anweſenden, jeder ihrer Bewegungen mit Spannung gefolgt war.

Zitternd ſtellte ſie das Körbchen zu Boden und verſuchte, die Hand aus der ihres Bruders zu löſen; der blinde Knabe aber ließ ſie nicht los. Zwar verſtand er, was man von ſeiner Schweſter verlangte, zwar wußte er aus der Geſchichte manchen Märtyrers, die man ihm

erzählt hatte, was ſie und ihn erwartete, wenn ſie dem Römer Widerſtand leiſteten; doch er fürchtete ſich nicht und flüſterte ihr zu:

„Wir thun ihnen nicht den Willen, Martha; wir beten den Götzen nicht an, wir halten treu zu dem Heiland. Wende mich von der Bildſäule ab, und nun laß uns das ‚Vaterunſer‘ beten!“

Mit lauter Stimme und indem er die glanzloſen Augen zum Himmel aufſchlug, ſprach der Knabe das Gebet des Herrn. Selene hatte erſt ihn und dann ſich ſelbſt von dem Götzen ab- und dem Strome zugewandt. Dann folgte ſie mit erhobenen Händen dem Beiſpiel des Knaben.

Helios ſchmiegte ſich feſt an ſie, ihr lautes Flehen verſchmolz mit dem ſeinen, und beide ſahen und hörten und fühlten nichts mehr von allem, was ihnen angethan wurde.

Das blinde Kind ahnte in weiter Ferne ein helles Licht, die Jungfrau ein ſeligeres, von Liebe geſättigtes Leben, während man ſie vor dem Bilde des Kaiſers zu Boden riß und das erregte Volk ſich auf ſie und ihr treues Brüderchen ſtürzte.

Der Militärtribun hatte die Menge vergeblich zurückzuhalten verſucht.

Als es den Soldaten endlich gelungen war, die wütenden Bürger von ihren Opfern zu trennen, da waren ſchon die beiden jungen Herzen mitten im Triumph ihres Glaubens, mitten in der Hoffnung auf ein ſeligeres ewiges Leben auf immer zum Stillſtand gelangt.

Das Geſchehene bekümmerte den Hauptmann und beunruhigte ihn.

Dieſe Jungfrau, dies ſchöne Kind, die da als Leichen vor ihm lagen, hätten ein beſſeres Los verdient, und er konnte für ihren Tod verantwortlich gemacht werden; denn das Geſetz gebot, daß kein Chriſt ohne einen Richterſpruch wegen ſeines Glaubens beſtraft werden dürfe. So befahl er denn, die Erſchlagenen in das Haus zu tragen, in das ſie gehörten, und bedrohte jeden, der heute das Chriſtenquartier betrete, mit ſchwerer Strafe.

Der Bettler ging ſchreiend den Bahren voran und trat in das Haus ſeines Bruders, um ſeiner Frau mitzuteilen, daß die lahme Chriſtin Martha, die ihre Töchter zu Tode gepflegt habe, erſchlagen worden ſei. — Doch er erntete ſchlechten Lohn; denn die arme Frau beklagte Selene wie ihr eigenes Kind, und verfluchte ihn und ihre Mörder.

Vor Sonnenuntergang gelangte Hadrian nach Beſa, woſelbſt er prächtige Zelte fand, die ihn und ſein Gefolge aufnehmen ſollten.

Der Unfall der ſeiner Bildſäule begegnet war, wurde ihm verſchwiegen; er fühlte ſich aber dennoch beängſtigt und unwohl.

Er wünſchte völlig allein zu ſein und forderte Antinous auf, die Stadt in Augenſchein zu nehmen, bevor es dunkelte.

Der Bithynier ergriff dieſe Erlaubnis freudig wie ein Geſchenk der Götter, eilte durch die geſchmückte Hauptſtraße und ließ ſich von hier aus durch einen Knaben in das Quartier der Chriſten führen.

Die Straßen dieſes Viertels waren wie ausgeſtorben. Keine Thür war geöffnet, kein Menſch auf der Gaſſe zu ſehen.

Antinous beſchenkte den Buben, ſchickte ihn fort und ging hochklopfenden Herzens von einem Hauſe zum andern. Jedes ſah ſauber aus, und die meiſten waren mit Bäumen und Sträuchern umgeben; obgleich aber aus manchem Dache Rauch aufſtieg, ſchienen ſie doch ſämtlich verlaſſen. Endlich vernahm er von fern menſchliche Stimmen. Er ließ ſich von ihnen führen und gelangte durch eine ſchmale Gaſſe zu einem freien Platze, auf dem ſich Hunderte von Leuten, Männer, Frauen und Kinder, vor einem Häuschen verſammelt hatten, das in einem wohlgepflegten Palmengarten gelegen.

Einen alten Mann fragte er nach der Wohnung Frau Hannas, und der Greis wies ſchweigend auf das Gebäude, das die Aufmerkſamkeit ſeiner Glaubensgenoſſen auf ſich zog.

Das Herz des Jünglings ſchlug ſtürmiſch ſchnell, und doch fühlte er ſich bang und befangen; ja es drängte ſich ihm die Frage auf, ob er nicht umkehren und morgen, wenn er Selene allein zu finden hoffen durfte, zurückkehren ſollte.

Aber nein!

Vielleicht war es ihm jetzt ſchon vergönnt, ſie zu ſehen.

Beſcheiden bahnte er ſich den Weg durch die Verſammlung, die einen Geſang angeſtimmt hatte, von dem er nicht zu erkennen vermochte, ob er frohen oder trüben Empfindungen Ausdruck gab.

Jetzt ſtand er vor dem Thore des Gartens und ſah die verwachſene Maria.

Sie kniete neben einer verdeckten Bahre und weinte.

War Frau Hanna geſtorben?

Nein, ſie lebte.

Da trat sie, auf einen alten Mann gestützt zur Thür ihrer Wohnung heraus, bleich, gefaßt, ohne Thränen. Beide schritten vorwärts. Der Greis sprach ein kurzes Gebet, beugte sich dann nieder und hob die Hülle auf, die die Bahre bedeckte.

Antinous trat einen Schritt vor und taumelte gleich darauf wie vom Blitze getroffen zurück. Dabei schlug er die Hand vor die Augen und blieb wie angewurzelt stehen.

Keine leidenschaftliche Totenklage ließ sich hören.

Der Greis hielt eine Ansprache.

Rings um ihn her wurde leise geweint, gesungen und gebetet; Antinous aber sah und hörte nichts von dem allen.

Er hatte die Hand wieder gesenkt und wandte die Augen nicht von dem bleichen Antlitz der Verstorbenen ab, bis Frau Hanna die Bahre mit dem Tuche bedeckte. Aber auch dann noch blieb er stumm und regungslos stehen.

Erst als sechs Jungfrauen die einfache Sargkiste Selenes und vier Mütter die des kleinen Helios auf die Schultern nahmen und die ganze Versammlung sich mit ihnen entfernte, wandte er sich um und folgte dem Trauerzuge. Von fern sah er mit an, wie man den größeren und den kleineren Sarg in eine Felsengruft trug, wie Männer ihr Thor fest verschlossen und das Leichengefolge sich hierhin und dorthin zerstreute.

Zuletzt blieb er allein bei der Pforte des Grabes zurück.

Die Sonne ging unter, und das Dunkel breitete sich schnell über Thal und Hügel.

Als niemand mehr zu sehen war, der ihn beobachten

konnte, breitete er die Arme aus, umfaßte die Pfeiler des Gruftthores, preßte die Lippen auf die rauhe hölzerne Thür und schlug mit der Stirn an die Pforte, wenn der thränenlose Schmerz der Seele ihm den Körper schüttelte.

Minutenlang stand er so und hörte nicht die leisen Schritte, die sich ihm nahten.

Die verwachsene Maria kam, um noch einmal allein bei der Gruft ihrer liebsten Freundin zu beten.

Sie erkannte den Jüngling sogleich und rief ihn leise bei Namen.

„Maria," versetzte er bewegt, erfaßte ihre Hand, drückte sie heftig und frug: „Wie ist sie gestorben?"

„Erschlagen," entgegnete sie dumpf. „Sie hat das Bild des Kaisers nicht anbeten wollen."

Antinous schauerte bei dieser Antwort zusammen und fragte:

„Warum that sie es nicht?"

„Weil sie ihrem Glauben treu blieb und auf die Gnade des Erlösers hoffte. Jetzt ist sie ein seliger Engel!"

„Weißt Du das so gewiß?"

„So gewiß, wie ich wünsche, die Märtyrerin, die hier ruht, im Himmel wiederzufinden."

„Maria!"

„Laß meine Hand los!"

„Willst Du mir einen Dienst erweisen, Maria?"

„Gern, Antinous; aber bitte, rühre mich nicht an."

„Nimm dies Geld und kaufe die schönsten Kränze, die es hier gibt. Lege sie auf ihren Sarg und rufe dabei: ‚Von Antinous an Selene.'"

Die Verwachsene nahm, was der Jüngling ihr gab, und sagte:

„Ich ſah ſie oft für Dich beten.“

„Zu ihrem Gotte?“

„Zu unſerem Erlöſer, damit er auch Dir die Seligkeit ſchenke. Für Jeſus Chriſtus iſt ſie geſtorben; nun weilt ſie bei ihm, und er wird ſie erhören.“

Antinous ſchwieg eine Zeit lang, dann bat er:

„Reiche mir doch noch einmal die Hand, Maria, und nun lebe wohl. Wirſt Du gern an mich denken und auch für mich zu eurem Erlöſer beten?“

„Ja, ja, und Du wirſt auch mich armen Krüppel nicht ganz vergeſſen?“

„Gewiß nicht, Du gutes Mädchen! Vielleicht ſehen wir uns doch noch einmal wieder.“

Mit dieſen Worten eilte Antinous den Hügel hinunter und durch die Stadt an den Nil.

Der Mond war aufgegangen und ſpiegelte ſich in dem beruhigten Strom. So hatte ſein Bild auch damals, als Antinous Selene gerettet, auf dem Meere geruht.

Der Jüngling wußte, daß der Kaiſer ihn erwarte; er ſuchte aber dennoch ſeine Zelte nicht auf.

Eine große Erregung hatte ſich ſeiner bemächtigt.

Unruhig ſchritt er am Geſtade des Nils auf und nieder und rief ſich ſchnell die Höhenpunkte ſeines vergangenen Lebens ins Gedächtnis zurück.

Jedes Wort des Geſpräches, das geſtern zwiſchen ihm und Hadrian geführt worden war, meinte er zum zweitenmale zu hören.

Mit greifbarer Deutlichkeit ſah er ſeine beſcheidene bithyniſche Heimat, ſein Mütterchen und die Geſchwiſter, denen er niemals wieder begegnen ſollte, vor ſich.

Noch einmal durchlebte er die ſchreckliche Stunde, in

der er den gütigsten der Herren betrogen und in der er zum Brandstifter geworden. Eine große Angst überfiel ihn, als der Wunsch Hadrians ihm in den Sinn kam, ihn an die Stelle des Mannes zu setzen, den der weise Herrscher vielleicht in Folge seiner Frevelthat zum Nachfolger ernannt hatte.

Er, Antinous, der nicht von heute auf morgen zu denken vermochte, der jedem Gespräch mit ernsten Männern aus dem Wege ging, weil es ihm schwer fiel, ihrer Rede zu folgen, er, der nur zu gehorchen verstand, er, der sich nirgends wohl befand als da, wo er mit dem Gebieter und seinen Träumen fern von dem Treiben der Welt allein war, — er, vom Purpur, von Sorgen mit bergesschwerer Verantwortlichkeit belastet!

Nein, nein, dieser Gedanke war unerhört, war gräßlich, und doch gab Hadrian keinen Vorsatz auf, dem er einmal Worte geliehen.

Die Zukunft stellte sich ihm wie ein furchtbarer Feind drohend vor die Seele.

Schmerz, Unruhe, Unglück starrten ihn an, wohin er auch schaute.

Was war das Entsetzliche, das seinen Gebieter bedrohte?

Es nahte, es mußte kommen, wenn nicht, — wenn ja nicht einer sich fand, der sich zwischen ihn und das Verhängnis stellte und den Speer, den der zürnende Gott versandte, mit seiner Brust, mit seinem die Wunde still erwartenden Herzen auffing.

Er, ja er allein war dieser eine, er nur konnte es sein.

Wie ein plötzlich aufflammendes Licht, erhellte ihm dieser Gedanke die Seele. Und fand er den Mut, sich zu opfern, für seinen lieben Herrn sich dem Tode zu

weihen, dann war jede Schuld gegen ihn herrlich gesühnt, — dann, dann — o wie wundervoll, o wie herrlich! — dann fand er vielleicht Eingang in die Thore jener seligen Welt, die Selenes Gebet ihm öffnete, dann sah er wohl bald sein Mütterchen wieder und den Vater und später auch die Geschwister, jetzt aber, in einer Stunde, in wenigen Minuten schon sie, die er liebte, und die ihm vorangegangen war in den Tod.

Ein so wonniges Hoffnungsgefühl wie er noch niemals empfunden, erfüllte ihm die Seele.

Da lag der Nil, da war ein Kahn!

Kräftig stieß er ihn ins Wasser und mit einem frischen Satze wie auf der Jagd, wenn es galt, von einem Felsen zum andern zu springen, schwang er sich in den Nachen.

Schon hatte er die Ruder ergriffen, als Mastor, der ihn im Auftrage des Kaisers suchte, ihn im Mondschein erkannte und ihn aufforderte, mit ihm zu den Zelten zurückzukehren.

Aber Antinous folgte ihm nicht, sondern rief, indem er tiefer in den Strom hineinfuhr:

„Grüße den Herrn, grüße ihn tausend- und tausendmal von mir und sage ihm, Antinous hätte ihn lieber gehabt als sein Leben. Das Schicksal verlangt ein Opfer. Die Welt kann Hadrians nicht entbehren; Antinous aber ist ein armes Nichts, das keiner vermißt als sein Kaiser, und Antinous wirft sich für ihn auf die Schlachtbank.“

„Halte ein, Unglücklicher, kehre zurück!“ rief der Sklave, und warf sich in ein Boot; der Nachen des Bithyniers aber flog, von gewaltigen Ruderschlägen getrieben, rascher und rascher in den Strom hinein.

Mit dem Aufgebot aller Kräfte regte Mastor in dem

andern Kahne die Arme, er vermochte aber dennoch dem Fahrzeuge, das er verfolgte, nicht näher zu kommen.

So erreichten beide in wilder Wettfahrt die Mitte des Stromes. Da ſah der Sklave die Ruder des Bithyniers durch die Luft fliegen. Einen Augenblick ſpäter hörte er Antinous laut den Namen „Selene“ rufen, dann mußte er thatenlos mit anſehen, wie ſich der Jüngling in die Wogen gleiten ließ und der Nil das ſchönſte aller Opfer in ſeinen Fluten aufnahm.

Zweiundzwanzigſtes Kapitel.

Eine Nacht und die Hälfte eines Tages waren nach dem Tode des Bithyniers vergangen. Boote und Schiffe aus allen Teilen des Gaues hatten ſich vor Beſa zuſammengefunden, um nach der Leiche des ertrunkenen Jünglings zu ſuchen, die Ufer wimmelten von Menſchen; Pechpfannen und Fackeln auf dem Strom und am Lande hatten in der Nacht den Glanz des Mondes mit ihrem Lichte verdunkelt; trotzdem war bis dahin jede Mühe, den ſchönen Leichnam zu finden, vergebens geweſen.

Hadrian wußte, in welcher Weiſe Antinous geſtorben.

Maſtor hatte ihm die letzten Worte ſeines treuen Genoſſen mehr als einmal vorſagen müſſen, und keines hinzugefügt oder vergeſſen. Das treue Gedächtnis des Kaiſers hatte ſie alle feſtgehalten, und nun blieb er bis zum Morgen und vom Morgen bis die Sonne die Mittagshöhe überſchritten hatte, allein und wiederholte ſie ſich.

Ohne zu eſſen und zu trinken brütete er vor ſich hin. Das Unglück, das ihn bedrohte, war eingetroffen, und welch ein Unglück? Wenn das Schickſal an Stelle der Leiden, die es für ihn beſtimmt hatte, den Schmerz

annahm, der ihm jetzt die Seele erfüllte, durfte er wohl auf sorgenlose Jahre rechnen; doch es wollte ihm scheinen, als hätte er lieber den Rest des Daseins mit seinem Antinous in Kummer und Elend durchlebt, als ohne ihn alles genossen, was die Menschen Größe und Herrlichkeit, Glück und Wohlergehen nennen. —

Sabina war mit ihrem und seinem Gefolge angekommen, — ein Heer von Menschen; doch hatte er streng befohlen, keinen, auch nicht die Gemahlin, zu ihm zu lassen.

Der Trost der Thränen war ihm versagt; aber der Schmerz schnürte ihm das Herz zusammen, umdüsterte ihm den Geist und machte ihn so empfindlich, daß jede Stimme eines Bekannten, wenn er sie auch nur von fern hörte, ihn beunruhigte oder in Zorn versetzte.

Die zu Schiff Angekommenen durften die Zelte nicht beziehen, die in der Nähe des seinen für sie aufgeschlagen worden waren, weil er allein, ganz allein mit dem Jammer seiner Seele zu bleiben begehrte.

Mastor, in dem er bis dahin mehr eine nützliche Sache als einen Menschen gesehen hatte, trat ihm jetzt näher; war er doch der Zeuge des wundervollen Hinganges seines Lieblings gewesen.

Nach dem Ende der kummervollsten seiner Nächte fragte ihn der Sklave, ob er den Arzt aus dem Schiffe rufen sollte, denn er sehe so bleich aus; Hadrian verbot es ihm aber und sagte:

„Könnte ich nur weinen wie die Weiber oder wie andere Väter, denen der Tod ihre Söhne entreißt; das wäre für mich die beste Arznei. — Ihr Armen werdet es nun schlecht haben; denn die Sonne meines Lebens

hat den Glanz, die Bäume an meinem Wege haben das grüne Laubwerk verloren.“

Als er wieder allein war, blickte er ſtarr ins Leere und murmelte vor ſich hin:

„Die ganze Menſchheit ſoll mit mir klagen; denn wenn man geſtern fragte, wie hohe Schönheit ihrem Geſchlecht verliehen ſei, ſo konnte ſie ſtolz auf Dich, Du treuer Geſelle, weiſen und rufen: ‚Die Schönheit der Götter‘. — Nun ward der Palme die Krone vom Stamme geſchlagen, und das verſtümmelte Ding muß ſich über ſeine Häßlichkeit ſchämen. Wären die Sterblichen alle eine Perſon, würde ſie heute ausſehen wie ein Mann, dem man das rechte Auge aus dem Kopfe riß. Ich will die hageren und feiſten Mißgeſtalten, die übrig blieben, nicht ſehen, damit ſie mir den Geſchmack an der eigenen Art nicht verderben! O Du treuer, Du guter, Du ſchöner Geſell, was biſt Du für ein verblendeter, wahnſinniger Thor geweſen! Und doch kann ich Deine Narrheit nicht tadeln. Die tiefſte Wunde von allen ſchlugſt Du meiner Seele, und ich darf Dir deswegen nicht einmal zürnen. Uebermenſchlich, göttlich war Deine Treue, und ich will ſie Dir heimzuzahlen verſuchen!“

Bei dieſer Verſicherung erhob er ſich und ſagte feſt und entſchieden:

„Jetzt ſtreck’ ich die Hand aus, und ihr Himmliſchen hört mich: Jede Stadt im Reiche ſoll Antinous einen Altar errichten. Den Freund, den ihr mir raubtet, geb’ ich euch nun zum Gefährten. Nehmt ihn freundlich auf, ihr unſterblichen Leiter der Welt! Wer von euch darf ſich rühmen, ſchöner zu ſein, als er war? Wer von euch hätte mir ſo viel Güte und Treue erwieſen wie euer neuer Genoſſe?“

Dies Gelübde ſchien Hadrian wohlgethan zu haben.

Feſten Schrittes ging er wohl eine halbe Stunde in ſeinem Zelt auf und nieder. Dann befahl er den Geheimſchreiber Heliodor zu rufen.

Der Grieche brachte zu Papier, was ſein Herr ihm diktirte.

Es war nichts Geringeres, als das der Welt zu verkündende Gebot, in Antinous von nun an einen neuen Gott zu verehren.

Am Nachmittage brachte ein atemloſer Bote die Nachricht, der Körper des Bithyniers ſei aufgefiſcht worden.

Tauſende eilten dem Leichnam entgegen. Unter ihnen Balbilla, die ſich wie eine Verzweifelte geberdete, als ihr mitgeteilt wurde, welches Ende ihr ſchöner Abgott genommen.

Mitten unter den Bürgern und Fiſchern war ſie in ſchwarzen Trauergewändern und mit aufgelöſtem Haar am Ufer auf und nieder geeilt. Die Aegypter verglichen ſie mit der trauernden Iſis, die die Leiche ihres geliebten Gatten Oſiris ſucht.

Sie wußte ſich nicht zu laſſen vor Leid, und die Gefährtin redete ihr vergeblich zu, ſich zu mäßigen und ihres Standes und ihrer weiblichen Würde eingedenk zu bleiben. Aber Balbilla wies ſie heftig zurück, und als die Nachricht kam, daß der Nil ſeine Beute freigegeben habe, eilte ſie zu Fuß mitten unter der Menge dem Leichnam entgegen.

Ihr Name wurde überall genannt, jeder wußte, daß ſie die Freundin der Kaiſerin ſei, und ſo wurde ihr denn auch willig Gehorſam gezollt, als ſie den Trägern der Bahre, auf der der Wiedergefundene ruhte, befahl, ſie zu

Boden zu ſetzen und die Hülle von dem Leichnam zu entfernen.

Bleich und zitternd trat ſie an den Ertrunkenen heran und ſenkte den Blick zu ihm nieder. Aber nur einen kurzen Augenblick ertrug ſie den Anblick, der ſich ihr darbot; dann wandte ſie ſich ſchaudernd von dem Entſeelten ab und befahl den Trägern, weiter zu ziehen.

Als der Trauerzug verſchwunden war, und ſie das gellende Jammergeſchrei der ägyptiſchen Weiber nicht mehr vernahm und nicht mehr ſehen konnte, wie ſie ſich Bruſt und Stirn und Haare mit feuchter Erde beſtrichen und die Arme wild in die Luft warfen, wandte ſie ſich an die Begleiterin und ſagte ruhig:

„Laß uns nach Hauſe gehen, Claudia.“

Am Abend erſchien ſie bei der Mahlzeit ſchwarz gekleidet wie Sabina und alle Mitglieder ihres Gefolges, aber ruhig und wieder geneigt, Antwort auf jede Frage zu erteilen.

Der Baumeiſter Pontius war mit ihr von Theben nach Beſa gefahren.

Sie hatte ihm nichts geſchenkt, was ihn für ſein langes Ausbleiben ſtrafen konnte, und ihn ohne Erbarmen genötigt, ihre Verſe auf Antinous mitanzuhören.

Er war dabei völlig ruhig geblieben und hatte ihre Geſänge gerade ſo beurteilt, als gälten ſie keinem Menſchen mit warmem Blut, ſondern einer Bildſäule oder einem Gotte. Dieſes Epigramm wurde von ihm gelobt, jenes bemängelt, ein drittes getadelt. Ihr Geſtändnis, daß ſie Antinous gern mit Blumen und anderen Kleinigkeiten erfreut, hatte er achſelzuckend entgegengenommen und freundlich bemerkt:

„Beſchenke ihn nur weiter; ich weiß ja, daß Du von dieſem Gotte keine Gegengaben für Deine Opfer verlangſt.“

Dies Wort hatte ſie überraſcht und erfreut.

Pontius verſtand ſie immer und verdiente nicht, daß ſie ihn kränkte.

Darum vertraute ſie ihm auch, wie ſehr ſie Antinous liebe, ſo lange er abweſend ſei.

Dann lächelte ſie und geſtand, daß er ihr gleichgiltig würde, ſobald ſie mit ihm zuſammen.

Als ſie nach dem Tode des Bithyniers alle Faſſung verlor, ließ er ſie ruhig gewähren und bat ihre Begleiterin, das gleiche zu thun.

Am Tage nach der Auffindung wurde die Leiche auf koſtbarem Holze verbrannt.

Hadrian weigerte ſich, ſie zu ſehen, als er erfuhr, daß der Tod im Waſſer ſeinen Liebling grauſam entſtellt.

Wenige Stunden nachdem die Aſche des Bithyniers in einer goldenen Vaſe geſammelt und Hadrian überbracht worden war, ging die Nilflotte, die diesmal auch den Kaiſer trug, unter Segel, um ohne Aufenthalt nach Alexandria zu fahren.

Der Herrſcher blieb ganz allein mit ſeinen Sklaven und einem Schreiber auf dem Schiffe, das ihn trug. Nur manchmal ließ er Pontius befehlen, ſein Nilboot zu verlaſſen und ihn auf dem ſeinen zu beſuchen. Er hörte gern die tiefe Stimme des Baumeiſters und ſprach mit ihm über die Pläne, die von ihm für ſein Mauſoleum in Rom entworfen worden waren, ſowie von dem Grabmal, das der Herrſcher in einer großen, an Stelle des kleinen Beſa neu zu errichtenden Stadt, die er jetzt ſchon

Antinoë nannte, dem Verstorbenen nach seinem eigenen Entwurfe errichten lassen wollte.

Aber diese Unterredungen nahmen immer nur einige Stunden in Anspruch, und nach ihnen konnte der Baumeister wieder auf das Schiff Sabinas zurückkehren, an dessen Bord sich auch Balbilla befand.

Einige Tage nach dem Aufbruche von Besa saß er am Abend ganz allein mit der Dichterin auf dem Decke des Nilboots, das, vom Strom getragen und von hundert Rudern getrieben, sich schnell und ohne Aufenthalt seinem Ziele näherte.

Pontius hatte es seit dem Tode des unglücklichen Jünglings sorgfältig vermieden, mit ihr über Antinous zu reden.

Jetzt war sie wieder so aufmerksam und gesprächig geworden wie je vorher, und in ihren Augen schimmerte sogar bisweilen ein Strahl der alten sonnigen Heiterkeit ihres Wesens.

Der Baumeister meinte den eigentümlichen Umschlag ihrer Empfindungen zu verstehen und rührte nicht an die Ursache des heftigen, aber schnell erloschenen Fiebers, unter dem sie gelitten.

„Was hattest Du heute mit dem Kaiser zu verhandeln?“ frug Balbilla den Freund.

Pontius schaute zu Boden und bedachte, ob er den Namen Antinous vor der Dichterin aussprechen dürfe.

Balbilla bemerkte sein Zaudern und rief:

„Sprich nur! Alles kann ich jetzt hören. Mit dieser Thorheit ist es vorbei.“

„Der Kaiser arbeitet an dem Plane für eine neu zu erbauende Stadt Antinoë und an dem Entwurfe für

ein Denkmal ſeines armen Lieblings," entgegnete Pontius. „Helfen läßt er ſich nicht; ich muß ihn indes lehren, das Unmögliche von dem Möglichen, dem Ausführbaren zu unterſcheiden."

„Er ſchaut eben nach den Sternen, und Du ſiehſt feſt auf den Weg, den Du wandelſt."

„Was wankt und des ſicheren Grundes entbehrt, kann der Baumeiſter nicht brauchen."

„Das war ein hartes Wort, Pontius. In den letzten Wochen hab' ich mich gewiß recht närriſch benommen."

„Möchte doch alles Schwankende das Gleichgewicht ſo ſchnell und gut wieder finden! Antinous war ein Halbgott an Schönheit, und dazu, was mir mehr gilt, ein braver, treuer Geſell."

„Sprich mir nicht mehr von ihm," bat Balbilla, und ſchauderte zuſammen. „Sein Anblick war gräßlich. Kannſt Du mir mein Betragen vergeben?"

„Ich zürnte Dir niemals."

„Deine Achtung aber ging mir verloren."

„Nein, Balbilla. Die Schönheit, die jedem teuer iſt, den die Muſe küßt, zog die leicht beſchwingte Dichterſeele nur an, und ſie flog in die Irre. Mochte ſie fliegen! Die edle Weiblichkeit meiner Freundin iſt ihr niemals gefolgt. Sie ſteht auf feſtem Grunde, das weiß ich."

„Welch ein gutes, welch ein freundliches Wort! Aber es iſt zu gut und zu freundlich! Ein armes, vom Winde bewegtes Geſchöpf bin ich dennoch, eine eitle Thörin, die in dieſer Stunde nicht weiß, was ſie in der nächſten begeht, ein verwöhntes Kind, das am liebſten thut, was es laſſen ſollte, ein ſchwaches Mädchen, dem es Freude gewährt, gegen Männer zu ſtreiten. Alles in allem . . ."

„Alles in allem, ein holder Liebling der Götter, der heute kräftigen Schrittes Felſen erſteigt und ſich morgen über Blumen im Sonnenſchein wiegt, alles in allem ein Weſen, dem kein anderes gleichſieht und dem nichts und gar nichts fehlt, um ein vollendetes Weib zu ſein, als . . .“

„Ich weiß, was mir fehlt,“ rief Balbilla. „Ein kräftiger Mann, der mich ſtützt, und auf deſſen Warnung ich höre. Du, Du biſt dieſer Mann, Du und kein anderer; denn ſobald ich Dich bei mir weiß, wird es mir ſchwer, etwas anderes zu thun, als was recht iſt. Da bin ich, Pontius! Willſt Du mich haben mit all meinen Launen, meinen Fehlern und Schwächen?“

„Balbilla!“ rief der Baumeiſter, außer ſich vor herzerſchütternder Ueberraſchung, und drückte ihr die Lippen feſt und lange auf die kleine Hand.

„Du willſt? Willſt mich haben? Mich nie verlaſſen, mich warnen, ſtützen und hegen?“

„Bis an mein Ende, bis in den Tod, wie mein Kind, wie meine Augen, wie — darf ich's denn glauben und ſagen, wie, — nein, als, als meine Geliebte, als mein anderes Ich, als mein Weib!“

„O Pontius, Pontius,“ verſetzte ſie warm, und umfaßte ſeine kräftige Rechte mit beiden Händen. „Dieſe Stunde gibt der Waiſe Balbilla Vater und Mutter zurück und ſchenkt ihr dazu den Mann, den ſie lieb hat.“

„Mein, mein!“ rief der Baumeiſter. „Ihr ewigen Götter, ein Leben lang hab' ich in Mühe und Arbeit keine Zeit gefunden, mich des Glücks der Liebe zu freuen, und nun zahlt ihr den Schatz, den ihr mir ſo lange entzogt, mit Zins und Zinſeszinſen heim.“

„Kannſt Du, beſonnener Mann, den Wert Deines

Kleinods so überschätzen? Aber etwas Gutes wirst Du doch an ihm finden. Es kann sich das Leben nicht mehr lebenswert denken ohne seinen Besitzer."

„Und mir erschien es schon lange öde und kalt ohne Dich, Du seltsames, einziges, unvergleichliches Wesen!"

„Aber warum kamst Du nicht früher und ließest mir Zeit, wie eine Närrin zu handeln?"

„Weil, weil," entgegnete Pontius ernst, „weil mir der Flug nach der Sonne zu kühn schien, weil ich bedachte, daß der Vater meines Vaters . . ."

„Daß er der edelste Mann war, der den Ahn meines Hauses zu seiner Größe heranzog."

„Er war, bedenke das wohl in dieser Stunde, — Deines Großvaters Sklave war er.

„Ich weiß es; aber ich weiß auch, daß mir kein Mann auf Erden bekannt ist, der der Freiheit würdiger wäre als Du, und den ich so demütig bitten möchte wie Dich: Nimm mich, die arme, thörichte Balbilla zum Weibe, führe mich und mache aus mir, was noch aus mir werden kann, zu Deiner und meiner Ehre!"

Die schnelle Nilfahrt brachte dem Baumeister und seiner Geliebten Tage und Stunden des höchsten Glückes. Bevor die Flotte in den mareotischen Hafen Alexandrias einfuhr, eröffnete Pontius dem Kaiser sein schönes Geheimnis. Hadrian lächelte dabei seit dem Tode des Lieblings zum erstenmal, und befahl dem Architekten, Balbilla zu ihm zu führen.

„Ich deutete den Spruch falsch, den Pythia Dir damals erteilte," sagte er, indem er die Hand der Dichterin in die des Baumeisters legte. „Willst Du wissen, Pontius, wie er lautet? Du brauchst mir nicht nachzuhelfen,

liebes Kind. Was ich einmal und zweimal leſen durfte, das vergeſſe ich niemals. Pythia ſagte:

‚Was dir das Teuerſte war und das Höchſte, du wirſt es verlieren;
Und von olympiſchen Höh'n ſteigſt du zum Staube herab;
Aber der prüfende Blick entdeckt unter fliegendem Sande
Dauerndes Quadergebäu, Marmor und felſigen Grund.‘

Du haſt gut gewählt, Mädchen; das Orakel verbürgt Dir eine Wanderung auf feſter Bahn durch das Leben. Was den Staub angeht, von dem es redet, ſo iſt er ja in gewiſſem Sinne vorhanden; dieſe Hand aber führt einen Beſen, der ihn fortzufegen vermag. Für das Dekret, das eurer Ehe zuſtimmt, die das Geſetz wegen des Unterſchiedes eurer Herkunft verbieten möchte, trage ich Sorge. Feiert in Alexandria, ſobald ihr wollt, die Hochzeit; dann aber zieht ihr nach Rom. — Das iſt die Bedingung, die ich euch ſtelle. Es lag mir immer am Herzen, dem Ritterſtand neue, würdige Mitglieder zuzuführen; denn nur ſo kann es gelingen, ſein geſunkenes Anſehen wieder zu heben. Dieſer Ring macht Dich zum Ritter, mein Pontius, und für einen Mann wie Du, für den Gatten Balbillas und den Freund des Kaiſers, findet ſich wohl auch ſpäter ein Sitz im Senate. Was ſich mit Quadern und Marmor in unſerer Zeit herſtellen läßt, das zeige beim Bau meines Grabmals. Haſt Du den Plan für die Brücke geändert?“

Dreiundzwanzigſtes Kapitel.

In Alexandria war die Kunde von der Ernennung des „falſchen Eros“ zum Nachfolger des Kaiſers mit Jubel aufgenommen worden, und wiederum benutzten die Bürger dieſe günſtige Gelegenheit, um ein Feſt auf das andere folgen zu laſſen.

Titianus trug Sorge, daß die üblichen Gnadenakte zur Ausführung kamen, und ſo öffnete ſich auch das Gefängnis von Kanopus, und der Bildhauer Pollux wurde freigelaſſen.

Der unglückliche Künſtler war in der Gefangenſchaft wohl bleich geworden, doch weder abgemagert, noch körperlich entkräftet; dagegen ſchien die Friſche ſeines Gemüts, ſein froher Lebensmut und freudiger Schaffensdrang völlig gebrochen.

Auf ſeinen Zügen malte ſich, während er in dem zerriſſenen und beſchmutzten Chiton von Kanopus nach Alexandria wanderte, weder lebhafte Dankbarkeit für das unerwartete Geſchenk der Freiheit, noch Freude über die Ausſicht, die Seinen und Arſinoe bald wieder zu finden.

In der Stadt ging er, teilnahmlos vor ſich hinbrütend, von einer Straße in die andere, aber er kannte

seine Heimat genau, und seine Füße fanden den Weg zu dem Hause der Schwester.

Wie freute sich Diotima, wie jubelten ihre Kinder, wie ungeduldig zeigte sich jedes, ihn zu den Alten zu führen! Wie hoch sprangen vor dem neuen Häuschen Euphorions die Grazien zu dem Heimkehrenden hinan!

Und Doris, der armen Doris vergingen vor freudigem Schreck die Sinne, und ihr Gatte mußte sie in den langen Armen auffangen, als ihr verschwundener und doch nie verloren gegebener Liebling plötzlich vor ihr stand und gelassen sagte: „Da bin ich.“

Und wie zärtlich herzte und küßte die Alte sodann den guten, bösen, endlich zurückgekehrten Flüchtling!

Auch der Sänger gab seiner Freude in Versen und Prosa lebendigen Ausdruck und holte sein schönstes Theatergewand aus der Truhe, um den zerrissenen Chiton seines Sohnes damit zu vertauschen.

Ein kräftiger Strom von Verwünschungen und Flüchen floß ihm von den Lippen, als Pollux nun seine Geschichte erzählte.

Man machte es dem Bildhauer schwer, sie zu Ende zu bringen; denn der Vater unterbrach ihn bei jedem Worte, und die Mutter zwang ihn während des Redens unaufhörlich zu essen und zu trinken, auch noch, als er nicht mehr konnte.

Nachdem er längst versichert hatte, daß er satt sei, schob sie zwei neue Töpfe ans Feuer; denn er mußte ja im Gefängnis ausgehungert sein, und wenn er jetzt auch schnell gesättigt war, stellte der rechte Hunger sich vielleicht nachher um so kräftiger ein.

Euphorion führte Pollux am Abend selbst ins Bad

und wich ihm auch nach ihrer gemeinſamen Heimkehr nicht von der Seite.

Das Bewußtſein, ihn in ſeiner Nähe zu wiſſen, that ihm gut wie eine angenehme körperliche Empfindung.

Der Sänger war ſonſt nicht neugierig; heute aber hörte er nicht auf zu fragen, bis die Mutter ihren Sohn zu dem friſch gerüſteten Bett führte.

Nachdem der Künſtler ſich niedergelegt hatte, trat die Alte noch einmal in ſeine Kammer, küßte ihm die Stirn und ſagte:

„Heute dachteſt Du noch zu viel an den gräßlichen Kerker; morgen aber, mein Junge, nicht wahr, morgen biſt Du wieder der Alte?“

„Laß nur, Mutter, es wird ſchon beſſer,“ verſetzte er dankbar. „Solches Bett iſt ein Schlaftrunk; das Holz im Gefängnis war anders.“

„Nach Deiner Arſinoe frugſt Du noch gar nicht,“ bemerkte Doris.

„Was ſoll ich mit ihr? Jetzt laß mich ſchlafen.“

Am folgenden Morgen zeigte ſich Pollux ebenſo wie am vergangenen Abend, und mehrere Tage lang blieb ſein Zuſtand unverändert der gleiche.

Er hing den Kopf, ſprach nur, wenn man ihn fragte, und ſo oft Doris oder Euphorion auch verſuchten ihm von der Zukunft zu reden, frug er: „Bin ich euch läſtig?“ oder bat: „Ihr ſollt mich nicht quälen.“

Dabei war er freundlich, nahm die Kinder der Schweſter auf den Arm, ſpielte mit den Grazien, pfiff den Vögeln etwas vor, ging auf und nieder und ſtand bei der Mahlzeit tapfer ſeinen Mann. Dann und wann fragte er auch wieder nach Arſinoe. Einmal ließ er ſich

auch zu ihrer Wohnung führen, indes pochte er nicht an die Thür Paulinas, und schien sich vor dem stattlichen Hause zu fürchten.

Nachdem er eine Woche unthätig und so schlaff und arbeitsscheu dahingedämmert war, daß sich das Herz seiner Mutter, wenn sie ihn anschaute, mit tiefer Besorgnis erfüllte, kam sein Bruder Teuker auf einen glücklichen Gedanken.

Der junge Steinschneider war sonst kein häufiger Gast im Hause der Eltern; doch seit der Heimkehr des armen Pollux besuchte er sie beinahe täglich.

Seine Lehrzeit war vorüber, und er schien auf dem Wege, ein großer Meister in seiner Kunst zu werden. Dennoch schätzte er die Begabung des Bruders viel höher als die eigene und hatte auf Mittel gesonnen, den entschlummerten Schaffenstrieb des Unglücklichen neu zu erwecken.

„An diesem Tische," erklärte Teuker der Mutter, „pflegt Pollux zu sitzen. Heut abend bring' ich einen Klumpen Thon und ein gutes Stück Wachs. Das alles stellst Du auf die Tafel und legst seine Werkzeuge daneben. Wenn er sie sieht, bekommt er vielleicht wieder Lust zur Arbeit. Entschließt er sich, auch nur ein Püppchen für die Kinder zu formen, so kommt er schon wieder in Zug, und nach dem Kleinen geht er zu Größerem über."

Teuker brachte die versprochenen Dinge, Doris stellte sie auf den Tisch, legte die Werkzeuge daneben und wartete am folgenden Morgen hochklopfenden Herzens auf das Verhalten des Sohnes.

Wie immer seit seiner Heimkehr stand er auch heute spät auf und blieb lange vor der Suppenschüssel sitzen,

die die Mutter zum Frühmahl aufgetragen hatte. Dann ſchlenderte er an einen Tiſch, blieb vor ihm ſtehen, nahm ein Stückchen Thon in die Hand, zerwirbelte es zwiſchen den Fingern zu Kugeln und Walzen, führte eine davon den Augen näher, um ſie genau zu betrachten, warf ſie dann auf die Erde und ſagte, indem er beide Hände auf die Tafel ſtützte und ſich weit zu der Mutter vorbeugte:

„Ihr wollt, daß ich wieder arbeite; aber es geht nicht; ich bringe doch nichts zu ſtande.“

Der alten Frau traten Thränen in die Augen, doch erwiderte ſie ihm nichts.

Am Abend bat Pollux ſie, die Werkzeuge fortzulegen.

Nachdem er zur Ruhe gegangen war, that ſie es, und während ſie in der dunklen Kammer, in der ſie das Gerät mit allerlei unnützen Dingen aufbewahrt hatte, umherleuchtete, fiel ihr Blick auf das begonnene Wachsmodell, die letzte Arbeit ihres unglücklichen Sohnes.

Da kam ihr ein neuer Gedanke.

Sie rief Euphorion, ließ ihn den Thon in den Hof werfen und das Modell neben das Wachs auf den Tiſch ſtellen.

Sie ſelbſt legte genau dieſelben Inſtrumente, die er an dem verhängnisvollen Tage ihrer Vertreibung von der Lochias gebraucht hatte, neben das ſchön angelegte Bildwerk, und bat ihren Gatten, mit ihr in aller Frühe das Haus zu verlaſſen und bis Mittag auszubleiben.

„Gib acht,“ ſagte ſie, „wenn er ſeinem letzten Werke gegenüberſteht und keiner ihn ſtört oder ihm zuſchaut, findet er die Enden der zerſchnittenen Fäden wieder, und vielleicht gelingt es ihm, ſie aufzunehmen und die Arbeit fortzuſpinnen, in der man ihn unterbrach.“

Das Mutterherz hatte das Rechte getroffen.

Als Pollux die Suppe gegessen hatte, trat er genau wie gestern an den Tisch; doch der Anblick seiner letzten Arbeit wirkte ganz anders auf ihn als der des Thons und des Wachses.

Die Augen erhellten sich ihm. Mit prüfenden Blicken ging er um den Tisch herum und betrachtete sein Werk so aufmerksam, so gespannt, als sähe er etwas besonders Schönes zum erstenmale.

Erinnerungen wurden in ihm lebendig. Laut lachte er auf, schlug in die Hände und murmelte vor sich hin: „Prachtvoll! Aus dem Dinge da kann etwas werden.“

Das matte Wesen wich von ihm, ein zuversichtliches Lächeln trat ihm auf die Lippen, und diesmal griff er fest in das Wachs.

Aber er begann nicht sogleich mit der Arbeit; er prüfte nur, ob er noch Kraft in den Fingern habe und ob der bildsame Stoff geneigt sei, sich seinem Willen zu fügen.

Das Wachs ließ sich nicht weniger gehorsam von ihm biegen und dehnen als in früheren Tagen.

Dann war auch vielleicht die Angst, die ihm das Leben verdarb, die Furcht, daß er im Kerker aufgehört ein Künstler zu sein und daß er das alte tüchtige Können eingebüßt habe, nichts als ein thörichter Wahn!

Versuchen mußte er wenigstens, ob es mit dem Schaffen noch ging.

Niemand war da, der ihn beobachten konnte, und so mochte denn das Wagnis beginnen.

Heller Angstschweiß perlte ihm auf der Stirn, als er endlich seine Willenskraft fest zusammennahm, die Locken zurückwarf und mit beiden Händen ein großes Stück Wachs ergriff.

Da ſtand die Antinousſtatue mit ihrem halb vollendeten Kopfe.

Ob es ihm wohl noch gelingen konnte, dies ſchöne Haupt aus freier Hand nachzubilden?

Sein Atem wehte ſchneller, die Finger zitterten ihm, als er mit der Arbeit begann.

Bald gewannen die Hände die alte Ruhe zurück, der Blick ſeiner Augen wurde wieder ſcharf und ſtätig, und das Werk ſchritt vorwärts.

Das ſchöne Antlitz des Bithyniers ſtand ihm mit greifbarer Deutlichkeit vor Augen, und als vier Stunden ſpäter ſeine Mutter in das Fenſter ſchaute, um zu ſehen, was Pollux treibe und ob ihr Anſchlag gelungen, — da ſchrie ſie laut auf vor freudiger Ueberraſchung; denn ähnlich in jedem Zuge ſtand das Haupt des Günſtlings neben dem begonnenen Modell.

Bevor ſie noch die Schwelle überſchritten hatte, ſtürzte der Sohn ihr entgegen, hob ſie zu ſich empor, küßte ihr die Stirn und den Mund und rief ſtrahlend vor Glück:

„Mutter, ich kann doch noch ſchaffen; Mutter, Mutter, ich bin nicht verloren!“

Am Nachmittag kam der Bruder des Bildhauers und ſah, was Pollux gemacht.

Nun erſt konnte Teuker ſich recht des Wiedergefundenen freuen.

Während die beiden Künſtler zuſammenſaßen und der Steinſchneider dem Bildhauer, der über das ſchlechte Licht im Hauſe der Eltern klagte, vorſchlug, ſeine Statue in der hellen Werkſtätte ſeines Meiſters zu vollenden, ſtieg Euphorion ſtill in den hinterſten Grund ſeines Vorrats-

ſchuppens und brachte eine Amphora mit edlem Wein von Chios ans Licht, die ihm von einem reichen Kaufherrn geſchenkt worden war, für deſſen Hochzeit er einem Jünglingschor den Hymenäus einſtudirt hatte. Zwanzig Jahre lang verwahrte er ſchon dieſen Krug für ein beſonders glückliches Ereignis. Er und ſeine beſte Laute waren die einzigen Gegenſtände, die Euphorion mit eigener Hand von der Lochias zu ſeiner Tochter und dann in ſein neues Häuschen getragen hatte.

Würdevoll und ſtolz ſtellte der Sänger die alte Amphora vor ſeine Söhne; Doris aber bedeckte ſie ſchnell mit den Händen und ſagte:

„Ich gönne euch wahrhaftig die gute Gabe und tränke auch gern einen Becher mit euch; aber ein kluger Feldherr feiert kein Siegesfeſt vor der gewonnenen Schlacht. Sobald die Statue des ſchönen Burſchen fertig iſt, bekränze ich ſelbſt den ehrwürdigen Krug mit Epheu und bitte Dich, ihn uns zu gönnen, mein Alter; doch — es iſt gut ſo — nicht eher!“

„Die Mutter hat recht,“ rief Pollux. „Die Amphora iſt nun einmal für mich beſtimmt, und wenn ihr es erlaubt, ſo reißt der Vater ihr erſt das ſchwarze Pechhaar vom Kopfe, wenn mir meine Arſinoe wieder gehört.“

„Recht ſo, mein Junge!“ fiel ihm Doris ins Wort. „Dann aber bekränz' ich nicht nur den Krug, ſondern uns alle mit lauter duftenden Roſen.“

Am nächſten Tage ging Pollux mit dem begonnenen Modell in die Werkſtätte des Meiſters ſeines Bruders.

Der würdige Künſtler räumte dem Bildhauer den beſten Platz ein; denn er ſchätzte ihn hoch und meinte, das Unrecht, das dem armen jungen Manne durch den

nichtswürdigen Papias zugefügt worden war, ſo weit es an ihm lag, gutmachen zu ſollen.

Vom Aufgang der Sonne bis der Abend ſich neigte war Pollux nun bei der Arbeit.

Mit wahrer Leidenſchaft gab er ſich der neu erwachenden Schaffensfreude hin. Statt des Wachſes bediente er ſich des Thons und bildete eine hohe Figur, die Antinous als jungen Bacchus darſtellte, wie er den Seeräubern erſchienen. Ein langer, faltiger Mantel floß ihm leicht von der linken Schulter bis zu den Knöcheln nieder und ließ die runde, ſchön gewölbte Bruſt und den rechten Arm völlig frei. Weinlaub und Trauben ſchmückten ihm das reiche Lockenhaar und ein Pinienapfel krönte ihm, einer Flamme vergleichbar, den Scheitel. Der linke Arm war in anmutiger Biegung erhoben. In den leicht gekrümmten Fingern ſpielte der hohe Thyrſusſtab, der ſich auf den Boden ſtützte und das herrliche Haupt des neuen Gottes überragte. Halb von dem Mantel verborgen ſtand neben dieſer unvergleichlichen Jünglingsgeſtalt ein prächtiger Weinkrug.

Eine Woche lang hatte Pollux, ſo lange es Tag war, ſich ſeiner Aufgabe mit allem Fleiß und Eifer hingegeben. Bevor die Nacht anbrach, pflegte er die Arbeit abzuſchließen und vor dem Haus Paulinas auf und nieder zu gehen; einſtweilen unterließ er es jedoch, an die Thür zu klopfen und nach der Geliebten zu fragen. Er wußte von der Mutter, wie ängſtlich ſeine Braut vor ihm und den Seinen behütet wurde; die Strenge der Chriſtin hätte den Künſtler indeſſen wahrlich nicht gehindert, den Verſuch zu wagen, ſich ſeines teuerſten Beſitzes zu bemächtigen. Was ihn abhielt, ſich jetzt Arſinoe auch

nur zu nähern, war das Gelübde, das er ſich ſelbſt gegeben, ſie nicht eher aus ihrer neuen, ſicheren Heimat zu locken, als bis er die feſte Ueberzeugung gewonnen, immer noch ein Künſtler, ein rechter Künſtler zu ſein, der hoffen konnte, Großes zu ſchaffen, und es wagen durfte, das Geſchick eines geliebten Weſens an ſein Daſein zu ketten.

Als er am Morgen des achten Arbeitstages ein wenig ausruhte, trat der Meiſter ſeines Bruders vor das fortſchreitende Werk und rief, nachdem er es lange betrachtet:

„Herrlich, herrlich; unſere Zeit ſchuf, mein' ich, nichts Gleiches.“

Eine Stunde ſpäter ſtand Pollux vor dem Stadthauſe Paulinas und ließ den Klopfer kräftig auf die Thür fallen.

Der Hausmeiſter öffnete ihm und fragte nach ſeinem Begehr. Er verlangte Frau Paulina zu ſprechen; doch ſie war nicht zu Hauſe.

Dann fragte der Bildhauer nach Arſinoe, der Tochter des Keraunus, die bei der Witwe Aufnahme gefunden.

Der alte Diener ſchüttelte das Haupt und ſagte:

„Die Herrin läßt ſie verfolgen. Seit geſtern abend iſt ſie verſchwunden. Ein undankbares Geſchöpf! Schon mehrmals hatte ſie zu entwiſchen verſucht.“

Der Künſtler lachte, ſchlug dem Hausmeiſter auf die Schulter und rief:

„Ich finde ſie ſchon!“

Dabei ſprang er auf die Straße und eilte zu den Eltern zurück.

Arſinoe hatte viel Gutes im Hauſe Paulinas erfahren, aber auch manche ſchlimme Stunde in ihm verlebt.

Monatelang war ſie des Glaubens geweſen, ihr Geliebter ſei umgekommen.

Pontius hatte ihr mitgeteilt, Pollux sei verschwunden, und ihre Wohlthäterin pflegte von ihm nur wie von einem Verstorbenen zu reden.

Das arme Kind hatte ihm manche Thräne nachgeweint. Als die Sehnsucht, mit jemand, der ihn lieb gehabt, über ihn zu reden, sie endlich übermannt hatte, bat sie Paulina, ihr zu gestatten, seine Mutter besuchen oder doch Frau Doris zu sich bescheiden zu dürfen.

Aber die Witwe befahl ihr, jeden Gedanken an den Götzenbildner und seinen Anhang aufzugeben und sprach mit Verachtung von der Thorhütersfrau.

Gerade in dieser Zeit verließ auch Selene die Stadt; und nun wuchs die Sehnsucht, die alten Freunde wiederzusehen, in dem vereinsamten Mädchen bis zur Leidenschaft an.

Eines Tages folgte sie dem Drange ihres Herzens und schlich sich auf die Straße, um Doris aufzusuchen. Aber der Pförtner, dem Paulina den Auftrag gegeben, ihr den Ausgang aus dem Thor niemals ohne ihre besondere Erlaubnis zu gestatten, bemerkte sie und führte sie nicht nur dies einemal, sondern auch bei mehreren späteren Fluchtversuchen zu der Pflegemutter zurück.

Es war nicht allein die Sehnsucht nach einem Gespräch über Pollux, die Arsinoe den Aufenthalt in ihrem neuen Heim unerträglich machte, sondern noch mancher andere Grund.

Sie fühlte sich wie eine Gefangene, und sie war es in der That; denn nach jedem Fluchtversuche erlitt die Freiheit ihrer Bewegungen größere Beschränkung.

Zwar hatte sie bald verlernt, sich geduldig in alles, was von ihr verlangt wurde, zu fügen, und sie war

ſogar ihrer Pflegemutter oft mit heftigen Worten, Thränen und Verwünſchungen entgegengetreten; aber dieſe unerfreulichen Auftritte, die ſtets mit der Verſicherung Paulinas, daß ſie ihr vergebe, ein Ende nahmen, hatten ſtets lange Pauſen in den Spazierfahrten und mancherlei kleine Kränkungen zur Folge gehabt.

Arſinoe begann ihre Wohlthäterin und alles, was von ihr ausging, zu haſſen. Auch die Unterrichts- und Gebetszeiten, denen ſie ſich nicht entziehen konnte, wurden für ſie zu wahren Marterſtunden. Bald verwechſelte ſie die Lehre, für die ſie gewonnen werden ſollte, mit derjenigen, die ſie ihr aufdrängen wollte, und verſchloß ihr trotzig das Herz.

Der Biſchof Eumenes, der im Frühling zum Patriarchen der alexandriniſchen Chriſten erwählt worden war, beſuchte ſie im Sommer, während Paulina das Landhaus bewohnte, häufiger als ſonſt. Ihre Pflegemutter glaubte zwar, daß ſie ſeiner Hilfe entbehren und ihre Aufgabe allein zu Ende führen könne und müſſe; der würdige Greis hatte indes dem armen, ſchlecht geleiteten Kinde ſeine Teilnahme zugewandt und ſuchte es zu beruhigen und ihm das Ziel, zu dem Paulina es führen wollte, in ſeiner ganzen Schönheit zu zeigen.

Nach ſolchen Geſprächen wurde Arſinoe weich und fühlte ſich geneigt zu glauben und Gott und Chriſtus zu lieben; — ſobald die Pflegemutter ſie aber wieder in das Lehrzimmer rief und ihr dieſelben Dinge in ihrer Weiſe vortrug, ſchnürte ſich das Herz der Jungfrau zuſammen, und wenn ſie beten ſollte, erhob ſie zwar die Hände, doch betete ſie ſchon aus Trotz nur zu den helleniſchen Göttern.

Manchmal wurde Paulina von heidnischen Frauen in reichem Putze besucht, und ihr Anblick erinnerte Arsinoe immer an frühere Tage. Wie arm war sie damals gewesen; und doch hatte sie immer ein blaues oder rotes Band besessen, um das Haar damit zu durchflechten und den Peplos zu umsäumen.

Jetzt durfte sie nur noch weiße Gewänder tragen, und auch der ärmlichste bunte Schmuck, um die Locken oder das Kleid zu verzieren, wurde ihr streng entzogen. Solch eitler Tand, pflegte Paulina zu sagen, sei gut für die Heiden, der Herr sähe nicht auf den Leib, sondern in die Herzen.

Ach — das arme Herz des unglücklichen Kindes konnte dem Vater im Himmel wahrlich keinen erfreulichen Anblick gewähren; denn es tobten darin Haß und Ueberdruß, Kummer, Ungeduld und Lästerung von früh bis zum Abend.

Dies junge Gemüt war gewiß für Liebe und Frohsinn geschaffen, und dennoch hatten beide es trauernd verlassen.

Aber Arsinoe hörte nicht auf, sich nach beiden zu sehnen.

Als der November begann und ihr beim Umzug in das Stadthaus ein neuer Fluchtversuch mißglückt war, versuchte Paulina sie damit zu strafen, daß sie vierzehn Tage lang kein Wort mit ihr sprach und auch den Sklavinnen verbot, mit ihr zu reden.

In diesen Wochen war das gesprächige Griechenkind der Verzweiflung nahe, ja es kam ihm ernstlich der Gedanke, auf das Dach zu fliehen und sich in den Hof zu stürzen. Aber Arsinoe hing zu fest am Leben, um diesen gräßlichen Vorsatz zur Ausführung zu bringen. Am

erſten Dezember ſprach Paulina wieder mit ihr, verzieh ihr wie immer in einer langen, gütigen Rede ihren Undank und nannte ihr die Zahl der Stunden, die ſie im Gebet für ihre Beſſerung und Erleuchtung zugebracht habe.

Paulina ſagte die Wahrheit, indeſſen doch nur die halbe; denn ſie hatte niemals die rechte Liebe für Arſinoe empfunden und ſah ſie längſt mit Abneigung kommen und gehen; doch ſie brauchte ihre Bekehrung, damit durch ſie der heißeſte Wunſch ihres Herzens Erfüllung fände.

Um der Seligkeit ihrer verſtorbenen Tochter, nicht um der widerſpenſtigen Hausgenoſſin willen flehte ſie um ihre Erleuchtung, ließ ſie nicht nach in der Bemühung, das verſtockte Herz ihres Pfleglings dem Glauben zu öffnen.

Am Nachmittag, der dem Morgen vorausging, an dem Pollux endlich an die Pforte der Chriſtin klopfte, ſchien die Sonne beſonders hell, und Paulina hatte dem Pfleglinge mit ihr auszufahren geſtattet.

Bei einer chriſtlichen Familie, die am Ufer des mareotiſchen Sees wohnte, hatten ſie ſich längere Zeit aufgehalten, und ſo war es gekommen, daß ihre Heimkehr ſich bis zum Abend verſpätet.

Arſinoe hatte längſt gelernt, während ſie ſcheinbar zu Boden blickte, aus der Kutſche zu ſchauen und alles zu ſehen, was ſich an ihnen vorbei bewegte. Als der Wagen nun in ihre Straße eingebogen war, hatte ſie von fern einen großen Mann bemerkt, der ihrem vielbeweinten Pollux gleich ſah.

Tief atmend hatte ſie die Augen auf ihn geheftet und ſich Zwang anthun müſſen, um nicht laut aufzuſchreien; denn er und kein anderer war es, der dort langſam die Straße hinabging. Sie konnte ſich nicht

irren, — hatten doch die Fackeln zweier Sklaven, die einer Sänfte vorangingen, ihn hell beleuchtet.

Er war nicht verloren, er lebte, er suchte sie!

Am liebsten hätte sie laut aufgejubelt vor Wonne, doch sie hatte sich nicht geregt, bis der Wagen Paulinas vor ihrem Hause still gestanden war.

Wie immer hatte der Pförtner sich beeilt, um der Herrin beim Aussteigen aus der hochgebauten Rheda zu helfen. Jetzt wandte Paulina Arsinoe den Rücken, und im gleichen Augenblick war sie aus der entgegengesetzten Seite der bedeckten Kutsche gesprungen und die Straße hinuntergeeilt, in der sie den Geliebten gesehen.

Bevor ihre Pflegemutter ihr Verschwinden bemerken konnte, befand sich die Fliehende mitten unter den Tausenden, die zur Zeit des Feierabends aus den Werkstätten und Fabriken nach Hause strömten.

Die Sklaven Paulinas, die sogleich ausgesandt wurden, um den Flüchtling zu fangen, mußten diesmal unverrichteter Sache heimkehren; aber auch Arsinoe wollte es nicht gelingen, den Wiedergekehrten, den sie aus den Augen verloren, zu finden.

Eine Stunde lang schaute sie vergeblich nach ihm aus. Dann sah sie ein, daß ihr Suchen erfolglos sein würde und fragte sich, wie sie an das Haus seiner Eltern gelangen könnte. Lieber als zu ihrer Wohlthäterin zurückzukehren, hätte sie sich zu den Obdachlosen gestellt, die unter den Vorhallen der Tempel auf hartem Marmor die Nacht verbrachten.

Zuerst hatte sie sich glücklich im Besitz der neu erworbenen Freiheit gefühlt; als ihr aber kein Vorübergehender zu sagen vermochte, wo der Sänger Euphorion

wohnte, und junge Männer ihr folgten und ihr freche Worte zuriefen, trieb sie die Angst eine Straße hinunter, die in das Bruchium führte.

Die Verfolger hatten sie noch nicht verlassen, als eine von Lictoren und vielen Fackelträgern begleitete Sänfte an ihr vorüberzog.

Frau Julia, die gütige Gattin des Statthalters, saß in ihr. Arsinoe erkannte sie sofort, folgte ihr und gelangte zugleich mit ihr an die Pforte der Präfektur.

Während die Matrone ausstieg, bemerkte sie das Mädchen, das sich bescheiden, doch mit bittend erhobenen Händen zur Seite ihres Weges hingestellt hatte.

Julia begrüßte das anmutige Geschöpf, für das sie schon einmal mütterlich gesorgt, mit herzlicher Teilnahme, winkte Arsinoe zu sich heran, hörte ihr lächelnd zu, als sie um Unterkunft für die Nacht bat, und führte sie froh gestimmt zu dem Gatten.

Titianus war leidend, aber er freute sich, die schöne Tochter des unglücklichen Palastverwalters wieder zu sehen, hörte die Geschichte ihrer Flucht mit manchem Zeichen der Mißbilligung, aber doch gütig an und äußerte das lebhafteste Vergnügen, als er erfuhr, daß der Bildhauer Pollux noch unter den Lebenden weilte.

Das hohe, reich verzierte Bett in einem Fremdenzimmer der Präfektur hatte manchen vornehmeren Gast, aber keinen beherbergt, der sich an schöneren Träumen erfreut hätte, als der arme, elternlose junge Flüchtling, der gestern noch unter Thränen entschlummert.

Vierundzwanzigſtes Kapitel.

Arſinoe erhob ſich am folgenden Morgen frühzeitig und ging dann, verlegen und beunruhigt von dem Glanze, der ſie umgab, in ihrem Zimmer auf und nieder und dachte an Pollux. Dann freute ſie ſich an ihrem Bilde, das ihr der große Spiegel zeigte, den ſie auf dem Putztiſche fand, und dazwiſchen verglich ſie die Polſter in der Präfektur mit denen Paulinas, indem ſie ſich auf ihnen ausſtreckte. Sie fühlte ſich wieder gefangen, aber diesmal ließ ſie ſich den Kerker gefallen, und wenn Sklaven an ihrem Gemache vorbeigingen, eilte ſie an die Thür, um zu lauſchen; denn es war ja möglich, daß Titianus Pollux zu ſich beſchieden und ihm geſtattet hatte, ſie zu begrüßen. Endlich trat eine Sklavin ein, überbrachte ihr freundlich das Frühmahl und bat ſie in Julias Namen, ſich die Blumen und Vogelhäuſer im Garten anzuſehen, bis ſie ſie aufſuchen werde.

Titianus hatte in der Frühe die Nachricht erhalten, daß Antinous im Nil den Tod geſucht und gefunden und war durch ſie tief erſchüttert worden, weniger um des unglücklichen Jünglings ſelbſt, als um des Kaiſers willen.

Nachdem er ſeinen Beamten Befehl gegeben, dem

Volke die Trauerkunde mitzuteilen und die Bürger zum öffentlichen Ausdruck ihrer Teilnahme an dem Schmerz des Herrschers aufzufordern, empfing er den Patriarchen Eumenes.

Dieser würdige Greis gehörte seit den Verhandlungen, die er mit ihm über das Dankgebet der Christen nach der Rettung des Kaisers geführt hatte, zu den bevorzugten Freunden des hohen Paares.

Der Präfekt sprach mit dem Patriarchen über die unheilvollen Wirkungen, die der Tod des jungen, durch keine Gabe des Geistes ausgezeichneten Mannes auf den Kaiser und somit auch auf die Regierung des Reiches zu üben drohte.

„Wenn Hadrian," sagte Titianus, „dem rastlosen Hirn sonst eine Stunde der Ruhe gönnen und sich von Enttäuschung und Verdruß, von schwerer Arbeit und Sorge, an denen sein Leben überreich ist, erholen wollte, zog er mit dem rüstigen Jüngling auf die Jagd oder er fand doch den schönen, gutherzigen Gesellen in seinem Gemache. Da erfreute der Anblick des Bithyniers sein Künstlerauge, und wie gut hat es Antinous verstanden, ihm sinnend, bescheiden, verschwiegen zuzuhören. Hadrian liebte ihn wie den eigenen Sohn, und der Verstorbene hing dafür mit mehr als kindlicher Treue an dem Gebieter. Sein Tod hat das bewiesen. Einmal sagte mir der Kaiser selbst: ‚Mitten im Getümmel des wachen Lebens ist es mir, wenn Antinous mir begegnet, zu Sinne, als stellte sich mir ein schöner Traum verkörpert vor die Augen.'"

„Der Schmerz des Kaisers, ihn verloren zu haben, muß groß sein," bemerkte der Patriarch.

„Und dieser Verlust wird sein grübelndes, ernstes Wesen verdüstern, sein unruhiges Denken und Treiben unstäter machen, sein Mißtrauen und seine Empfindlichkeit steigern."

„Und die Umstände, unter denen Antinous starb," fügte der Patriarch hinzu, „werden seinem Hang zum Aberglauben neue Nahrung geben."

„Das ist zu befürchten. Wir gehen keinen glücklichen Tagen entgegen. Der Aufstand, der sich in Judäa erhebt, wird wieder Tausende von Menschenleben kosten."

„Wäre es Dir doch vergönnt gewesen, die Leitung dieser Provinz auf Dich zu nehmen!"

„Du weißt, wie es mit mir bestellt ist, würdiger Mann. In schlimmen Tagen bin ich nicht fähig, einen Gedanken zu fassen und die Lippen zu regen. Wenn sich die Atemnot steigert, ist mir wie einem Erstickenden zu Mute. Viele Jahrzehnte stellte ich Körper und Geist willig dem Staat zur Verfügung; jetzt aber fühle ich mich berechtigt, die geschwächte Kraft, die mir bleibt, auf andere Dinge zu richten. Ich und mein Weib gedenken auf unser Gut am Lariussee zu ziehen und wollen dort versuchen, ob es mir und ihr gelingen wird, uns des Heiles würdig zu machen und die Wahrheit recht zu erfassen, die Du uns zeigtest. Da bist Du, Julia! Wir beide dachten, als der Entschluß in uns reifte, aus der Welt zu entfliehen, mehr als einmal an das Wort des jüdischen Weisen, mit dem Du uns neulich beschenktest: Als der Engel Gottes die ersten Menschen aus dem Paradiese vertrieb, da sagte er: ‚Von nun an sei euer Herz euer Paradies.' Wir kehren den Genüssen der großen Städte den Rücken . . ."

„Und wir thun es ohne Bedauern," fiel Julia dem Gatten ins Wort; „denn wir tragen ja den Keim zu ungeſtörterem, reinerem und dauerhafterem Glücke in uns."

„Amen," rief der Patriarch. „Wo zwei, wie ihr, bei einander wohnen, da iſt der Herr der Dritte im Bunde."

„Gib uns Deinen Schüler Marcianus mit auf die Reiſe," bat Titianus.

„Gern," entgegnete Eumenes. „Darf er euch nach mir beſuchen?"

„Nicht gleich," entgegnete Julia. „Heute morgen liegt es mir ob, ein wichtiges und dabei heiteres Geſchäft zu verrichten. Du kennſt Frau Paulina, die Witwe des Pudens. Sie hatte ein ſchönes, junges Weſen bei ſich aufgenommen."

„Und Arſinoe iſt ihr entlaufen."

„Wir haben ſie bei uns beherbergt," unterbrach ihn Titianus. „Ihrer Pflegemutter ſcheint es mißlungen zu ſein, ſie an ſich zu feſſeln und glücklich auf ihr Gemüt einzuwirken."

„Ja," verſetzte der Patriarch. „Es gab für den Schrein ihres vollen und heiteren Herzens nur einen Schlüſſel, ‚die Liebe', Paulina aber verſuchte, ihn mit Zwang und unvorſichtig-dringlichem Treiben zu ſprengen. Er blieb uneröffnet, und das Schloß wurde verdorben. — Doch darf ich fragen? Wie kommt das Mädchen in euer Haus?"

„Das erzähl' ich Dir ſpäter; wir kennen ſie nicht erſt ſeit geſtern," erwiderte Titianus.

„Und ich gehe jetzt hin und führe ſie ihrem Bräutigam zu!" rief die Präfektin.

„Paulina wird sie von euch zurückverlangen," bemerkte der Patriarch. „Sie läßt sie überall suchen, diese Jungfrau aber wird indes nie und nimmer unter ihrer Leitung gedeihen."

„Hat die Witwe Arsinoe in aller Form adoptirt?" frug Titianus.

„Nein, sie hatte im Sinn, es zu thun, sobald sich ihr Pflegling . . ."

„Der Wille ist vor dem Gesetze nichts, und so kann ich denn unsern schönen Gast vor ihr schützen."

„Ich hole ihn!" rief die Matrone. „Die Zeit ist dem armen Kinde gewiß schon recht lang geworden. Willst Du mich begleiten, Eumenes?"

„Gern," antwortete der Greis. „Ich und Arsinoe sind gute Freunde, ein versöhnliches Wort von mir wird ihr gut thun, und mein Segen kann wohl auch der Heidin nicht schaden. Leb wohl, Titianus, die Diakonen warten."

Als Julia mit ihrer Schutzbefohlenen in den Männersaal zurückkehrte, hatte diese Thränen im Auge; denn die guten Worte des verehrten Greises waren ihr zu Herzen gegangen, und sie wußte wieder, daß sie von Paulina nicht nur Schlimmes, sondern auch Gutes erfahren.

Die Matrone fand den Gatten nicht mehr allein. Der reiche Plutarch war mit seinen beiden Stützen bei ihm und bot heute in schwarzen Gewändern, die statt mit bunten, mit lauter weißen Blumen geschmückt waren, einen ganz absonderlichen Anblick.

Der alte Herr sprach sehr eifrig.

Sobald er Arsinoe wahrnahm, unterbrach er indes

die Rede, ſchlug in die Hände und zeigte ſich ganz erregt vor Vergnügen, die ſchöne Roxane wiederzuſehen, für die er einmal vergebens zu allen Goldarbeitern der Stadt herumgefahren ſei.

„Aber," rief Plutarch mit jugendlichem Eifer, „aber ich bin es müde, den Schmuck für Dich aufzubewahren. Es ſtehen genug unnötige Dinge bei mir herum. Er gehört Dir, nicht mir, und heute noch ſchicke ich ihn der edlen Frau Julia, damit ſie ihn Dir anlegt. Gib mir die Hand, liebes Mädchen. Du biſt blaſſer, aber voller geworden. Was meinſt Du, Titianus: ſie würde noch heute für die Roxane taugen; nur müßte Deine Gemahlin ſich wieder um ihre Kleider bekümmern. Ganz weiß, kein Bändchen im Haar, — wie eine Chriſtin!"

„Ich kenne Einen, der es verſtehen wird, dieſe weichen Locken kleidſam zu ſchmücken," entgegnete Julia. „Sie iſt die Braut des Bildhauers Pollux."

„Pollux!" rief Plutarch in großer Erregung. „Schiebt mich vorwärts, Antäus und Atlas! Der Bildhauer Pollux iſt Dein Geliebter? Ein großer, herrlicher Künſtler! Derſelbe, edler Titianus, von dem ich Dir eben erzählte."

„Du kennſt ihn?" frug die Gattin des Präfekten.

„Nein, aber ich komme ſoeben aus der Werkſtätte des Steinſchneiders Periander und habe da ein Modell zu einer Antinousſtatue geſehen, das einzig iſt, wundervoll, ohnegleichen. Der Bithynier als Dionyſus! Kein Phidias, kein Lyſippus brauchte ſich dieſes Werkes zu ſchämen. Pollux war abweſend, doch ich legte ſchon die Hand auf ſeine Arbeit. Der junge Meiſter ſoll ſie ſogleich in Marmor ausführen. Hadrian wird über dieſes Bildnis ſeines wundervollen, treuen Lieblings entzückt ſein.

Ihr, alle Kenner, ein jeder muß es bewundern! Ich will es bezahlen, doch es fragt sich noch, ob die Stadt oder ich selbst es dem Kaiser anbieten soll. Dein Gatte wird diese Frage entscheiden."

Arsinoe strahlte vor Freude bei dieser Mitteilung und trat bescheiden zurück; denn ein Beamter überreichte Titianus ein soeben eingelaufenes Schreiben.

Der Präfekt überlas es und sagte, indem er sich an Plutarch und die Gattin wandte:

„Hadrian erhebt Antinous zu den Göttern."

„Glücklicher Pollux!" rief Plutarch. „Ihm war es vergönnt, das erste Bildnis des neuen Olympiers zu schaffen. Ich schenke es der Stadt, und sie soll es in dem Antinoustempel aufstellen, zu dem wir den Grundstein gelegt haben müssen, bevor der Kaiser zurückkehrt. — Lebt wohl, ihr Edlen! Grüße Deinen Bräutigam, mein Kind; sein Werk gehört mir. Pollux wird unter seinesgleichen der erste werden, und ich hatte das Glück, diesen neuen, hellen Stern zu entdecken. Der achte Künstler, in dem ich etwas Rechtes erkannte, so lang er noch klein war! Dein künftiger Schwager Teuker wird auch etwas werden. Ich lasse mir von ihm einen Stein mit dem Bilde des Antinous schneiden. Noch einmal, lebt wohl, ich muß in den Rat. Es gilt, über den Tempel des neuen Gottes zu verhandeln. Vorwärts, ihr beiden!"

Eine Stunde, nachdem Plutarch die Präfektur verlassen hatte, hielt der Wagen Frau Julias vor der für ein mit Pferden bespanntes Fuhrwerk viel zu engen Gasse, die bei dem grünen Platze endete, an dem das Häuschen Euphorions lag.

Der Vorläufer Julias fand ſchnell die Wohnung der Eltern des Bildhauers, führte die Matrone und Arſinoe auf den Platz und zeigte ihnen die Thür, an die ſie zu klopfen hatten.

„Wie Du glühſt, mein Mädchen!“ ſagte Julia. „Ich will euer Widerſehen nicht ſtören; indes möchte ich Dich gern Deiner künftigen Mutter mit eigener Hand übergeben. Geh in das Haus dort, Arctus, und bitte Frau Doris herauszutreten. Sage nur, es wünſchte ſie jemand zu ſprechen, nenne aber nicht meinen Namen.“

Das Herz Arſinoes ſchlug ſo heftig, daß ſie der gütigen Beſchützerin kein Wort des Dankes zu ſagen vermochte.

„Tritt hinter dieſe Palme,“ bat Julia.

Arſinoe gehorchte, es war ihr aber, als führte ſie nicht der eigene, ſondern ein fremder Wille in den Verſteck. Auch hörte ſie nichts von dem Anfang des Geſpräches der Römerin mit Frau Doris. Sie ſah nur das alte, liebe Geſicht der Mutter ihres Pollux, und trotz der geröteten Augen und der Falten, mit denen der Gram es durchfurcht, konnte ſie ſich nicht ſatt an ihm ſehen. Es erinnerte ſie an die glücklichſten Tage ihrer Kindheit, und am liebſten wäre ſie gleich vorwärts geeilt und hätte ſich der guten, freundlichen Frau an die Bruſt geworfen.

Jetzt hörte ſie, wie die Matrone ſagte:

„Und ich bringe ſie Dir. Sie iſt noch ebenſo lieblich und jungfräulich ſchön, wie ſie damals war, als wir ſie im Theater zum erſtenmal ſahen.“

„Wo iſt ſie, wo iſt ſie?“ frug Doris mit zitternder Stimme.

Julia wies auf die Palme und wollte das Mädchen rufen, aber ihr Schützling hatte diesmal die Sehnsucht, einem geliebten Menschen um den Hals zu fallen, nicht zu bändigen vermocht; denn Pollux war aus der Thür getreten, um zu sehen, wer seine Mutter gerufen, und ihn erblicken und ihm mit einem lauten Jubelruf in die Arme zu stürzen, war für Arsinoe eins gewesen.

Julia schaute den beiden mit feuchten Augen zu, und als sie nach manchem freundlichen Worte für die Alten wie für die Jungen von dem glücklichen Menschenvereine Abschied nahm, sagte sie:

„Deine Ausstattung muß ich besorgen, mein Mädchen; und diesmal, denk' ich, sollst Du sie brauchen, und zwar nicht nur für eine flüchtige Stunde, sondern für ein langes, glückliches Leben."

Am Abend dieses Tages scholl aus dem Häuschen Euphorions lauter Gesang. Doris und ihr Mann, Pollux, Arsinoe, Diotima und Teuker lagen bekränzt bei der mit Rosen umwundenen Amphora und ließen die Lust und die Freude, die Kunst und die Liebe samt allen anderen Gaben der Gegenwart leben. Das volle Haar der glücklichen Braut war wieder mit schönen blauen Bändern durchflochten.

Drei Wochen später traf Hadrian in Alexandria ein.

Er hielt sich fern von allen Festen, die zu Ehren des Gottes Antinous gefeiert wurden und lächelte ungläubig, als man ihm mitteilte, ein neuer Stern sei am Himmel erschienen und das Orakel habe ihn für die Seele seines Lieblings erklärt.

Als der reiche Plutarch den Kaiser und sein Gefolge zu dem Bacchus Antinous führte, den Pollux in Thon

vollendet hatte, war Hadrian tief ergriffen und wünschte den Schöpfer dieses edlen Kunstwerks kennen zu lernen.

Keiner seiner Begleiter hatte den Mut, den Namen Pollux vor ihm auszusprechen; nur Pontius wagte es, für den jungen Freund einzutreten. Er erzählte Hadrian die Geschichte des unglücklichen Künstlers und bat ihn, ihm zu verzeihen.

Der Kaiser nickte ihm beifällig zu und sagte:

„Um dieses Verstorbenen willen sei ihm vergeben."

Pollux wurde ihm zugeführt, der Herrscher reichte ihm die Hand, drückte die seine und rief:

„Die Himmlischen nahmen mir seine Liebe und Treue, Deine Kunst aber erhielt mir und der Welt seine Schönheit." —

Jede Stadt im Reiche beeiferte sich, dem neuen Gotte Tempel zu bauen und Bildsäulen zu errichten, und Pollux, der glückselige Gatte Arsinoes, sollte für hundert Orte Statuen und Büsten des Antinous herstellen. Doch er wies die meisten Bestellungen zurück und gab kein Werk als das seine aus den Händen, das er nicht selbst nach einer neuen Auffassung geformt. Die Nachbildung seiner Arbeiten überließ er anderen Künstlern.

Sein Meister Papias kehrte nach Alexandria zurück, doch er wurde dort von den Kunstgenossen mit so kränkender Verachtung zurückgewiesen, daß er sich in einer unglücklichen Stunde das Leben nahm.

Der junge Teuker wuchs zum berühmtesten Steinschneider seiner Zeit heran.

Frau Hanna verließ bald nach Selenens Märtyrertode die Nilstadt Besa. Es war ihr das Amt der obersten Diakonissin in Alexandria übertragen worden, und sie

wirkte in dieſer anſehnlichen Stellung ſegensreich bis in ihr ſpätes Alter.

Die verwachſene Maria blieb in dem Nilorte zurück, den Hadrian zu der glänzenden Stadt Antinoë erweitern ließ. Sie beſaß dort zwei Gräber, von denen ſie ſich nicht zu trennen vermochte.

Vier Jahre nach der Vermählung Arſinoes mit ihrem Geliebten rief Hadrian den Bildhauer Pollux nach Rom. Er ſollte dort die Statue des Kaiſers auf einem von vier Roſſen gezogenen Wagen herſtellen. Dies Werk war beſtimmt, ſein von Pontius erbautes Mauſoleum zu krönen, und Pollux führte es in ſo bewunderungswürdiger Weiſe aus, daß der Kaiſer ihm nach ſeiner Vollendung lächelnd ſagte:

„Jetzt haſt Du Dir das Recht erworben, über die Werke anderer Meiſter den Stab zu brechen.“

In Ehren und großem Wohlſtand ſah Euphorions Sohn und ſeine am Tiber vielbewunderte, treue Gattin Arſinoe ihre Kinder zu tüchtigen Bürgern heranwachſen. Sie blieben Heiden, doch die chriſtliche Liebe, die Eumenes der Pflegetochter Paulinas gezeigt hatte, wurde niemals von ihr vergeſſen, und ſie gewährte ihr in ihrem Herzen und Hauſe eine freundliche Stätte.

Doris ſchlummerte wenige Monate vor der Abreiſe des jungen Paares friedlich ein, und ihr Gatte ſtarb ihr bald nach. Die Sehnſucht nach der heiteren Gefährtin war die Krankheit, der er erlag.

Der Baumeiſter Pontius blieb auch am Tiber der Freund des Bildhauers. Balbilla und ihr Gatte gaben ihren entſittlichten Landsleuten das Beiſpiel einer würdigen Ehe im Sinne des alten Roms. Die Büſte der Dichterin

wurde von Pollux noch in Alexandria vollendet, und ſie fand mit all ihren Locken und Löckchen Gnade vor den Augen Balbillas.

Verus durfte bei Lebzeiten des Kaiſers den Titel „Cäſar" führen; doch ſtarb er nach langem Siechtum vor Hadrian. Lucilla pflegte ihn mit treuer Hingebung und genoß mit tiefem Schmerz das heiß erſehnte Glück, ihn allein zu beſitzen. Ihrem Sohne wurde in ſpäteren Jahren der Purpur zu teil.

Die Vorausſagung des Präfekten Titianus ging in Erfüllung.

Die Fehler des Kaiſers wuchſen mit den Jahren, die kleinlichen Seiten ſeines Denkens und Seins traten ſchroffer hervor.

Titianus und ſeine Gattin führten am Lariusſee, fern von der Welt, ein zurückgezogenes Leben und empfingen beide vor ihrem Ende die Taufe. Sie vermißten niemals die Unruhe der nach Luſt jagenden Welt und ihren glänzenden Schein; denn es war ihnen gelungen, die Schönheit des Lebens in ihr Herz zu verpflanzen.

Der Sklave Maſtor brachte Titianus die Botſchaft vom Tode ſeines Gebieters. Hadrian hatte ihm noch bei Lebzeiten die Freiheit geſchenkt und ihn mit einem hohen Legate bedacht. Der Präfekt gab ihm ein Landgut in Pacht und verkehrte ſpäter freundlich mit dem chriſtlichen Nachbar und ſeiner lieblichen Tochter, die unter den Glaubensgenoſſen ihres Vaters herangewachſen war.

Nachdem Titianus ſeiner Gattin die Trauerbotſchaft mitgeteilt hatte, ſagte er ernſt:

„Ein großer Fürst ist geschieden. Das Kleine, das den Menschen Hadrian entstellte, soll die Nachwelt vergessen; denn der Herrscher Hadrian war einer von denen, die das Schicksal dahin stellt, wohin sie gehören, und die, treu ihrer Pflicht, rastlos ringen bis an ihr Ende. Mit weiser Mäßigung vermochte er es über sich, den Ehrgeiz zu zügeln und dem Tadel und Vorurteil aller Römer zu trotzen. Die Provinzen aufzugeben, deren Erhaltung die Kraft des Staates erschöpft haben würde, war gewiß der schwerste und vielleicht der weiseste Entschluß seines Lebens. — Das neu von ihm begrenzte Reich hat er von einem Ende zum andern, ohne Scheu vor Frost oder Hitze, durchwandert und alle seine Teile so eifrig kennen zu lernen gesucht, als wäre der Staat ein ererbtes Landgut. Seine Herrscherpflicht trieb ihn auf Reisen und seine Wanderlust erleichterte es ihm, diese Pflicht zu erfüllen. Er wurde von der Leidenschaft bewegt, alles zu verstehen und zu erlernen. Selbst das Unfaßbare setzte seinem Wissensdrange keine Schranken, und stets bestrebt, weiter zu schauen und tiefer zu grübeln, als es dem Menschengeist erlaubt ist, bot er einen großen Teil seiner mächtigen Kraft auf, um den Vorhang niederzureißen, der künftige Schicksale bedeckt. — Niemand hat so viele Nebendinge betrieben wie er, und doch hat kein anderer Kaiser die Hauptaufgabe seines Lebens, die Macht des Staates zu festigen und zu behüten und das Wohlsein der Bürger zu steigern, gleich unbeirrt im Auge behalten."

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

In unserem Verlage sind erschienen:

Hans Georg Portner. Eine alte Geschichte von **August Sperl.** 4. Auflage. Geheftet M. 7.—, elegant gebunden M. 8.—

Ein wirklich meisterhaftes Werk! Es ist geschrieben, wie der historische Roman geschrieben sein soll. Ueber dem Ganzen weht der unbeschreibliche Zauber der Poesie, den nur ein Dichter zu schaffen versteht, der aber alle poetisch Empfindenden mit sich in Dichters Lande führt. Münchner Neueste Nachrichten.

Auch Einer. Eine Reisebekanntschaft von **Friedrich Theodor Vischer.** Mit Lichtdruck nach Professor Donndorfs Büste. 9. Auflage. Geheftet M. 9.—, elegant gebunden M. 11.—, in Liebhaberband M. 13.—

Eines der eigenartigsten Bücher, die in deutscher Sprache geschrieben sind; in seinem Durcheinander von Erzählung und Tagebuch unendlich kunst- und formvoll. Leipziger Zeitung.

Die Sebalds. Roman aus der Gegenwart. Von **Wilhelm Jordan.** 3. Auflage. 2 Bände. Geheftet M. 10.—, elegant gebunden M. 12.—

Das Buch bietet ein liebliches Bild, so sonnig, durchgeistigt und rein wie wenige Romane der letzten Jahre. Ein Werk, das man einmal gern und nicht mit Unlust auch zweimal liest. Kölnische Zeitung.

So wachsen deiner Seele Flügel. Roman. Von **Bernhardine Schulze-Smidt.** 2. Auflage. 2 Bände. Geheftet M. 6.—, elegant gebunden M. 8.—

Die Herzensgeschichte ist aus einer solchen Fülle von Welt- und Menschenkenntnis heraus geschrieben, daß man sagen darf, die Verfasserin hat mit ihrem Buch auf dem Gebiet des deutschen Liebesromans für unsre immer noch zu Recht bestehende Empfindungsweise Allgemeingültiges geschaffen. Schwäb. Merkur, Stuttgart.

Herrgottsfäden. Roman von **Ernst Zahn.** 3. Auflage. Geheftet M. 3.—, elegant gebunden M. 4.—

Mit sicherer Hand zeichnet der Dichter die Charaktere der fesselnden Erzählung und bekundet sich auch in seinem neuesten Werk als Meister der Naturschilderungen. Thurgauer Zeitung, Frauenfeld.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Geschenkbücher für Damen.

Aus der Töchterschule ins Leben. Ein allseitiger Berater für Deutschlands Jungfrauen. Herausgegeben v. **Amalie Baisch.** 9. Auflage. In Original-Einband M. 6.—

Ein Buch von seltener Reichhaltigkeit, das deutschen Mädchen im großen wie im kleinen mit gutem Rat zur Seite steht.
Münchner Neueste Nachrichten.

Ins eigene Heim. Ein Buch für erwachsene Mädchen und junge Frauen von **Amalie Baisch.** 4. Auflage. In Original-Einband M. 6.—

Wer einem jungen Mädchen, einer Braut, einer jungen Frau ein ebenso schönes und anziehendes als praktisches litterarisches Geschenk machen möchte, dem kann dieses treffliche Buch mit bestem Gewissen warm empfohlen werden. Schweizer. Familienwochenblatt, Zürich.

Die elegante Hausfrau. Mitteilungen für junge Hauswesen. Von **Frau Isa von der Lütt.** 4. Auflage. In Original-Einband M. 5.—

Wir können das Büchlein nur warm empfehlen. Es lehrt nicht nur, wie man sich im gesellschaftlichen Verkehr zu benehmen hat, sondern auch, wie man seine Mittel anwenden muß, um, ohne irgendwie anzustoßen, allen Ansprüchen, welche die Gesellschaft stellt, zu genügen. Von Haus zu Haus, Leipzig.

Deutsches Kochbuch. Von **Margarete v. Bennigsen.** Mit Zierleisten und Schlußstücken. In Original-Einband M. 6.—

Die Rezepte sind so klar und leicht verständlich verfaßt, daß es auch für weniger tüchtige Köchinnen keine Schwierigkeiten hat, danach zu arbeiten. Schweizer Frauenheim, Zürich.

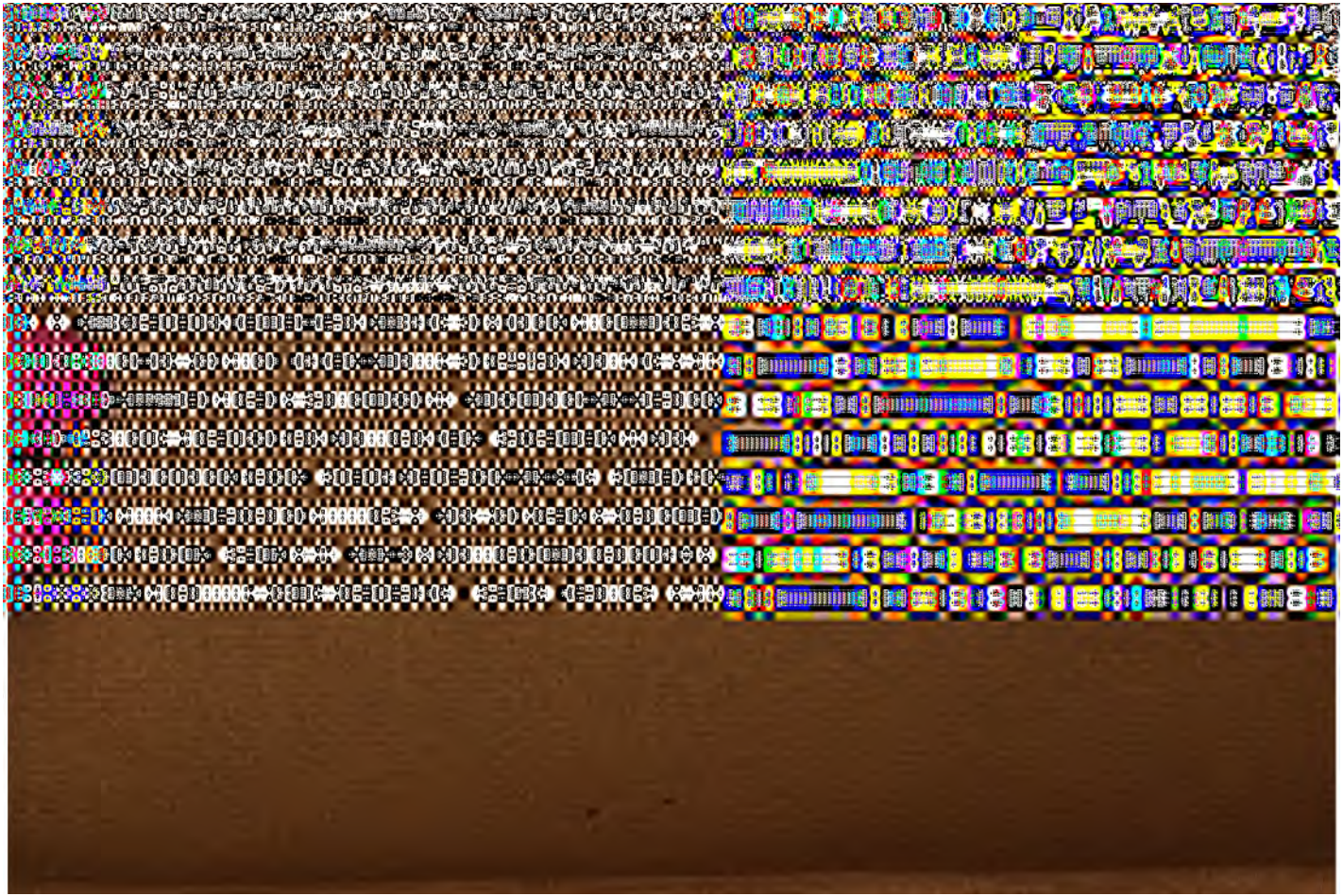
Vom Schulmädel bis zur Grossmutter. Plaudereien von **Tony Schumacher.** 3. Auflage. In Leinwand gebunden M. 4.—, in Seide gebunden M. 5.—

Die wunderhübschen Plaudereien schildern mit herzigem Humor Schulmädel und Backfisch, Liebes- und Brautleben, Eheluft und Eheleid und führen schließlich auch in des Lebens Abendröte, in Großmutters Stübchen. Ein Büchlein voll Schalkheit und Innigkeit, voll Ernst und Poesie. Der Bazar, Berlin.

Spaziergänge ins Alltagsleben. Plaudereien von **Tony Schumacher.** Elegant gebunden M. 4.—

Ein Brevier modernen weiblichen Weltverstandes, nicht so neu, daß man zu sagen vermöchte, es habe aus früherer Zeit keine litterarischen Vorbilder, aber nützlich und lesenswert genug, um rückhaltlos freundliche Empfehlung zu verdienen. Neue Freie Presse, Wien.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.



PT
1851
E5K2
1902
v. 2

braries
ia

ate due.